

11

1932

Sächsische

Z	4°
---	----

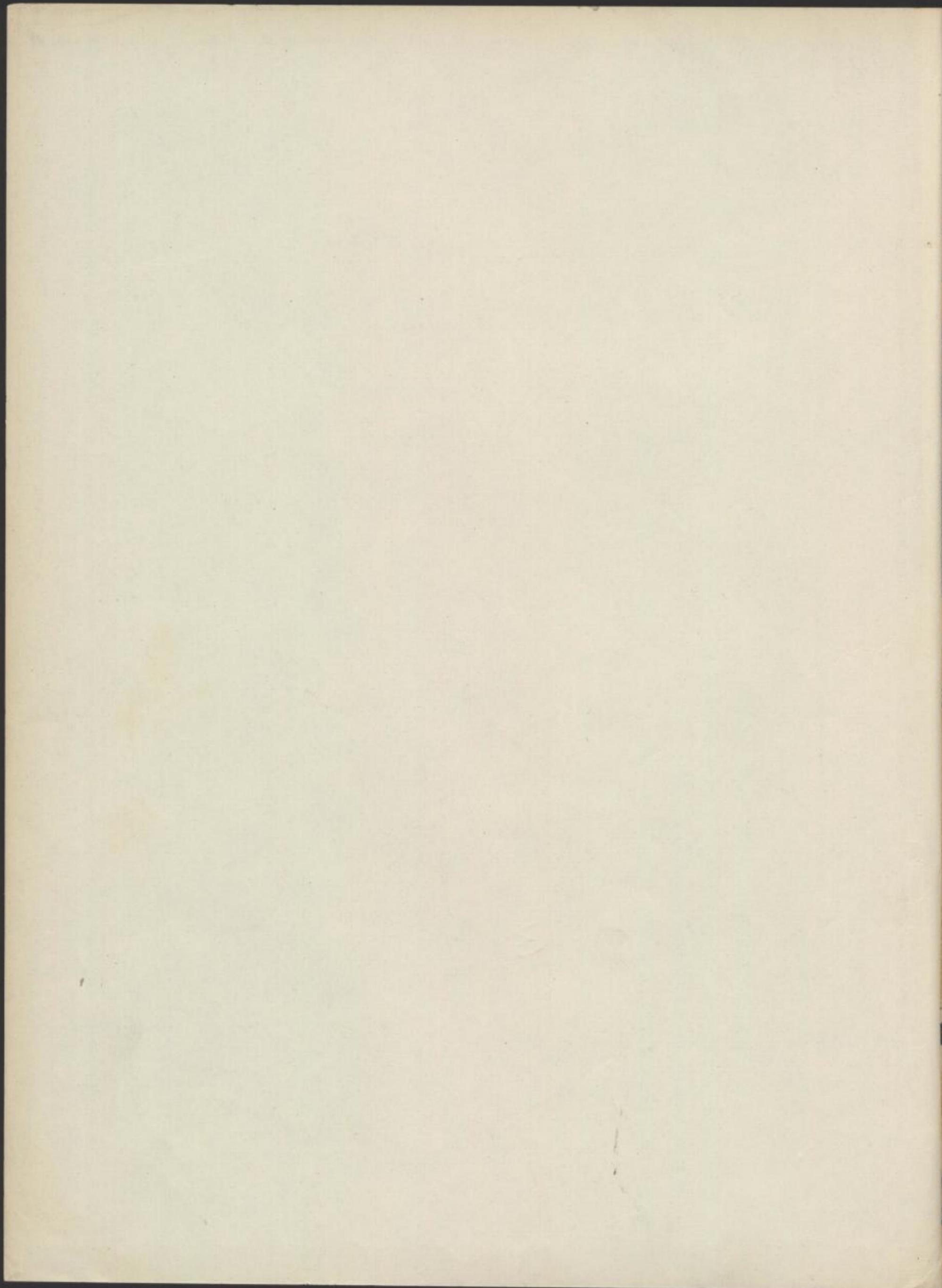
280

Landesbibl.

Sächsischer
Bauernkalender
1932

Veranstaltet von der Landwirtschaftskammer für den
Freistaat Sachsen

Herausgegeben von Dr. Kurt Hildebrandt
Redigiert von Prof. Ernst Buermann, Direktor, Landw. Versuchsanstalt
Dresden, sowie Dr. Fritz Dörmann, Landw. Versuchsanstalt, und anderen

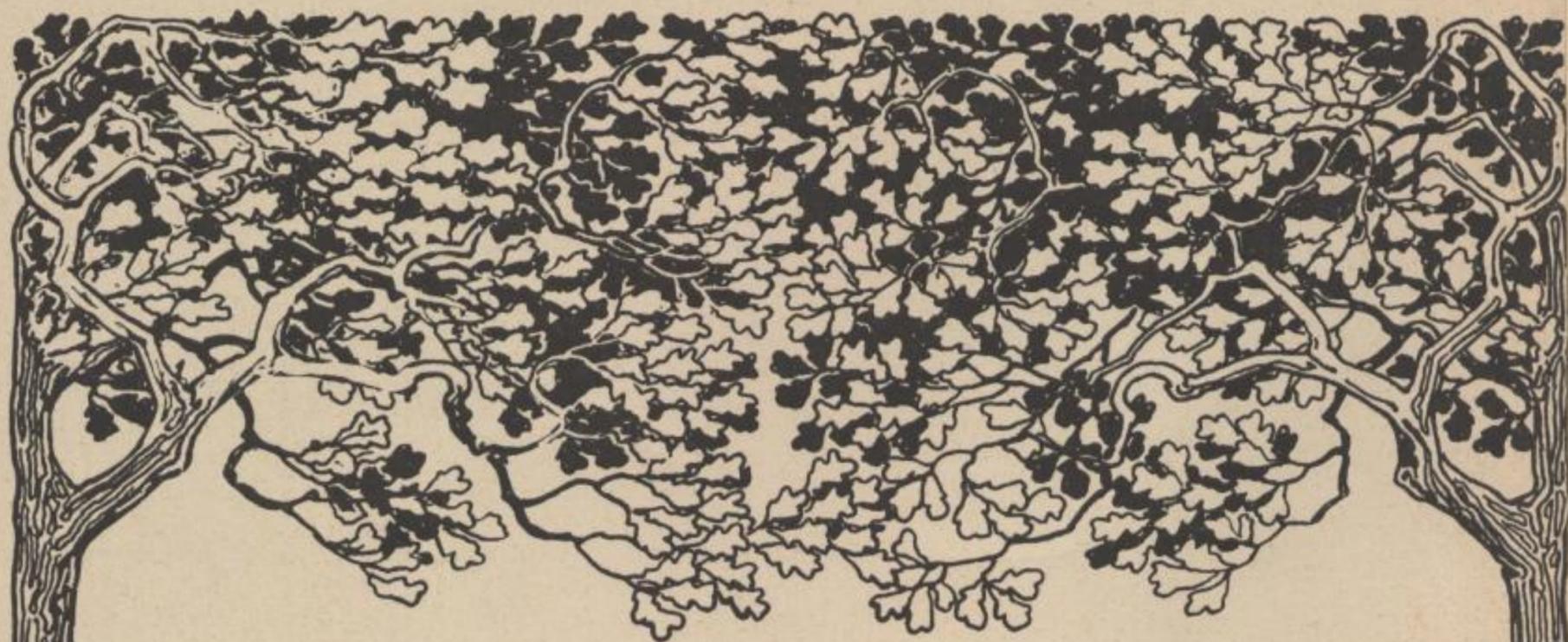




Sächsischer
Bauern Kalender
1932

herausgegeben v.d. Landwirtschaftskammer für den
Freistaat Sachsen

Bearbeitet von Dr. Horst Höfer, Weissen
gebildet von Prof. Ernst Liebermann, München, Tiermaler Karl
Lagner, Zehlendorf, Alfred Wessner-Collenbey, Halle und Anderen.



Alle Gesinnungskräfte sind in Zukunft noch mehr als in der Vergangenheit die Kapitalien der Nation. Wir können nicht materialistisch denken wollen, weil wir dabei zugrunde gehen, denn wenn der Mensch sich nur als Erzeugniß der wirtschaftlichen Verhältnisse ansieht, muß er bei sinkender Wirtschaft selber sinken. Daß aber ist es, was wir um jeden Preis vermeiden sollen. Obwohl wir ärmer, mühseliger und gebundener sein werden, müssen wir unser Haupt hochhalten im Glauben an den Menschheitswert unseres Volkes.

Friedrich Naumann

Sächsische
Landesbibliothek
21. DEZ 1960
Dresden

Naumann

Kurze Erläuterungen

zu den

12 Monatsbildern von Prof. Ernst Liebermann in München

im 11. Jahrgang des Sächsischen Bauernkalenders, für 1932.

Monat Januar: Dorfstraße in Göda (Amtsh. Bautzen).

Göda, 7,5 Kilometer westlich von Bautzen an der nach Bischofswerda—Dresden führenden Staatsstraße gelegen, war schon in vorchristlicher Wendenzeit Mittelpunkt eines Wehr- und Gerichtsbezirks. 1006 schenkte König Heinrich II. drei Kastele, darunter Göda, dem Bischof Eiko (Eido) zu Meissen. Bis Ende des 10. Jahrhunderts ist es Sitz eines Burgwarts. Heute überrascht den Fremden die Größe und Schönheit des Gotteshauses, das mit seinen Doppeltürmen weithin sichtbar in die Lande grüßt. Wohl schon Eiko erbaute hier um 1010 die erste christliche Kapelle im Milzener Wendenlande, doch erst Bischof Benno (1066—1106), dessen Mutter Bezelä Gräfin Woldenburg auf dem hiesigen Pfarrgute gern weilte, errichtete 1076 hier die erste eigentliche Kirche. Der Erbauer der jetzigen Kirche (1512) ist Bischof Johann IV. von Salhausen (1487—1518). 1580 brannte der Dachstuhl und der obere Teil des Turmes ab, dabei wurde auch „das herrliche Geläut von 6 schönen, meist großen Glocken, wie es nicht bald in einer Stadt mit der Harmonie und Klang zu finden war, zu Klumpen geschmelzt“. Erst 1590 erhielt Göda zwei neue, von Martin Hilger in Freiberg gegossene Klang- und formschöne Glocken, dazu 1823 die kleine, von Grubl in Kleinwelka gegossen. Es sind die noch vorhandenen, da sie kein Opfer des Weltkrieges wurden. 1892 wurde die Kirche gründlich erneuert (Architekt Schramm), der Turm erhielt zwei schiefergedeckte Spitzen. Die Parochie wurde erst am 3. November 1851 fest umgrenzt, ihr gehören seitdem 41 Ortschaften bzw. Ortsteile an, die 27 politische Gemeinden bilden, darunter noch 17 Rittergüter. Die Reformation wurde 1559 gewaltsam eingeführt, nachdem Kurfürst August sein Amt Mühlberg gegen Stolpen ausgetauscht hatte. (Vergl. auch S. 53.) Die kirchlichen Lehne, die 1509 einmal für 4000 Gulden verkauft und 1539 wieder zurückgekauft wurden, stellen einen ansehnlichen Besitz dar. Das Pfarrlehn umfaßt 32 Hektar, das Diakonatlehn 18,59 Hektar, das Kirchschullehn, durch Verkauf von Baustellen zusammengeschrumpft, noch 1,5 Hektar, und der Kirchwald bei Lautewalde 9,58 Hektar. Sämtliche Liegenschaften — St. Bennos Fluren — sind an die Bewohner von Göda verpachtet, deren Hauptberuf die Landwirtschaft ist. Mehrere größere Güter übertrug das Stiftsgut, 106 Hektar, Besitzer Oskar Klemm. Doch es blühen auch Handel und Gewerbe; so wird z. B. die Gagelsche Töpferei von Fremden gern besucht. Die Staatsstraße, jetzt eine Schlagader des rüstigen Autoverkehrs vom Osten nach dem Westen, ist erst 1820 angelegt. Unser Bild zeigt die alte Dorfstraße, auf welcher die Wenden Jahrhunderte lang zu den Gottesdiensten hinaufzogen, auf welcher auch Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland im Dezember 1812 und vor der Schlacht bei Bautzen im Mai 1813 durch Göda gekommen ist. Sie führt zunächst zum Dorfplatz mit dem Denkmal für die aus dem Orte Göda Gefallenen, während das Denkmal für die ganze Kirchfahrt mit 145 Namen sich an der Ostseite der Kirche befindet. Das Wendentum geht stark zurück und mit ihm leider manche gute alte Sitte.

Gerhard Voigt, Pfarrer in Göda.

Monate Februar und März:

Bockwindmühle Ischoppach bei Leisnig.

Weit hinaus ins Land winkt mit ihren vier großen Armen die Ischoppacher Windmühle. Und 11 Windmühlen winken ihr aus der Umgegend wieder zu. Ihre kleinen Fenster gewähren einen Ausblick bis zum Colm und bis zum Kochliger Berg. Es ist eine Bockmühle. Auf den sechs quergestellten Beinen steht eine 80 Zentimeter starke Holzsäule, der Mühlenständer, und darauf lagert drehbar und gut ausbalanciert der 5 Meter lange und 80 Zentimeter hohe und breite eichene Mühlbalken. Auf diesem Mühlbalken ruht die ganz Mühle und kann daher mit Hilfe des Sterzes (der Balken, der im Bilde von der Mühle nach dem Müllerhaus ragt) nach den Winde gedreht werden.

Wir steigen die äußere Treppe hinauf und schauen das Innere der Mühle, das uns das Bild für Monat Februar zeigt. Rechtswinklig zum Mühlbalken zieht sich durch die Mühle eine 70 Zentimeter starke, eichene Welle. Außen trägt sie die Windmühlensflügel und innen, gleich hinter den Flügeln, ist an ihr das große Mühlrad

befestigt, das mit seinen Holzapfen die Achsen der Mühlsteine bewegt. Müller Wille schüttet auf. 40 Jahre schaltet er schon in der Mühle, und es ist interessant, wenn er von seinem Beruf erzählt. Er hat „auf Wind gelernt“, versteht sich aufs Wetter, beobachtet die Wolkenbildung, kennt den Wolkenzug und versteht es, den Wind in seinen Dienst zu spannen und seine Launen zu zähmen. Im Volksmunde heißt die Ischoppacher Mühle die „Hölschen“-Mühle, wohl abzuleiten von „Hölzchen“; es stand dort früher ein kleines Waldstück.

Dr. Reuter in Döbeln.

Monat April:

Schäfer und Herde vom Landesschulgut Kloster Buch bei Leisnig, der Fürsten- und Landesschule Grimma gehörig.

Dem Kalendermaler ist im Tale der Freiberger Mulde zwischen Döbeln und Leisnig ein Schäfer mit Hund und Herde in den Weg gelaufen. Dieses uralte Motiv hat schon Tausende von Malern gereizt. So häufig wie früher ist es nicht mehr anzutreffen. Die Baumwolle hat die deutsche und überhaupt europäische Schafhaltung so gut wie unrentabel gemacht. Viele „Schäfereien“ stehen leer oder sind dem Jungvieh eingeräumt. Immerhin gibt es nach der letzten Zählung in Sachsen noch 60 000 Schafe und etwa 200 Berufsschäfer. Der hier abgezeichnete „Schafmeister“ gehört zum Vorwerk Lautendorf, dieses zum Kloster Buch und dieses hinwiederum zur Fürsten- und Landesschule Sankt Augustin in Grimma.

S. S.

Monat Mai: Fuchsmühle bei Bösenbrunn im Vogtland.

Bei Pirk südlich von Plauen laufen fast in einem Punkte drei Täler auf die Wälder zu, das Kemnitztal, an dem das im 1929er Kalender beschriebene Geilsdorf liegt, das Feilebachtal und endlich das Triebeltal. In letzterem ist, etwa eineinhalb Stunden von Pirk entfernt, nicht weit hinter dem Dorfe Bösenbrunn, die Fuchsmühle zu suchen. Es ist gewissermaßen eine Doppelmühle. Mit dem Wohnhaus verbunden ist eine Mahlmühle mit neuzeitlichen Einrichtungen. In Steinwurfweite von ihr steht die Brettmühle ganz für sich. Ein hölzernes Wassergerinne ist kurz vor der Mahlmühle dahin abgezweigt. Professor Liebermann hat sich die Brettmühle als Motiv gewählt. Gegenüber dem Wohnhause mit der Mahlmühle befindet sich die Scheuer mit Stallungen; Einzelställe für die Schweine öffnen sich in alter Art nach außen. 11 Acker Land gehören zum Mühlgut; 10 Kinder stehen im Stall.

Seit 1748 besitzt die Familie Jahn das Anwesen in seiner wald- und wiesenreichen Umgebung.

In der Zeit der Hörigkeit war die Fuchsmühle dem nahen Rittergut Bösenbrunn zins- und frondpflichtig, und zwar mit 15 Scheffel Roggenmahlen, mit Schneiden von 20 Klögern und mit dem Halten eines Jagdhundes.

In unmittelbarer Nähe der Mühle lag früher eine der vorzüglichsten Kupferzechen des Vogtlandes: „Hoff auf Gott“. Heute ist davon so gut wie nichts mehr zu sehen. Der Fuchsmüller bezieht aber noch aus den alten Stollen das Trinkwasser.

S. S.

Monat Juni: Eingang ins Kleebergische Gut in Graumnitz (Amtsh. Oschatz).

Das Bild zeigt den einen Eingang zum Vierseitgehöft des Gutsbesitzers Erich Kleeberg in Graumnitz, etwa halbwegs zwischen Döbeln und Mügeln (Bez. Leipzig). Ungefähr 300 Jahre war es im Besitze der Familie Däbritz, aus der die Mutter des jetzigen Besitzers stammt. Das Besitztum ist 80 Acker groß. 1913 erfolgte die staatliche Zusammenlegung. 55 Acker liegen direkt an Gute, der Rest etwas weiter, aber alles ist sehr leicht zu bewirtschaften. Sommerlehnigkeit herrscht vor. 72 Acker sind, bei 7-Felderwirtschaft, unterm Pflug und haben Klee-, Rüben- und Weizenboden, 5 Acker sind Wiesland, das Uebrige entfällt auf Obst- und Gemüsegarten, sowie auf Teichfläche und Hofraum. Der Viehstand besteht aus 7 Pferden, 28 Rindern und etwa 40 Schweinen. — Die noch stehenden älteren Gebäude, wozu das gezeichnete gehört, stammen aus den Jahren 1744—1777. — Der Junge im Vordergrund, namens Kolf, ist der Stammhalter der derzeitigen Besitzersfamilie.

E. Kl. in G.

Monat Juli: Die Andrásche Wassermühle im Ketzerbachtale zu Schieritz (Amth. Meissen).

Der Ketzertbach, den man amtlich „Die Lommatsch“ oder „Das Lommatscher Wasser“ nennt und der seinen Lauf zur Elbe durch den größten Teil der gesegneten und vielbenedeten Lommatscher Pflege nimmt, treibt von alterher manche schöne Mühle. Eine der stattlichsten, leistungsfähigsten und malerischsten Wassermühlen dieser Gegend — sonst hätte sie der Malerprofessor Ernst Liebermann zu zeichnen wohl abgelehnt — ist die Schloßmühle zu Schieritz. Gewiß mag manche Urkunde über sie im Sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden liegen, aber wer hat Zeit, darin zu forschen? Geschichtlich erwiesen ist, daß die Mühle am 1. Oktober 1795 von den Erben Dietrichs von Schleinitz auf Schieritz als Erbpachtgrundstück aus dem eigentlichen Rittergutsbesitz ausgeschieden wurde. Der Erbpachtzins betrug 100 Taler, und sonst hingen noch allerlei Frondienstleistungen zugunsten der ehemaligen Herrschaft an der abgetretenen Mahlmühle. Sie war 1795 schon mit vier Mahlgängen ausgestattet. Ein Postbuch von 1825 verzeichnet deren fünf. Als Besitzernamen werden Knüpfer und Hennig genannt, bis 1888 die aus Niederlau stammende Familie Andrá das Anwesen, übrigens mit 8 Aekern landwirtschaftlich genutzter Fläche ausgestattet, übernahm. Seit 1900 wurde die Wasserkraft der Mühle Otto Andrá auch für eine elektrische Zentrale ausgenutzt, die bis in die Inflationsjahre hinein das Rittergut Schieritz und einige andere Anwesen mit elektrischer Beleuchtung versorgte. Zur Zeit besitzt und bewirtschaftet die Schloßmühle, die auch ein in weiten Kreisen geschätztes Brot bäckt, Herbert Andrá. Rechts im Hintergrunde ist bereits jenseits der Staatsstraße Meissen — Jehren — Lommatsch Schloß Schieritz sichtbar, seit Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts Dr. Emil Günther gehörig.

Dr. Erwin Andrá in Meissen.

Monat August:

Blick auf den Lilienstein von der linken Elbseite aus.

Unterhalb von Königstein beschreibt die Elbe einen mächtigen Bogen, wie sonst nicht ein zweites Mal auf sächsischem Gebiete. Im Landvorsprung dieses Bogens, unweit des Dorfes Weißig, hat der Maler Professor Ernst Liebermann auf seinem Feldstuhl gesessen, um den Lilienstein zu zeichnen. Es ist gerade Ernte des Roggens, der hier auf dem lössähnlichen Lehmboden gut gedeiht. Der Elbstrom ist nicht sichtbar, weil er tiefer dahinfließt. Jenseits steigt mit Nadelholz und Birkenbäumen der Hang empor, aufgerissen durch einen Steinbruch. Dann breitet sich eine Hochebene aus, die man hierzulande treffend „Ebenheit“ nennt. Auf ihr ragt als Rest einer zweiten, noch höheren Ebenheit der Lilienstein empor. Nur 411 Meter über dem Meeresspiegel, ist er gleichwohl der auffallendste und imposanteste Berg des Elbsandsteingebirges, das man nicht gerade geschmackvoll und wenig selbstbewußt meist „Sächsische Schweiz“ nennt.

S. S.

Monat September:

Gehöfte in Wüstenschletta bei Marienberg im Erzgebirge.

Bei einer Wanderung auf der Landstraße von Marienberg nach Großröderwalde streift man das nach Marienberg eingemeindete Dörfchen Wüstenschletta. Dieses Bauerdörfchen, von dem die Geschichte von 1323 meldet, daß es eine wüste, verlassene Dorfstätte sei, blühte 1819 mit der Entwicklung des erzgebirgischen Silberbergbaues wieder auf und zog viele Kolonisten an sich. Herzog Heinrich der Fromme brachte einen großen Teil der Einwohner dieses Dorfes 1521 „in eine Stadtgemeinschaft“, die zunächst den Namen Schletta führte, dann aber von ihrem Gründer St. Marienberg genannt wurde. Heute besteht Wüstenschletta aus 15 Bauerngehöften, von denen das obige Bild das Ernst Böhm'sche Gut zeigt. Dieses Gut in 630 Meter Höhenlage mit seiner französisch-geschlossenen Hofanlage, hat eine Größe von 26,5 Hektar. Hiervon sind 2 Hektar Wiese, während 12 Hektar dem Ackerbau und 12 Hektar dem Getreide- und Hackfruchtbaue dienen. Der Viehstand umfaßt 2 Pferde, 1 Zuchtbullen, 10 Kühe, 2 Stück Jungvieh und 3 Schweine.

Am Schlettenberg gelegen, bietet das Gehöft mit seiner schönen Anlage ein schönes Bild in der erzgebirgischen Landschaft.

A. Borchers in Marienberg.

Monat Oktober: Im Rebgeleinde der Spaarberge, im Hintergrunde Burg und Dom zu Meissen.

Jeder Stand hat seine Plage, hat seine Sorgen, insbesondere in diesen bitterernsten Zeiten. Aber keiner ist wohl so reich an

Mühen, die so oft sich nicht lohnen, an Hoffnungen, die sich selten erfüllen, als der der Weinbauern. Unendliche Liebe zur Scholle und zum Beruf gehört dazu, immer wieder den Spaten zur Hand zu nehmen und die Hacke zu schwingen, zu düngen und zu schneiden, zu schwefeln und zu spritzen, wenn man weiß, daß eine einzige frostige Maiennacht, eine verregnete Blütezeit, einige geile, dem Schädlingwachstum günstige Tage genügen, um die Arbeit eines ganzen Jahres zunichte zu machen.

Dabei gibt es keine Pflanze in unserem Vaterlande, die so empfindlich für gleichgültige, so dankbar für verständige Pflege ist, als die Weinrebe. Das hat man auch hier an unserer Elbe erkannt. Die neuesten Ergebnisse von Praxis und Wissenschaft und, nicht zuletzt, die Opferfreudigkeit der Weinbauern, diese drei Faktoren, haben es zuwege gebracht, daß den frohen Elbesäbner heute ein Kranz grüner Rebenbügel begleitet von der Lösnitz durch Meissen bis nach Seußlig-Merschwitz, wo die Berge dem Flachland weichen. Mit dem sächsischen Weinbau, der noch vor hundert Jahren über 25 000 Menschen ernährte und der um 1885 dem Untergange nahe war (Reblaus!), geht es mächtig vorwärts. Der Meißener Weinbauverein, der Rat der Stadt Meissen und die staatliche Lehranstalt Hoflösnitz haben in edlem Wettstreit mit einzelnen Weinbauern Tausende und aber Tausende junge veredelte Reben angepflanzt, mustergültig; und die Weinberge brauchen die Kritik der Sachmänner von Rhein und Mosel nicht zu scheuen. Ein edler Tropfen wächst in unserem Vaterlande jetzt an den Süd- und Westhängen der Elbberge. Eine neue Blütezeit des sächsischen Weinbaues hat begonnen. Möge die Vorsehung ihre schützende Hand über ihn halten, so daß unsere Kinder und Kindeskinde später einmal sagen können: „Gerade zu der Zeit, da unser Vaterland, zerrissen durch unseligen inneren Hader, versklavt durch äußere Feinde, todkrank am Boden lag, gerade damals hatten diese Menschen, deren Zukunft dunkel und gewitterhaft, den Mut, Reben zu pflanzen, sie zu begen und zu pflegen, also etwas zu tun, dessen wirklicher und voller Ertrag erst uns zugute gekommen ist.“

Das obige Bild zeigt uns einen Winzer, wie er die Weinblätter mit Kupferzuckeralkalibruhe bespritzt, um seine Pfleglinge gegen die schädlichen Wirkungen des falschen Mehltaues (*Peronospora*) zu schützen. Der Weinberg liegt im Spaaergebirge. Im Hintergrunde ragen Burg und Dom des tausendjährigen Meissens. Wer einmal auf diesem reizvollen Stückchen Erde gewandert, sein Gläschen in einer der Winzerstuben geleert, einsam oder im Kreise froher Menschen — man kann beides finden —, kommt immer wieder.

Otto Horn in Meissen.

Monat November:

Schloß, Rittergut und Kirche zu Mockritz bei Döbeln.

Eine Wegstunde von Döbeln, zwischen der Staatsstraße Döbeln-Leisnig und der Kleinbahn Döbeln-Müggeln, liegt abseits vom Hauptverkehr in tiefem Frieden das Dörfchen Mockritz. Im Dorfweiber spiegelt sich das Schloß mit seinen efeuumsponnenen Mauern und mit der schlichten, altelwirdigen Kirche.

Die jetzige Gestalt des Schlosses erhielt es nach dem Brande am Ende des 17. Jahrhunderts. Die Jahreszahl 1698 über dem Schloßeingang und die Jahreszahl 1676 in der Kirchturmschnecke geben Kunde davon. Um diese Zeit war das Rittergut im Besitze des Geschlechtes von Dürfeld. Darnach wechselte oft der Besitzer, und 1856 erwarb es Christof von Schönberg aus dem Hause Niederreinsberg. Die älteste Urkunde von Mockritz stammt aus dem Jahre 1328 und enthält die Bezeichnung des Heinrichs Marckalus de Mockritz durch Markgraf Fridrich von Meissen.

Dr. Reuter in Döbeln.

Monat Dezember: Hausflur im Guts-, ehemaligen Abts- hause zu Kloster Buch, jetzigen Landes Schulgut, der Fürsten- und Landes schule Grimma gehörig.

Das Bild zeigt den Hausflur im Guts- hause des Landes schulgutes von Kloster Buch. Es ist das alte Abts- hause und heißt dort heute noch so. An der Wand hängt, einer sächsischen Sitte gemäß, der letzte Erntekranz. Die Innenstufen führen zur Gutskanzlei und einem gemütlichen Wohnzimmer der Pächters familie Kurt Hofmann. — Ueber das ganze Anwesen und seine Geschichte wird später einmal in Wort und Bild berichtet werden.

Der Ort wird hier „Kloster Buch“, also in zwei Worten geschrieben, nicht „Klosterbuch“. Es handelt sich hier um ein ehemaliges Kloster bei den Buchen, nicht um ein Buch über oder für ein Kloster. Man ist ja nicht verpflichtet, die Sünde einer amtlichen Verfügung wider den Geist der deutschen Sprache mitzumachen.

S. S.

Zum 11. Jahrgang des Bauernkalenders — 1932 —

Lieber Godel vom Umschlag des letzten Bauernkalenders! Der Tiermaler Karl Wagner hat Dich in Natura abkonterseit und offensichtlich an Dich besondere Liebe und Künstlerschaft verwendet. Glaube aber ja nicht, daß Du mit Deinem stolz erhobenen Kamm, Deinem goldig-schimmernden Kragen, Deinem rostfarbigen Sattel, Deinem langfedrigen Schweif in schillerndem Blau-Grün allenthalben gefallen habest. Man hat Dich rasselos gescholten oder doch nicht von derjenigen Kasse, die zur Zeit in Sachsen so gewissermaßen als die allein selig machende angesehen wird. Ja, ich wag' Dir's kaum zu berichten: man hat Dich einen „Mistkräger“ geschimpft! Mir kam schon so eine böse Ahnung über Deine Aufnahme in breiter Öffentlichkeit, als ich die alte, dämliche Henne mit dem scheelen Blick neben Dir stehen sah. In Deiner Aufgeklärtheit glaubst Du ja aber nicht an böse Vorzeichen, obwohl Du, meines Wissens wenigstens, vor einer Dir über den Weg laufenden Katze allen Respekt hast. Jedenfalls, lieber Godel Italiano und buntfarbiger „Mistkräger“, nimm's den neunmalneun Weisen nicht übel, daß sie an Dir mäkelten und Dich höhnten: sie haben einen Kalender mit einem Lehrbuch der Hühnerzucht verwechselt.

Und nunmehr zu Dir, liebe Kasserin vom Umschlag des heurigen Kalenders! Nach den Erfahrungen mit dem Godel, der gleichsam Dein Vorgänger ist, möchte ich Dir doch gleich einen Geleitbrief, eine Art Legitimation, mit auf den Weg geben. Also, ich bezeuge, daß Du wirklich existiert hast und bei Deiner Jugend sicherlich noch heute quicklebendig existierst. Du lebst im Vogtland und hast dort abgerafft, ganz so, wie es die klugen und scharf beobachtenden Augen Professor Liebermanns gesehen haben und es sein Farbstift künstlerisch festgehalten hat. Und so wie Du machen es Tausende weit und breit im Sachsenlande. Herr Professor Derlitzki in Pommritz wird gewißlich behaupten, Du rasseltest nicht richtig, und damit hat er sicher ganz recht. Aber er wird Dir, wie ich ihn kenne, nicht böse sein. Er weiß, Du sollst einen Kalenderumschlag zieren, nicht ein Buch für landwirtschaftliche Arbeitslehre. Schließlich, praktisch wie er ist, auch dafür könntest Du ihm dienen, als Beispiel freilich, wie besser nicht gerafft wird. Also, liebe Kasserin aus dem Vogtlande, Du kannst Karriere machen! —

Ich bin aufgefordert worden, die vier Punkte (...) im letzten Geleitwort wortlich zu ergänzen. Wie war's doch gleich? Einem paßte ein Reklamebild im Anzeigenteile des Kalenders nicht, den er sonst männiglich mit Lob beträufelte. Er setzt sich hin, verfaßt ein Kund-

schreiben, läßt das hektografieren, kauft Briefumschläge und verschickt diese Uriasbriefe portofrei mit nicht mißzudeutender Absicht an viele Einzelpersonen und landwirtschaftliche Vereine. Na, was ist das gleich? Doch eine gerade in diesen kargen Zeiten unverzeihliche Geldverschwendung? Oder sollte ich — es ist schon lange her — „Gemeinheit“ gemeint haben? —

Nach Herausgabe des zehnten Jahrganges erhielt die Schriftleitung manch' freundliches Wort und manch' aufmunternde Zeile. Einer dichtete sogar folgende gutgemeinte Verse:

Lieber Kalendermann! Dein Kalender kam an,
Der zehnjährige, frische Knabe,
Ich freue mich, daß ich ihn habe,
Ja, der ist mir besonders wert,
Welch' reichen Inhalt er doch beschert,
Wie reichlich reich ist er geschmückt,
Von Wagners Bildern bin ich entzückt,
Wieviel Wahrheit ist da und Leben,
Und Welch' ein feiner Humor daneben!
Mein lieber, verehrter Kalendermann,
Das ist doch ein Buch für Jedermann.
In keinem Bauernhaus dürfte er fehlen,
Hat er doch Jedem was zu erzählen,
Weiß er doch dies und das zu berichten,
Aus Bildern, Artikeln und Gedichten,
Und weißt Du, lieber Kalendermann, Du,
Er ist doch wirklich billig dazu,
Ich wünsch' Dir darum für 31,

Daß man ihn kauft und liest recht fleißig.“

— Elfter Jahrgang! Die Zahl elf ist in studentischer Anschauung eine bedeutsame Zahl. Im Bierkomment sagt ein Paragraf elf: „Wir trinken weiter...“ Ja, einst, als es noch fröhliche, sorglose Studenten gab. Unsere Zahl elf heißt in sinngemäßer Anpassung: „Wir kalendern weiter.“ Das Weiterkalendern ist aber nach wie vor nur dann möglich, wenn sich die Vorsitzenden aller landwirtschaftlichen Vereinigungen mit Interesse und Liebe des Absatzes annehmen. Der Dank ist ihnen sicher.

Diesmal hat den Hauptteil der Bilder Professor Ernst Liebermann in München geliefert. Mehrere Wochen ist er dafür in Sachsen herumgereist. Es ist spaßig: man behauptet immer, die Kunst gebe Betteln. Ich merke davon nichts. Ich muß Betteln geben. Ich muß unsere Kalendermaler beinahe fußfällig bitten, wieder mal zu uns zu kommen und von den Motiven, die ich zu Hunderten im Notizbuch und auf der Karte fixiert habe, einige künstlerisch zu meistern. Daß den Bettler diesmal Ernst Liebermann geradezu fürstlich beschenkt hat, wird jeder Kalenderfreund dankbar anerkennen müssen.

Meißen, Johanni 1931. Dr. Horst Höfer.

Januar



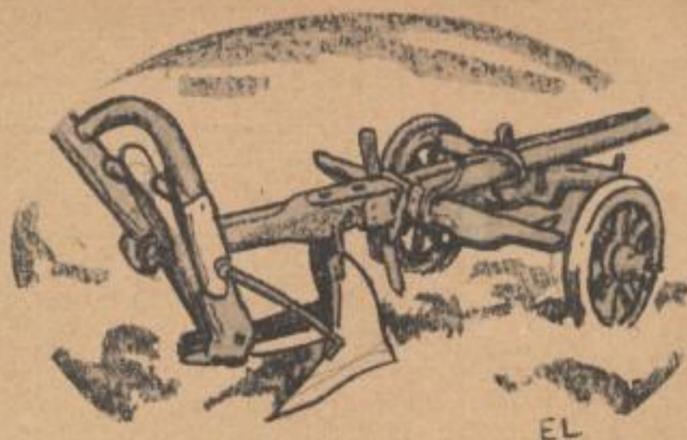
Eismond

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen- Aufg. Untg.		Tier- kreis- Zeichen	Mond- Aufg. Untg.	
1.	Freitag	Neujahr	☾	811	1555	♄	012	1134
2.	Sonnabend	Abel, Seth		811	1556	♄	139	1147
3.	Sonntag	S. n. Neujahr		811	1557	♄	308	1203
4.	Montag	Methusalem		811	1558	♄	440	1224
5.	Dienstag	Simeon		811	1600	♄	611	1256
6.	Mittwoch	Epiphania		810	1601	♄	729	1345
7.	Donnerstag	Julian		810	1603	♄	830	1450
8.	Freitag	Erhard	☉	809	1604	♄	912	1610
9.	Sonnabend	Beatus		809	1606	♄	938	1733
10.	Sonntag	1. nach Ep.		808	1607	♄	955	1855
11.	Montag	Antonius		807	1608	♄	1008	2013
12.	Dienstag	Reinhold		807	1610	♄	1020	2128
13.	Mittwoch	Hilarius		806	1611	♄	1028	2239
14.	Donnerstag	Selix		805	1613	♄	1037	2350
15.	Freitag	Maurus	☽	805	1614	♄	1045	—
16.	Sonnabend	Marcellus		804	1616	♄	1055	101
17.	Sonntag	2. nach Ep.		803	1617	♄	1108	215
18.	Montag	Priska		802	1619	♄	1125	332
19.	Dienstag	Sara		801	1621	♄	1150	449
20.	Mittwoch	Sabian		800	1623	♄	1228	602
21.	Donnerstag	Agnes		759	1624	♄	1323	706
22.	Freitag	Vincentius		758	1626	♄	1437	754
23.	Sonnabend	Emerentiana	☉	757	1627	♄	1602	828
24.	Sonntag	Septuages.		755	1629	♄	1732	850
25.	Montag	Pauli Bef.		754	1631	♄	1903	906
26.	Dienstag	Polykarp		753	1633	♄	2032	920
27.	Mittwoch	J. Chrysof.		751	1635	♄	2158	932
28.	Donnerstag	Karl		750	1636	♄	2326	942
29.	Freitag	Valerius		749	1638	♄	—	954
30.	Sonnabend	Adelgunde	☾	747	1640	♄	056	1008
31.	Sonntag	Sexagesima		746	1642	♄	226	1027

Bild rechts: Dorfstraße in Göda (Amtsh. Baugen).



Februar



Hornung

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- freis- zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Montag	Brigitte		744	1644	☾	355	1055
2.	Dienstag	Mariae Rein.		743	1646	☾	517	1136
3.	Mittwoch	Blasius		741	1648	☾	623	1235
4.	Donnerstag	Veronika		739	1650	☾	709	1349
5.	Freitag	Agathe		737	1652	☾	740	1511
6.	Sonnabend	Dorothea	•	736	1654	☾	800	1634
7.	Sonntag	Estomibi		734	1656	☾	815	1754
8.	Montag	Salomon		732	1658	☾	827	1909
9.	Dienstag	Fastnacht		730	1700	☾	836	2022
10.	Mittwoch	Ascherm.		728	1702	☾	844	2133
11.	Donnerstag	Euphrosyna		726	1703	☾	853	2245
12.	Freitag	Eulalia		725	1705	☾	902	2358
13.	Sonnabend	Benignus		723	1707	☾	912	—
14.	Sonntag	1. Invocavit	☾	721	1709	☾	927	112
15.	Montag	Saustinus		719	1711	☾	949	229
16.	Dienstag	Juliana		717	1713	☾	1019	344
17.	Mittwoch	Quatember		715	1715	☾	1106	451
18.	Donnerstag	Konfordia		713	1716	☾	1209	546
19.	Freitag	Susanna		711	1718	☾	1329	626
20.	Sonnabend	Eucherius		709	1720	☾	1459	653
21.	Sonntag	2. Reminisc.		707	1722	☾	1631	712
22.	Montag	Petri Stuhl.	☾	705	1724	☾	1803	726
23.	Dienstag	Serenus		703	1726	☾	1934	737
24.	Mittwoch	Schaltrag		701	1728	☾	2105	749
25.	Donnerstag	Matthias		659	1729	☾	2237	800
26.	Freitag	Victorinus		656	1731	☾	—	814
27.	Sonnabend	Nestor		654	1733	☾	010	832
28.	Sonntag	3. Oculi	☾	652	1735	☾	142	857
29.	Montag	Justus		650	1737	☾	308	934

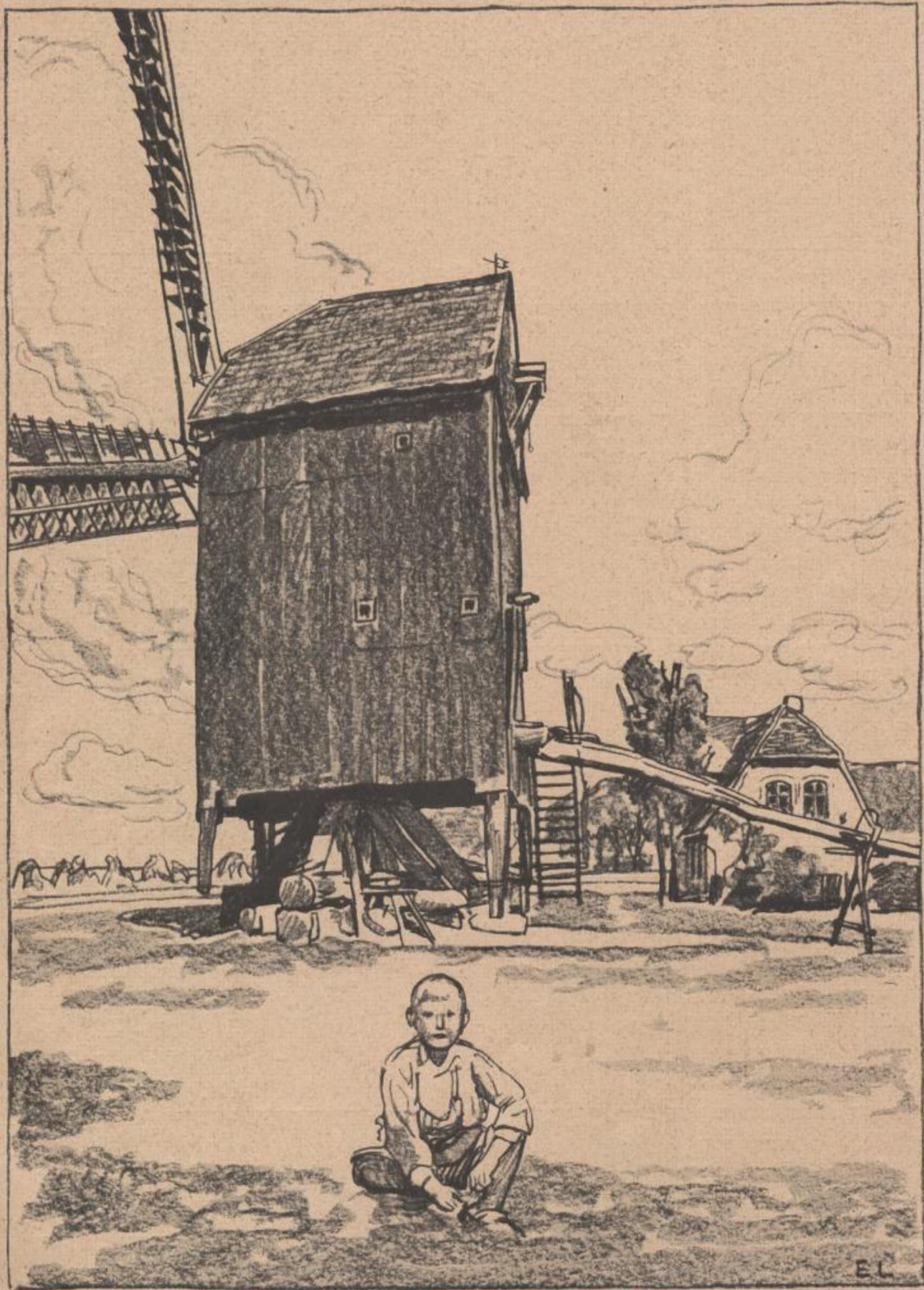
Bild rechts: Inneres der Bodwindmühle Schoppach bei Leisnig.





Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Dienstag	Albinus		648	1738		418	1027
2.	Mittwoch	Simplicius		646	1740		510	1137
3.	Donnerstag	Kunigunde		643	1742		645	1256
4.	Freitag	Adrianus		640	1744		608	1418
5.	Sonnabend	Friedrich		638	1746		623	1537
6.	Sonntag	4. Lätare		636	1748		635	1653
7.	Montag	Selcitas	☉	633	1750		645	1807
8.	Dienstag	Philemon		631	1752		653	1919
9.	Mittwoch	Franziska		629	1753		702	2031
10.	Donnerstag	Henriette		627	1755		710	2142
11.	Freitag	Rosina		624	1757		719	2257
12.	Sonnabend	Gregor		622	1759		733	—
13.	Sonntag	5. Judica		620	1800		751	012
14.	Montag	Zacharias		617	1802		817	128
15.	Dienstag	Christoph	☽	615	1804		855	237
16.	Mittwoch	Cyriakus		613	1806		949	336
17.	Donnerstag	Gertrud		611	1807		1101	421
18.	Freitag	Anselmus		608	1809		1225	453
19.	Sonnabend	Joseph		606	1811		1355	514
20.	Sonntag	6. Palmarum		604	1813		1527	530
21.	Montag	Benediktus		601	1814		1659	544
22.	Dienstag	Kasimir	☉	550	1816		1830	555
23.	Mittwoch	Eberhard		557	1818		2005	606
24.	Donnerstag	Gabriel		554	1820		2141	620
25.	Freitag	Karfreitag		552	1821		2318	636
26.	Sonnabend	Emanuel		550	1813		—	658
27.	Sonntag	Oster-sonntag		537	1825		050	730
28.	Montag	Ostermontag		545	1826		210	820
29.	Dienstag	Eustasius	☽	543	1828		309	925
30.	Mittwoch	Guido		541	1830		349	1044
31.	Donnerstag	Amos		538	1831		414	1205

Bild rechts: Bockwindmühle Zichoppach bei Leisnig.



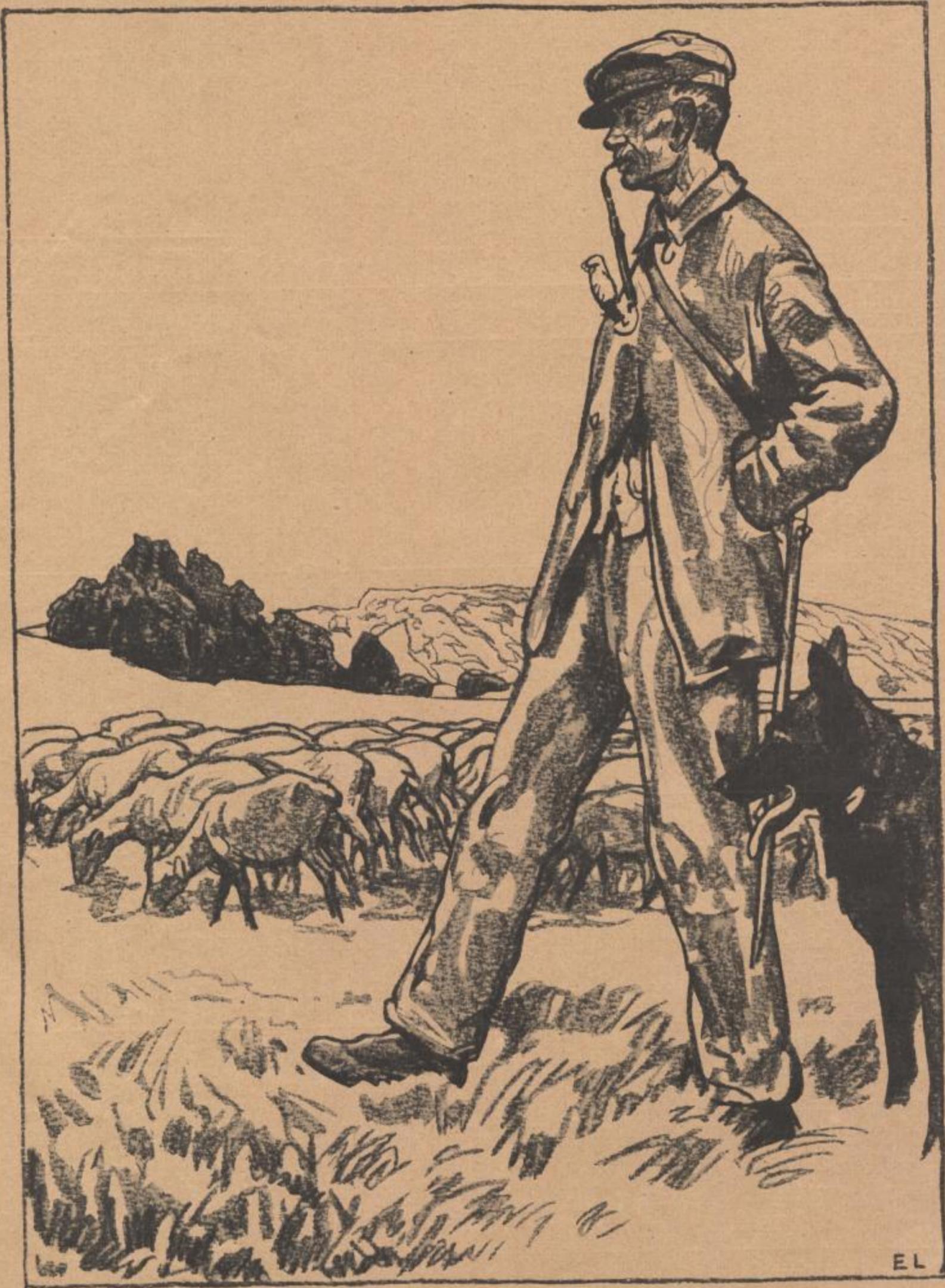
April



Ostermond

Dat.	Wochentag		Notizen.	Sonnen-		Tier- Preis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Freitag	Theodora		536	1833		431	1325
2.	Sonnabend	Theodosia		533	1835		443	1442
3.	Sonntag	I. Quasimod.		531	1837		455	1556
4.	Montag	Ambrosius		528	1839		503	1707
5.	Dienstag	Maximus		526	1841		512	1819
6.	Mittwoch	Irenäus	●	523	1843		519	1930
7.	Donnerstag	Cölestin		521	1844		529	2044
8.	Freitag	Liborius		519	1846		541	2159
9.	Sonnabend	Bogislaus		516	1848		557	2314
10.	Sonntag	2. Mis. Dom.		514	1850		620	—
11.	Montag	Hermann		512	1851		652	025
12.	Dienstag	Julius		510	1853		741	128
13.	Mittwoch	Justinus		508	1855		844	217
14.	Donnerstag	Tiburtius	☾	505	1856		1002	253
15.	Freitag	Olympiades		503	1858		1126	318
16.	Sonnabend	Carisius		501	1900		1254	335
17.	Sonntag	3. Jubilate		459	1901		1423	349
18.	Montag	Valerian		457	1903		1553	400
19.	Dienstag	Hermogenes		455	1905		1726	412
20.	Mittwoch	Sulpitius	☉	452	1907		1901	424
21.	Donnerstag	Adolarius		450	1908		2040	438
22.	Freitag	Soter u. Caj.		448	1910		2218	458
23.	Sonnabend	Georg		446	1912		2349	525
24.	Sonntag	4. Cantate		444	1913		—	609
25.	Montag	Markus Ev.		442	1915		059	711
26.	Dienstag	Albert		440	1917		147	827
27.	Mittwoch	Anastafius	☾	438	1919		218	951
28.	Donnerstag	Vitalis		436	1920		238	1113
29.	Freitag	Sibylla		433	1922		252	1231
30.	Sonnabend	Eutropius		431	1924		304	1345

Bild rechts: Schäfer und Herde vom Landes Schulgut Kloster Buch bei Leisnig, der Fürsten- und Landes Schule Grimma gehörig.





Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Sonntag	5. Rogate		429	1928		312	1457
2.	Montag	Sigismund		427	1928		321	1608
3.	Dienstag	Kreuz. Erfi.		425	1930		329	1720
4.	Mittwoch	Florian		423	1931		339	1833
5.	Donnerstag	Himmelfahrt	☉	422	1933		349	1947
6.	Freitag	Dietrich		420	1934		404	2102
7.	Sonnabend	Gottfried		418	1936		425	2216
8.	Sonntag	6. Kraudi		416	1937		424	2322
9.	Montag	Hiob		414	1939		539	—
10.	Dienstag	Gordian		413	1941		636	014
11.	Mittwoch	Mamertus		411	1942		749	054
12.	Donnerstag	Panfratius		409	1944		909	111
13.	Freitag	Servatius	☽	408	1946		1033	140
14.	Sonnabend	Christian		406	1947		1159	154
15.	Sonntag	Pfingstsonnt.		404	1949		1325	207
16.	Montag	Pfingstmont.		403	1950		1452	219
17.	Dienstag	Jodokus		401	1952		1624	228
18.	Mittwoch	Quatember		400	1953		1800	242
19.	Donnerstag	Potentiana		359	1955		1939	259
20.	Freitag	Anastasius	☉	357	1956		2114	322
21.	Sonnabend	Prudens		356	1958		2237	356
22.	Sonntag	Trinitatis		355	1959		2328	451
23.	Montag	Desiderius		353	2000		—	604
24.	Dienstag	Esther		352	2002		017	728
25.	Mittwoch	Urban		351	2003		041	854
26.	Donnerstag	Eduard		350	2005		058	1015
27.	Freitag	Ludolf	☽	348	2007		111	1132
28.	Sonnabend	Wilhelm		347	2008		120	1246
29.	Sonntag	I. n. Trinit.		346	2009		129	1357
30.	Montag	Wigand		345	2010		138	1508
31.	Dienstag	Petronilla		344	2012		147	1620

Bild rechts: Sägmühle bei Böfenbrunn im Vogtland



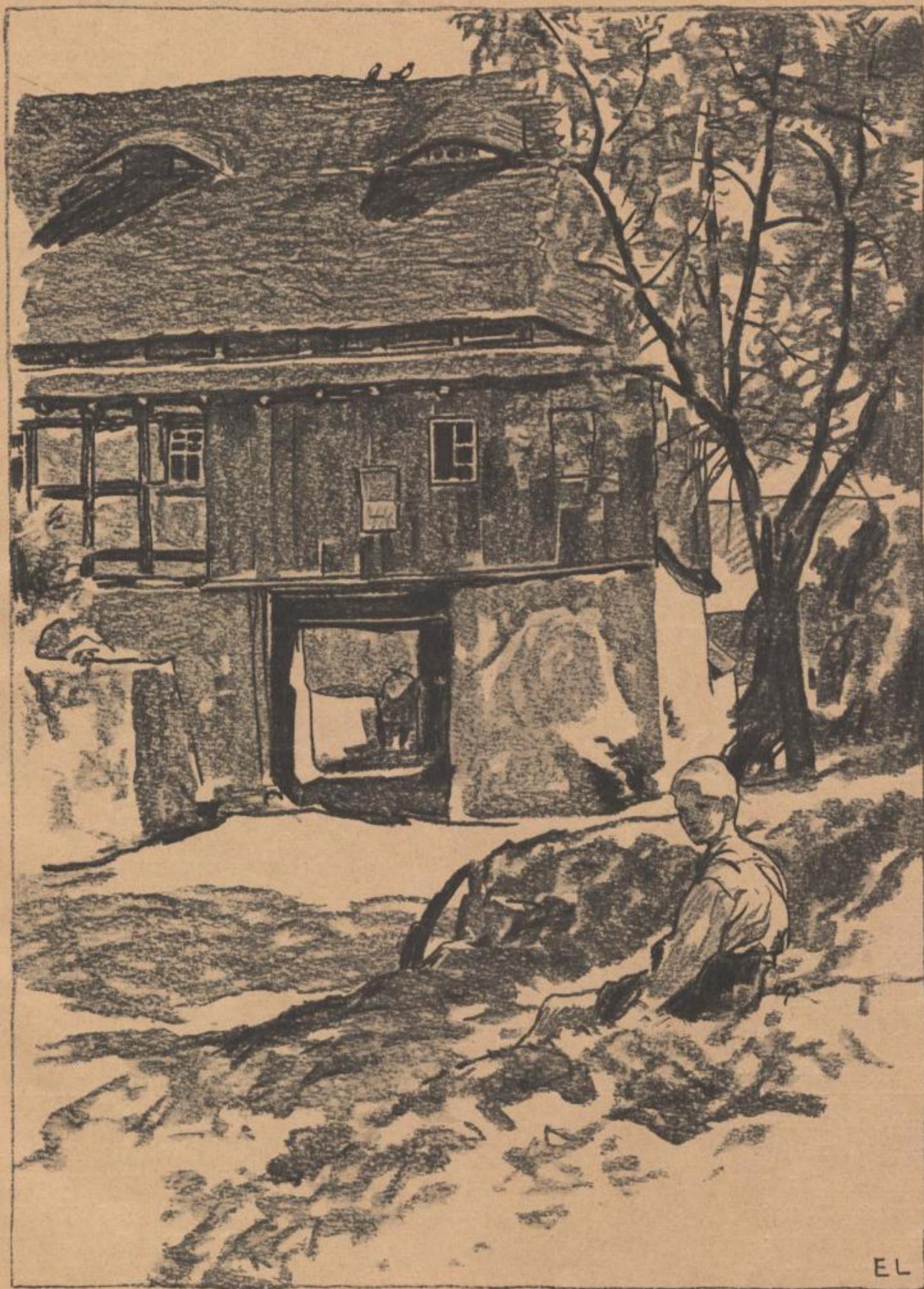
Juni



Brachmond

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Mittwoch	Nikomedes		343	2013	♊	157	1734
2.	Donnerstag	Marcellinus		342	2014	♋	211	1850
3.	Freitag	Erasmus		341	2015	♌	230	2004
4.	Sonnabend	Carpasius	●	341	2016	♌	257	2113
5.	Sonntag	2. n. Trinit.		340	2017	♌	336	2211
6.	Montag	Benignus		339	2018	♍	430	2254
7.	Dienstag	Lufretia		339	2019	♍	539	2325
8.	Mittwoch	Medardus		338	2020	♎	659	2345
9.	Donnerstag	Primus		338	2020	♎	822	—
10.	Freitag	Onuphrius		337	2021	♏	946	001
11.	Sonnabend	Barnabas	☾	337	2022	♏	1109	014
12.	Sonntag	3. n. Trinit.		337	2023	♏	1233	026
13.	Montag	Tobias		337	2023	♐	1400	037
14.	Dienstag	Elisäus		336	2024	♐	1530	047
15.	Mittwoch	Vitus		336	2025	♑	1704	101
16.	Donnerstag	Justina		336	2025	♑	1840	121
17.	Freitag	Volkmar		336	2025	♑	2010	149
18.	Sonnabend	Arnulf	☉	336	2026	♑	2122	234
19.	Sonntag	4. n. Trinit.		336	2026	♑	2210	340
20.	Montag	Silverius		336	2026	♒	2242	500
21.	Dienstag	Albanus		336	2027	♒	2301	626
22.	Mittwoch	Achatius		337	2027	♒	2315	753
23.	Donnerstag	Basilius		337	2027	♒	2328	914
24.	Freitag	Joh. d. T.		337	2027	♒	2337	1030
25.	Sonnabend	Elogius	☾	338	2027	♒	2346	1143
26.	Sonntag	5. n. Trinit.		338	2027	♓	2354	1255
27.	Montag	Sieben Schl.		338	2027	♓	—	1407
28.	Dienstag	Leo		339	2027	♓	004	1520
29.	Mittwoch	Peter u. Paul		340	2027	♓	016	1635
30.	Donnerstag	Pauli Ged.		340	2026	♓	033	1750

Bild rechts: Eingang in das Alebergische Gut in Graumnitz (Amtsh. Dicks).

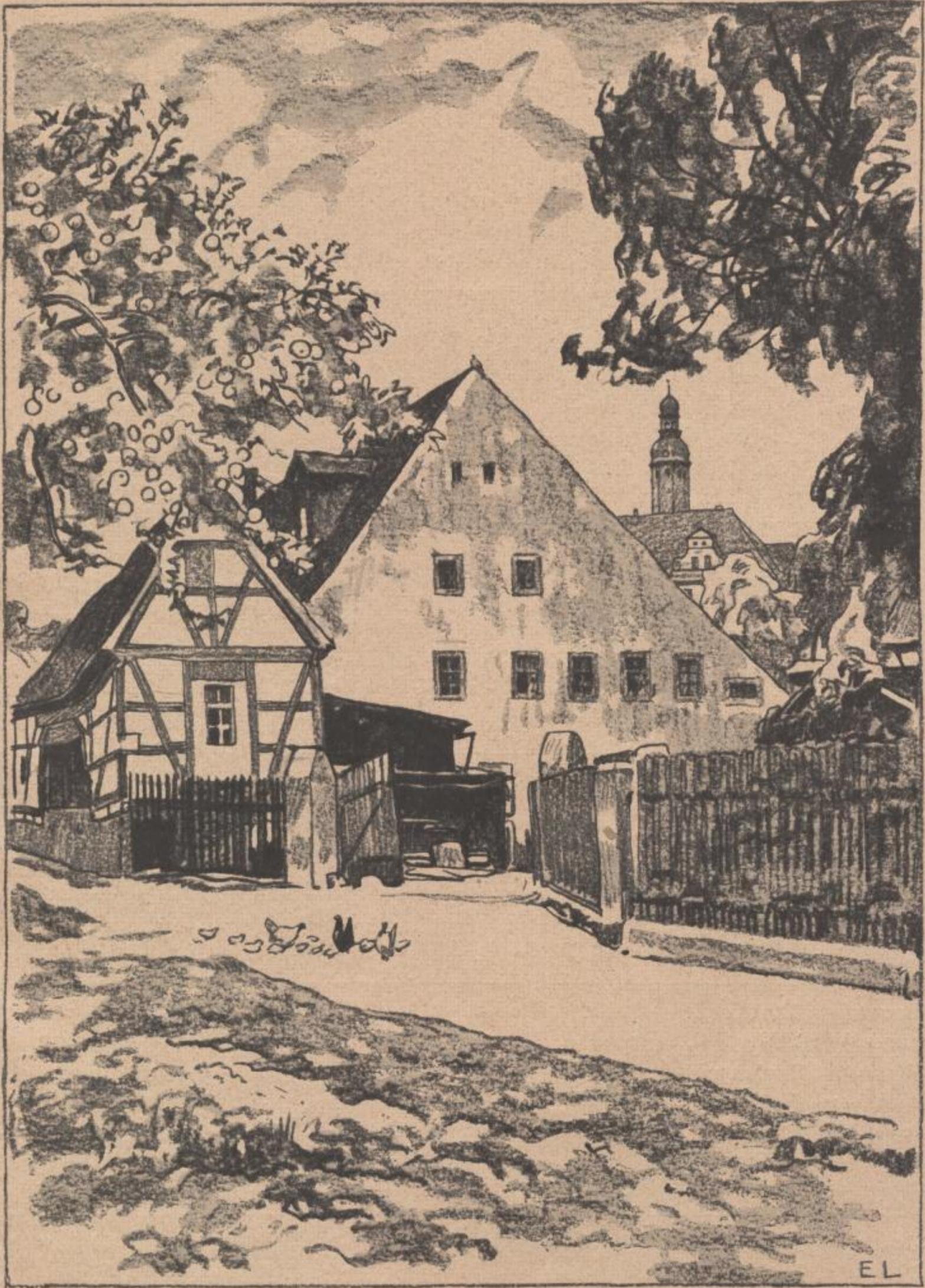


EL



Dat.	Wochentag		Notizen.	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Freitag	Theobald		341	2026	♌	057	1902
2.	Sonnabend	MariaHeimsf.		341	2026	♌	132	2004
3.	Sonntag	6. n. Trinit.	☉	342	2025	♌	222	2052
4.	Montag	Ulrich		343	2025	♌	327	2127
5.	Dienstag	Anselmus		344	2024	♌	445	2151
6.	Mittwoch	Jesaias		345	2024	♌	609	2209
7.	Donnerstag	Willibald		346	2023	♌	734	2221
8.	Freitag	Kilian		347	2023	♌	858	2234
9.	Sonnabend	Cyryllus		348	2022	♌	1022	2244
10.	Sonntag	7. n. Trinit.		349	2021	♌	1145	2254
11.	Montag	Pius	☽	350	2020	♌	1312	2307
12.	Dienstag	Heinrich		351	2019	♌	1443	2324
13.	Mittwoch	Margareta		352	2019	♌	1616	2348
14.	Donnerstag	Bonavent.		353	2018	♌	1747	—
15.	Freitag	Apostel Teil.		354	2017	♌	1904	024
16.	Sonnabend	Ruth		356	2016	♌	2002	118
17.	Sonntag	8. n. Trinit.	☽	357	2015	♌	2040	232
18.	Montag	Rosina		358	2013	♌	2104	357
19.	Dienstag	Rufina		400	2012	♌	2124	526
20.	Mittwoch	Elias		401	2010	♌	2134	650
21.	Donnerstag	Praxedis		403	2009	♌	2143	809
22.	Freitag	MariaMagd.		404	2008	♌	2153	925
23.	Sonnabend	Apollinaris		406	2006	♌	2201	1038
24.	Sonntag	9. n. Trinit.		407	2005	♌	2211	1151
25.	Montag	Jakobus	☾	408	2003	♌	2221	1304
26.	Dienstag	Anna		410	2002	♌	2237	1418
27.	Mittwoch	Martha		411	2000	♌	2258	1534
28.	Donnerstag	Pantaleon		413	1959	♌	2326	1647
29.	Freitag	Beatrix		415	1957	♌	—	1754
30.	Sonnabend	Abdon		416	1956	♌	011	1847
31.	Sonntag	10. n. Trinit.		417	1954	♌	110	1928

Bild rechts: Die Andräsche Wassermühle im Reherbachtale zu Schieritz (Amtsh. Meissen).



August



Erntemonat

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Montag	Petri Kettenf.		419	1953		225	1955
2.	Dienstag	Gustav	☉	420	1951		348	2014
3.	Mittwoch	August		422	1949		515	2028
4.	Donnerstag	Dominikus		423	1947		641	2041
5.	Freitag	Oswald		425	1946		807	2053
6.	Sonnabend	Verfl. Christi		427	1944		932	2102
7.	Sonntag	II. n. Trinit.		428	1942		1059	2115
8.	Montag	Cyriacus		430	1940		1229	2130
9.	Dienstag	Romanus	☽	431	1938		1401	2150
10.	Mittwoch	Laurentius		433	1936		1532	2221
11.	Donnerstag	Hermann		435	1934		1653	2308
12.	Freitag	Klara		437	1932		1756	—
13.	Sonnabend	Hippolytus		438	1930		1839	013
14.	Sonntag	12. n. Trinit.		440	1928		1908	134
15.	Montag	Mar. Heimg.		442	1926		1926	259
16.	Dienstag	Isaak	☉	444	1924		1939	426
17.	Mittwoch	Bilibald		445	1922		1951	548
18.	Donnerstag	Agapetus		447	1919		2000	706
19.	Freitag	Sebald		449	1917		2010	819
20.	Sonnabend	Bernhard		450	1915		2018	933
21.	Sonntag	13. n. Trinit.		452	1913		2028	1046
22.	Montag	Philibert		454	1911		2041	1201
23.	Dienstag	Zachäus		455	1909		2059	1316
24.	Mittwoch	Bartholom.	☾	457	1907		2124	1431
25.	Donnerstag	Ludwig		458	1904		2201	1539
26.	Freitag	Samuel		500	1902		2253	1639
27.	Sonnabend	Gebhard		502	1900		—	1724
28.	Sonntag	14. n. Trinit.		503	1858		001	1756
29.	Montag	Job. Enrh.		505	1856		122	1818
30.	Dienstag	Benjamin		507	1854		248	1835
31.	Mittwoch	Paulinus	☉	508	1851		416	1848

Bild rechts: Blick auf den Lillienstein von der linken Elbseite aus.



EL

September



Herbstmond

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Donnerstag	Agidius		510	1849	♄	543	1900
2.	Freitag	Abfalon		511	1847	♄	711	1910
3.	Sonnabend	Mansuetus		513	1845	♄	840	1922
4.	Sonntag	15. n. Trinit.		515	1842	♄	1012	1936
5.	Montag	Herfules		516	1840	♄	1145	1955
6.	Dienstag	Magnus		518	1838	♄	1318	2023
7.	Mittwoch	Regina	☉	520	1835	♄	1444	2104
8.	Donnerstag	Maria Geb.		521	1832	♄	1552	2203
9.	Freitag	Bruno		523	1830	♄	1640	2319
10.	Sonnabend	Sosthenes		525	1827	♄	1712	—
11.	Sonntag	16. n. Trinit.		527	1825	♄	1733	043
12.	Montag	Syrus		529	1823	♄	1748	208
13.	Dienstag	Amatus		530	1820	♄	1800	330
14.	Mittwoch	Kreuz. Erb.	☉	532	1818	♄	1809	447
15.	Donnerstag	Nikomedes		534	1816	♄	1818	603
16.	Freitag	Euphemia		535	1813	♄	1826	716
17.	Sonnabend	Lambertus		537	1811	♄	1837	830
18.	Sonntag	17. n. Trinit.		539	1809	♄	1847	944
19.	Montag	Januarius		540	1806	♄	1903	1059
20.	Dienstag	Saufa		542	1804	♄	1926	1213
21.	Mittwoch	Matth. Ev.		544	1801	♄	1956	1325
22.	Donnerstag	Moritz		545	1759	♄	2042	1428
23.	Freitag	Hoseas	☉	547	1757	♄	2141	1518
24.	Sonnabend	Joh. Empf.		548	1755	♄	2256	1556
25.	Sonntag	18. n. Trinit.		550	1752	♄	—	1621
26.	Montag	Cyprianus		552	1750	♄	017	1639
27.	Dienstag	Kosmas		554	1748	♄	144	1653
28.	Mittwoch	Wenzeslaus		555	1746	♄	311	1705
29.	Donnerstag	Michaelis	☉	557	1744	♄	440	1717
30.	Freitag	Hieronymus		558	1741	♄	609	1728

Bild rechts: Gebötte in Wüstenschletta bei Marienberg im Erzgebirge.

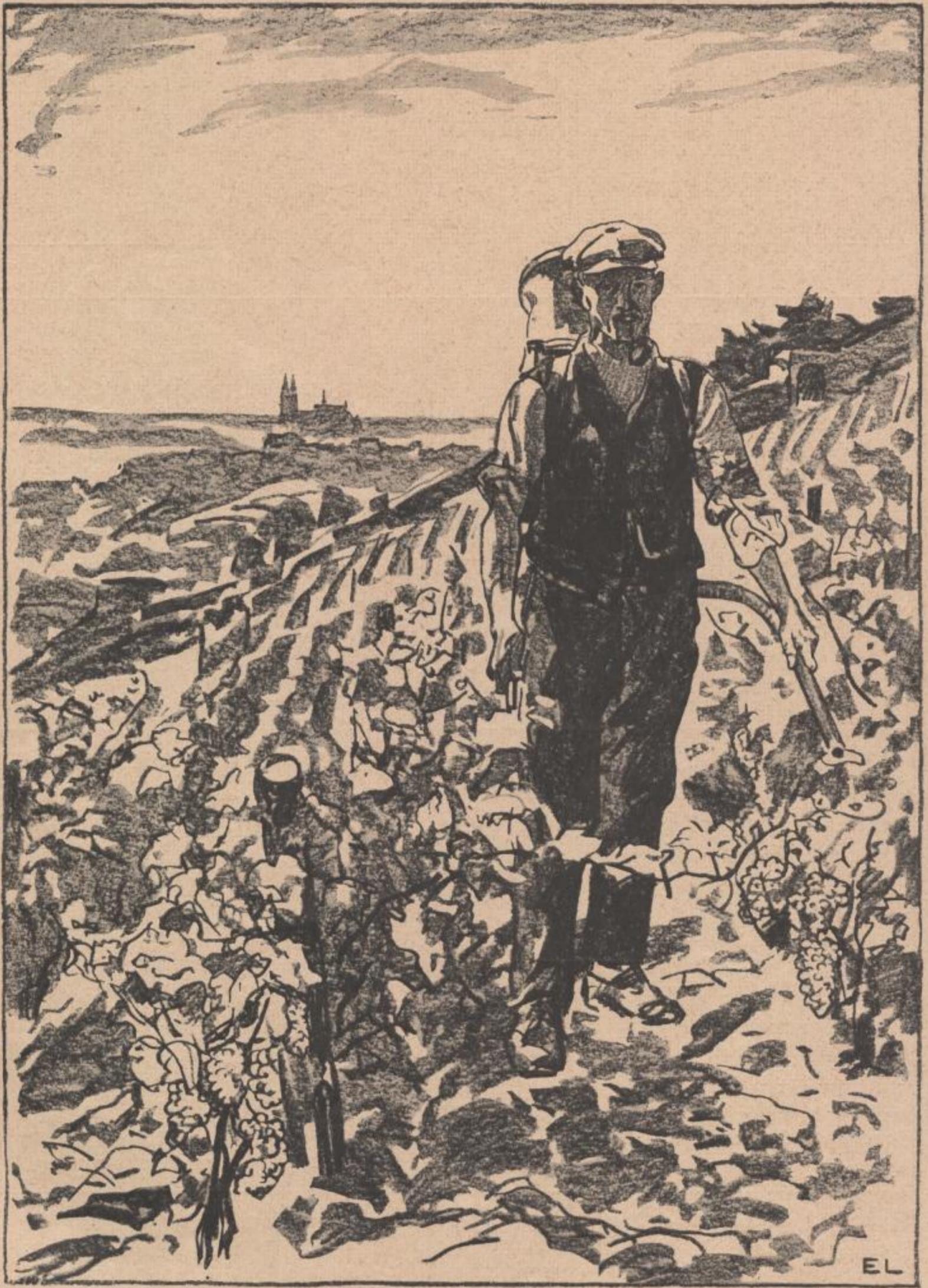


EL



Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Sonnabend	Remigius		600	1738	♄	742	1742
2.	Sonntag	19. n. Trinit.		602	1736	♃	918	1759
3.	Montag	Jairus		603	1734	♃	1055	1824
4.	Dienstag	Franz		605	1731	♃	1228	1900
5.	Mittwoch	Placidus		607	1729	♃	1344	1955
6.	Donnerstag	Fides	☾	608	1727	♃	1440	2108
7.	Freitag	Amalia		610	1725	♃	1516	2231
8.	Sonnabend	Pelagia		612	1722	♃	1540	2355
9.	Sonntag	20. n. Trinit.		614	1720	♃	1556	—
10.	Montag	Gideon		616	1717	♃	1608	117
11.	Dienstag	Burhard		618	1715	♃	1618	235
12.	Mittwoch	Maximilian		620	1712	♃	1627	350
13.	Donnerstag	Kolomann		622	1710	♂	1635	503
14.	Freitag	Calixtus	☉	623	1708	♂	1646	616
15.	Sonnabend	Hedwig		625	1706	♂	1656	729
16.	Sonntag	21. n. Trinit.		627	1704	♂	1711	844
17.	Montag	Florentin		629	1701	♂	1730	959
18.	Dienstag	Lukas		630	1659	♂	1757	1112
19.	Mittwoch	Serdinand		632	1657	♂	1836	1218
20.	Donnerstag	Wendelin		634	1655	♂	1930	1312
21.	Freitag	Ursula		636	1653	♂	2037	1354
22.	Sonnabend	Cordula	☾	637	1651	♂	2155	1422
23.	Sonntag	22. n. Trinit.		639	1649	♂	2318	1443
24.	Montag	Salome		641	1647	♂	—	1458
25.	Dienstag	Crispinus		643	1645	♂	041	1511
26.	Mittwoch	Amandus		644	1643	♂	206	1522
27.	Donnerstag	Sabina		646	1641	♄	334	1534
28.	Freitag	Simon, Juda		648	1639	♄	505	1546
29.	Sonnabend	Engelhard	☉	650	1637	♃	640	1601
30.	Sonntag	23. n. Trinit.		651	1635	♃	818	1623
31.	Montag	Wolfgang		653	1633	♃	957	1654

Bild rechts: Im Reb Gelände der Spaarberge, im Hintergrunde Burg und Dom zu Meissen.



November



Windmond

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Dienstag	Allerheiligen		655	1632		1125	1744
2.	Mittwoch	Allerseelen		657	1630		1232	1852
3.	Donnerstag	Gottlieb		659	1628		1316	2014
4.	Freitag	Charlotte		701	1626		1344	2140
5.	Sonnabend	Blandina	☾	703	1624		1403	2305
6.	Sonntag	24. n. Trinit.		705	1622		1415	—
7.	Montag	Engelbert		707	1620		1427	025
8.	Dienstag	Gottfried		709	1618		1436	140
9.	Mittwoch	Theodorus		710	1617		1446	253
10.	Donnerstag	Mart. Luth.		712	1615		1454	405
11.	Freitag	Mart. Bisch.		714	1613		1504	517
12.	Sonnabend	Jonas		716	1612		1518	631
13.	Sonntag	25. n. Trinit.	☽	718	1610		1535	747
14.	Montag	Levinus		720	1609		1601	900
15.	Dienstag	Leopold		721	1607		1636	1008
16.	Mittwoch	Buß-u. Bettg.		723	1606		1726	1197
17.	Donnerstag	Hugo		725	1605		1828	1151
18.	Freitag	Gelasius		727	1603		1942	1224
19.	Sonnabend	Elisabeth		728	1602		2101	1247
20.	Sonntag	26. n. Trinit.		730	1601		2222	1304
21.	Montag	Maria Opfer	☾	732	1600		2343	1316
22.	Dienstag	Alfons		733	1559		—	1328
23.	Mittwoch	Klemens		735	1557		106	1339
24.	Donnerstag	Chrysogonus		737	1556		230	1350
25.	Freitag	Katharina		738	1555		400	1404
26.	Sonnabend	Konrad		740	1554		536	1422
27.	Sonntag	I. Advent		741	1554		715	1448
28.	Montag	Günther	☉	743	1553		850	1528
29.	Dienstag	Eberhard		744	1552		1010	1628
30.	Mittwoch	Andreas		746	1551		1107	1747

Bild rechts: Schloß, Rittergut und Kirche zu Modritz bei Döbeln.



Dezember



Christmond

Dat.	Wochentag		Notizen	Sonnen-		Tier- kreis Zeichen	Mond-	
				Aufg.	Untg.		Aufg.	Untg.
1.	Donnerstag	Arnold		747	1550		1143	1916
2.	Freitag	Candidus		749	1550		1206	2045
3.	Sonnabend	Cassian		750	1549		1222	2209
4.	Sonntag	2. Advent	☾	752	1549		1235	2327
5.	Montag	Abigail		753	1548		1244	—
6.	Dienstag	Nikolaus		754	1547		1254	042
7.	Mittwoch	Agathon		756	1546		1302	154
8.	Donnerstag	Maria Empf.		757	1546		1312	307
9.	Freitag	Joachim		758	1546		1325	420
10.	Sonnabend	Judith		759	1546		1341	534
11.	Sonntag	3. Advent		801	1546		1404	648
12.	Montag	Epimachus		802	1546		1435	759
13.	Dienstag	Lucia	☽	803	1546		1522	901
14.	Mittwoch	Niklaus		804	1546		1620	950
15.	Donnerstag	Johanna		805	1546		1732	1026
16.	Freitag	Ananias		805	1546		1850	1052
17.	Sonnabend	Lazarus		806	1546		2010	1109
18.	Sonntag	4. Advent		807	1546		2130	1123
19.	Montag	Lot		808	1547		2251	1136
20.	Dienstag	Abraham	☾	808	1547		—	1146
21.	Mittwoch	Thomas		809	1547		011	1156
22.	Donnerstag	Beata		809	1548		135	1208
23.	Freitag	Dagobert		810	1548		305	1223
24.	Sonnabend	Adam Eva		810	1549		438	1244
25.	Sonntag	Heil. Christf.		811	1550		613	1315
26.	Montag	2. Christtag		811	1550		742	1404
27.	Dienstag	Johannes	☉	811	1551		851	1515
28.	Mittwoch	Unsch. Kindl.		811	1552		936	1642
29.	Donnerstag	Jonathan		811	1553		1006	1814
30.	Freitag	David		811	1554		1025	1943
31.	Sonnabend	Sylvester		811	1555		1039	2106

Bild rechts: Hausflur im Gute-, ehemaligen Abthause, zu Kloster Buch, jetzigem Landes Schulgut, der Fürsten- und Landes Schule Grimma gehörig.



Bauernleben.

Von Felix Burkhart.

Ein echter Bauer muß sein wie ein Feldstein, der auf dem Acker liegt und von Jahr zu Jahr tiefer in den Boden sinkt. Wind und Wetter geht über ihn hin. Sonne umspielt ihn. Hagel zerschellt auf seiner Härte. Lerchen werfen jubelnd ihre Lieder über ihn. Feldblumen winden einen Kranz um ihn. Roggenblütenduft umweht ihn. Seine Lieder umweht der Wind aus dem Rauschen der Aehren. In seine Träume schüttet Gott das Glitzern der Sterne. Und er verwächst mit dem Acker, wird eins mit ihm.

Am Morgensaum des Bauertages hängen Taupropfen. Sinkende Sonne wirkt dem Bauerntag den

goldenen Mantelkragen. In den Falten wohnt der herbe Duft von frischgestürzten Ackerfurchen, silbernes Pflugschargleisen, Sensendngeln, Erntewagenpoltern, Flegelklang, Feierabendläuten.

Bauernleben hat harte Hände.

Bauernleben läßt sich nicht messen nach Tagen und Stunden. Bauernleben ist Regen und Sonne, liegt zwischen Saattuch und Sense, ist gefüllt mit Arbeit und Hoffen und Fehlschlägen und wieder mit Arbeit. Bauernleben steht mit den Füßen fest auf der Erde, greift mit den Händen nach dem Himmel.

Entsühnung.

(An einen Bauern)

„Verflucht sei der Acker um deinetwillen; mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. — Dornen und Disteln soll er dir tragen.“

(1. Mose 3, 17, 18)

Nasser Nebel deckt das Feld,
Keuchend geh'n die Kühe.
Zwingt den Pflug ein stiller Held
In der Frühlingsfrühe.

Pflüge, pflüge, Adersmann,
Bis der Schweiß dir rolle:
Was durchstampft dein Pfluggespann
Ist verfluchte Scholle.

Segnen dich auch tälerteit
Aehrenflüsterstimmen,
Sieh nur, wie vermaledeit
Sich die Halme krümmen! — —

Doch du lachst mir ins Gesicht
Laut und reckst die Glieder?
Jenes Hornwort schreckt dich nicht? —
O du Nimmermüder!

Diene du in Frost und Glut
Dem Keimen und dem Grünen. —
Weiß ich nun: Dein keuscher Mut
Wird das Land entsühnen!

Glaub ich: Wurzelwackre Kraft,
Herz von einem Kinde,
Das erlöst aus alter Haft
Und aus alter Sünde!

Kurt Arnold⁷ Sindleisen.

Bauernart.

Unser die Erde. Wir bauen das Feld.
Wir sind uns eigene Herrn.
Und was die harte Faust nicht hält,
Das mißt sie ebenso gern.

Eine Kate ist unser stolzes Haus,
Bücke dich, willst du hinein!
Doch auch kein Fremder treibt uns aus,
Steht wie aus Felsenstein.

Ein kernhaft Weib und eine Schar
Halbflügge, kirschenrot,
Kühn, hart, mit windzerzaustem Haar,
Uns Künftige hat's nicht Not!

Wir sind uns Herrn und so ist's recht,
Wir haben Nacken von Stahl.
Ein raub Geschlecht und keines Knecht,
Gesegnet tausendmal!

Gustav Schüler.

Schultz=Lupitz.

(Zum 100. Geburtstage.)

Es sind rund 100 Jahre her, daß Albert Schultz als Sohn eines Apothekers am 26. März 1851 in Rehna in Mecklenburg geboren wurde. Das ist Veranlassung, dieses Mannes, der sich an Schubart, Thaer und Liebig anreicht, zu gedenken. Nach Besuch des Gymnasiums in Parchim und nach einiger Praxis auf mecklenburgischen Gütern bezog er die Akademie zu Hohenheim bei Stuttgart, später die Universität Jena. Im Jahre 1885 kaufte er, schon vorher in die Praxis zurückgekehrt, das Gut Lupitz bei Clötze in der Altmark, auf dem sogenannten Drömling. Das Gut gehörte früher zum Kloster Marienthal bei Helmstedt und wurde damals „Wüstenei Lupitz“ genannt. Das beweist fast noch mehr die „Güte“ des Gutes als die Grundsteuerveranlagung im Jahre 1864, laut der die reichliche Hälfte des Ackerlandes der 3. Klasse mit einem Reinertrag von 90 Pfennigen je Morgen zugerechnet wurde. Für allsolches Lupitz, mit einer Gesamtfläche von 242 Hektar, gab Schultz 24 750 Taler. Die Anzahlung war außerordentlich gering, so daß den Käufer Jahre hindurch schwere finanzielle Sorgen drückten. Er lebte in einem bescheidenen Wohnhause in äußerster Sparsamkeit und „ehrte den Pfennig wie ein altmärkischer Bauer.“ Schultz setzte sich zur Aufgabe, die erworbene Wirtschaft nach Roh- und Reinertrag zu heben, und das gelang ihm schließlich. Er selbst unterscheidet in seiner Wirtschaftsführung vier tastende Versuchsperioden von je 10 Jahren. Die erste nennt er die Lupinen-Periode. Er baut Lupinen und hält einen größeren Viehstand. „Die Wirtschaft vegetiert nur.“ Dann folgt die Mergel-Periode. In einem benachbarten königlichen Forst hatte Schultz Mergellager ausfindig gemacht, von wo er beziehen konnte. Lupitz wird vorerst ertragreicher, aber es sinken dann doch allmählich die Ernten. Die Fluren waren eben „ausgemergelt“. Die dritte Periode bezeichnet Schultz mit L.-D.-Periode. „L.-D.“ heißt Lupitz-Düngung, auch Liebig-Düngung. Durch den Bau der Berlin-Lehrter Eisenbahn war es möglich, Handelsdünger heranzubringen. Kali, Phosphorsäure und etwas Stickstoff hielten ihren Einzug in Lupitz. Der Betrieb wurde viehlos und war übrigens durch verschiedene Zukäufe auf fast 300 Hektar gestiegen. Erträge und Rente hoben sich. Mit der vierten Periode, 1880 beginnend und Zwischenfrucht-Periode bezeichnet, feierte Schultz seine Triumphe und wurde bahnbrechend. Er unterschied „Stickstoffzehrer“ und „Stickstoffsammler“. Heute sind das Begriffe, die dem jüngsten landwirtschaftlichen Schüler bekannt sind. Damals war diese Erkenntnis und ihre Anwendung im Zwischenfruchtbau eine Tat, die nach und nach erst den Sandboden von Lupitz, später alle Sandböden Deutschlands umgewertet hat.

In diesem Zusammenhange gilt es aber gleich des Mannes „der Männer der Wissenschaft“ — ein von Schultz=Lupitz geprägter und seitdem ganz allgemein gewordener Ausdruck — zu gedenken, ohne den das Wesen des Zwischenfruchtbaues, und was damit

zusammenhängt, nicht geklärt worden wäre. Das ist Hermann Hellriegel. Auch er wurde im Jahre 1851 geboren, und zwar in Mausitz bei Pegau (auf dem Rittergute?). Er wurde Agrilkulturchemiker und später in Bernburg in Anhalt Leiter der dortigen Versuchstation. Er lieferte epochemachende Arbeiten über die Ernährung der Pflanzen mit Stickstoff. Die bedeutendste davon erschien 1883 mit dem Titel „Beiträge zu den naturwissenschaftlichen Grundlagen des Ackerbaues mit besonderer Rücksicht auf die agrilkulturchemischen Methoden der Sandkultur“, und ein paar Jahre später „Untersuchung über die Stickstoffnahrung der Grasmirenen und Leguminosen“. — Leider war ein Bild von Hellriegel nicht aufzutreiben; seine Büste steht in der Versuchstation von Bernburg, seiner einstigen Wirkungsstätte.

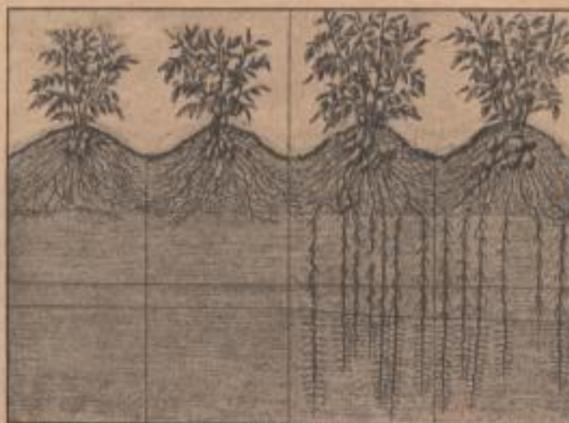
Was nun das praktische Wirken von Schultz=Lupitz weiter angeht, so ist zu sagen, daß er die Düngung der leichten Böden geradezu in ein System gebracht hat. Er hätte getrost darauf ein Patent nehmen können, wie er selbst oft scherzweise, aber mit Berechtigung, sagte. Lupinen und ihre Wirkung, Mergelung und die Mineraleüngung waren seit Liebig († 1873) bekannt, nicht aber, daß man die an und für sich kalkfeindlichen Lupinen nach einer Mergelung durch eine Kalidüngung wieder zu freudigem Wachstum bringen könne, und daß dann nach ihnen, den stickstoffsammelnden Schmetterlingsblütlern, die stickstoffzehrenden Halmfrüchte bei ausreichender Kali-Phosphat-Düngung bisher ungeahnte Erträge ergeben.

Die literarischen Arbeiten des Praktikers und besonders naturwissenschaftlich bestens vorgebildeten Theoretikers Schultz=Lupitz sind noch heute lesenswert und voller Anregungen. Sie nennen sich „Reinerträge“, „Die Kalidüngung“, „Zwischenfruchtbau“ alle drei mit dem Zusatz „auf leichten Böden“. Aus einer dieser klassischen Schriften stammt das hier als Schlußstück herausgenommene Bildchen. Die zwei linken Kartoffelpflanzen stehen ohne Gründüngung, die zwei rechten

nach solcher. Lupinen haben als „Tiefwurzler“ den Kartoffelpflanzen bequeme Bahnen zu Wasser und Nahrung in tieferer Bodenschicht geschaffen.

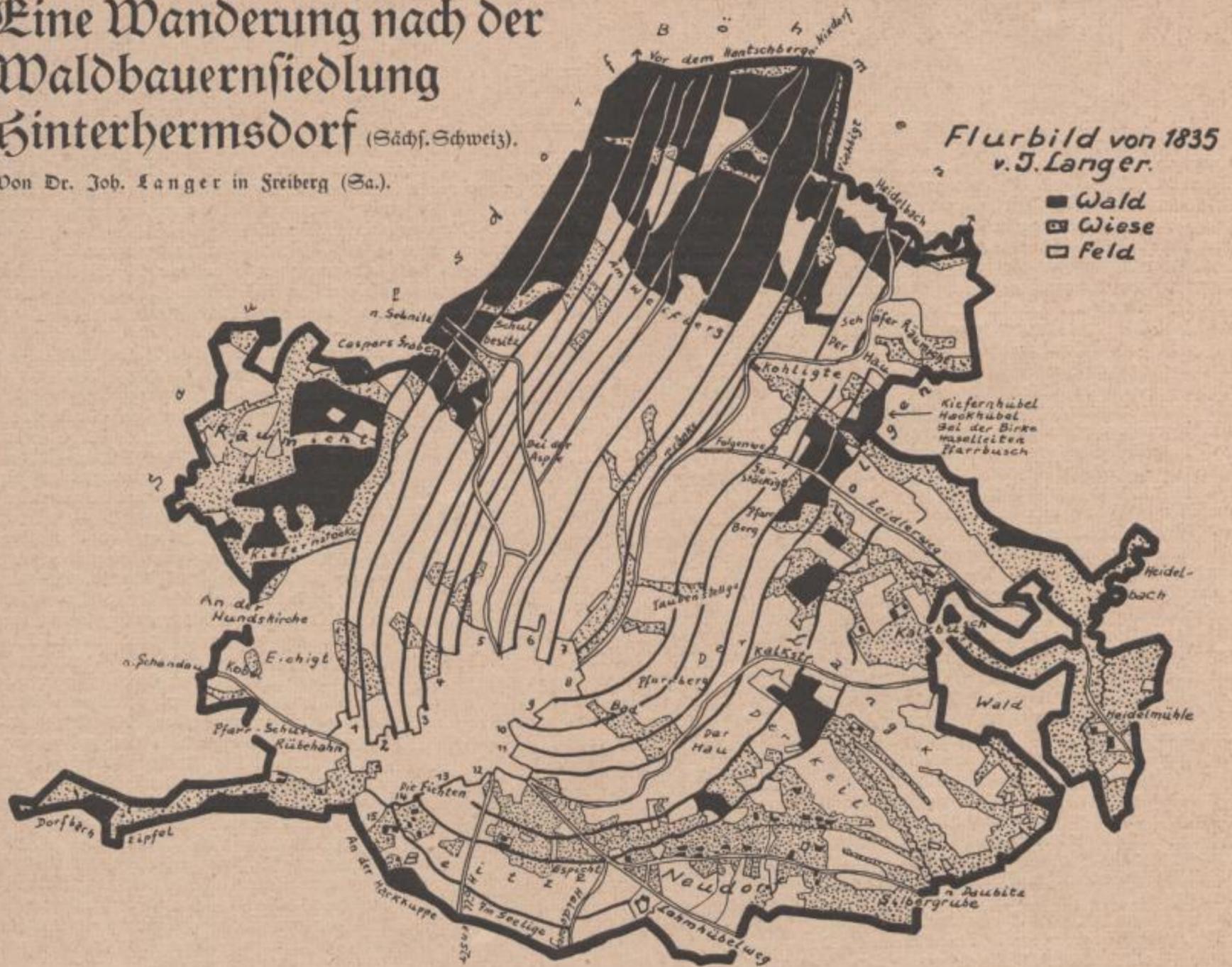
Dr. E. h. Albert Schultz=Lupitz war Landes- und Reichstagsabgeordneter. Als letzterer hat er u. A. den Antrag auf Errichtung der Landwirtschaftlich-Biologischen Reichsanstalt, deren Wirkens wir uns heute erfreuen, gestellt. In der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft war er einer der Wegbereiter und Führer, nachdem er zufällig 1883 mit ihrem Gründer Max von Eytz im Geschäftszimmer des Verlagsbuchhändlers Paul Parey in Berlin bekannt geworden war. Drum steht auch zu Recht im Gebäude der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Berlin ein Denkmal für den am 8. Januar 1899 verstorbenen „Schultz=Lupitz“, unter welchem kurzen Namen er immer in der Geschichte der deutschen Landwirtschaft fortleben wird.

Dr. Horst Höfer.



Eine Wanderung nach der Waldbauernsiedlung Hinterhermsdorf (Sächs. Schweiz).

Von Dr. Job. Langer in Freiberg (Sa.).



Wer einmal eine recht große Wanderfreude miterleben möchte, der setzt sich mit mir in Dresden in den Bodenbacher Zug und fährt südwärts in die Sächsische Schweiz. Wir wollen neben bekannten auch verborgenerer schöne Wanderziele kennen lernen. Bald versinken hinter uns die nüchternen Großstadthäuser, und von Pirna ab spiegelt sich der glitzernde Elbstrom im Fenster unseres

Zugabteils. Jede neue Stromwendung zaubert ein neues fesselndes Landschaftsbild hervor. Ueber dem Wasser erhebt sich ein- oder beiderseits eine schmale Wiesenaue, ab und zu mit Obstbainen und Ortschaften. Dann steigen die Sandsteinwände des Elblanons empor, sei es unmittelbar in steilen Senkrechten oder am Fuße zunächst noch in Schutthaldeu gebettet. Nur selten grünen über die

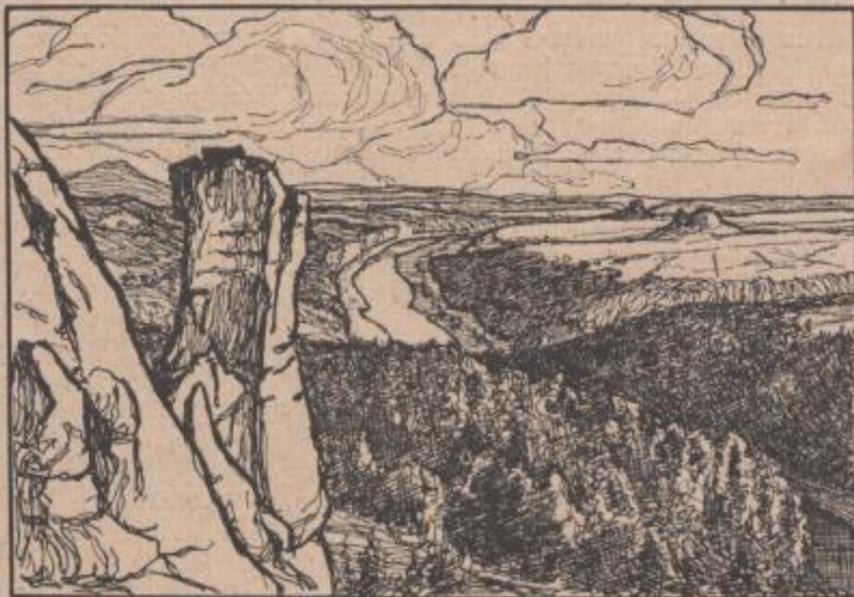


Abb. 1. Blick von den Schrammsteinen.



Abb. 2. Blick vom Königsplatz bei Hinterhermsdorf nach W-Westen.

gelbgrauen Wände und grünschwarzen Kiefernwälder am oberen Talrand sonnige Felder; meist wölbt sich dort gleich der große Himmelsdom empor.

Die Großartigkeit der Elblandschaft wird dir aber erst klar, wenn du diese steilen Steintalflanken emporklimmst und von der Höhe ins Elbtal blickst. Wir stehen an den Schrammsteinen.

Beiderseits hoch überm Elbett, in dem gemächlich der Strom dahinzieht und sogar Wolken und Wände sich spiegeln läßt, breiten sich die „Ebenheiten“ aus; wo Höhenlehme sie bedecken, hat der mittelalterliche Bauernkolonist ums Jahr 1200 die Urwälder in ertragreiche Ackerfluren verwandelt. Auf unfruchtbarem Sandsteinboden blieb der Wald bis jetzt Herrscher. Ueber der Ebenheit erheben sich auf unserem Bild (links Hintergrund) der Rosenberg, (rechts Mittelgrund) der Zirkelstein und die Kaiserkrone. Der erstere ist ein edelgeformter, hartsteiniger Vulkan, die letzteren bilden die Reste ehemaliger größerer Sandsteinberge. Am Felsen im Vordergrund sehen wir, wie der Zahn der Zeit, die mechanische und chemische Verwitterung, die Sandsteinberge benagt, ihre Außenwände in Klippen auflöst. Nach Jahrtausenden zerfallen so Sandsteinberge in Schutthaufen. Die Elbe floß, wie die Schottersteine auf den Fluren der Ebenheiten verraten, einst auf den Ebenheiten sich schlängelnd dahin. Zwischen ihren alten Windungen blieben Zirkelstein, Kaiserkrone, Königstein, Lilienstein, Pfaffenstein usw. als Restberge stehen. Da erfolgte eine neue Hebung des gesamten Gebirges, und nun war die Elbe gezwungen, sich an den Stellen einzugraben, einzuzägen, wo sie sich gerade damals befand: so entstand das jetzige Elbtal, steilwandig und schmal. Noch im 19. Jahrhundert arbeitete die Elbe bei Pirna in Stromschnellen (den sogenannten Brauden) daran, ihr Bett zu vertiefen. Erst Pioniere beseitigten dies Schiffahrtshindernis. Maria Theresia hatte schon an der Landesgrenze Felsen im Elbett sprengen lassen. Noch heute fließt die Elbe an diesen beiden Stellen im Elbsandsteingebiet in auffallend rascher Strömung dahin.

In Schandau werden wir auf dem Bahnhof und in der Stadt gewahrt, welchen Fremdenstrom unsere schöne Sächsische Schweiz hierher lockt. Hier verlassen wir jedoch die bekannten Pfade, die jährlich Tausende naturbegeisterte Menschen wandeln. Die Leser wird es sicher mehr interessieren, einmal die Teile der Sächsischen Schweiz kennen zu lernen, die ihr altes Gepräge noch aufweisen und möglichst wenig vom Fremdenverkehr beeinflusst sind. Wie lebt man in der Gegend hinter dem Winterberg, den Schrammsteinen und dem bekannten Kuhstall? Der Verfasser der bekannten „Kursächsischen Streifzüge“, O. E. Schmidt, hat ein Loblied sonderergleichen von dieser Waldgegend gesungen, in den Mittelpunkt stellt er das Waldbauerndorf Hinterhermsdorf. Wir wandern dorthin von Schandau im Kirnitzschgrund aufwärts an verträumten Mühlen vorbei. In der stillen Talschlucht, in deren Engen manchen Tag nur wenig Stunden die Sonne scheint, wechseln immerfort neue Bilder mit Bach, Fichtendunkel, Felsenwänden, lichtem Unterholz und Sonnengringeln; immer müssen wir an die Weltabgeschiedenheit Schwindscher Landschaften denken. Waldeszauber und Bachgeplätscher zwingen dich ganz in ihren Bann.

Da hast du einen Blick vom Königsplatz bei Hinterhermsdorf ins Kirnitzschtal. So tief rauscht der Fluß, daß du ihn nicht sehen kannst. Die Kirnitzsch und ihre Seitenbäche haben seit der letzten Gebirgshebung gewaltig das Sandsteinplateau zersägt und zerschlachtet. Im Hintergrund schließt die Winterbergwand unsere Landschaft gegen das Elbtal ab. Von der auch hier ursprünglich vorhandenen Ebenheit ist nichts mehr übrig geblieben. Den romantischen Charakter unserer Waldschluchten belebt vor allem die runde Erhebung des Teichsteines am Zeughaus.

Auf einem Seitenpfad klimmen wir aus dem Kirnitzschgrund an einem munter daberspringenden Waldbach aufwärts. Es ist der von hochanstrebenden Fichtenwäldungen beschattete Hinterhermsdorfer Dorfbach. Er soll uns nach diesem Dorf hinaufleiten, das, nahe der böhmischen Grenze, hinter großen Wäldern versteckt, bis jetzt sein altes Gepräge bewahrt hat und daher ein gutes Beispiel ist, altländliche Merkmale zu studieren. Nach halbstündiger Wanderung erblicken wir an steilen Wiesenhängen einzeln verstreute Holzhäuser, in deren Fenstern sich die goldige Abendsonne widerspiegelt. Goldbraun leuchten auch die verwitterten Balken auf, die waagrecht übereinander gefügt das untere Blockhaus bilden. Die Bewohner sind meist Waldarbeiter, die mit ihrer Familie die steilen Lehnen in Feld und Wiese verwandelten. Mit Hilfe einer primitiven Drahtseilbahn (dem sogenannten Rapperzeug), das aus zwei Schiebböden und einem über eine feste Rolle laufenden Seil besteht, wird jetzt eben Dünger auf die Bergänge befördert. In mühevoller Feldarbeit ernährt man so ein paar Ziegen und Kühe.



Abb. 3. Im Dorfbachtale Hinterhermsdorf.

Auf unserem Bild blicken wir über ein solches Waldarbeiterhaus mit angebautem Schuppen rückwärts ins Dorfbachtal, aus dem wir eben emporgestiegen sind. Aus der Ferne grüßt ins Dorfbild der große Winterberg. Seine blaueinstigen Wäldungen schieben sich überall als ruhiger Hintergrund vor das lebendige Farbendurcheinander von Holzgiebeln, Blumen- und Obstgärten und erfreuen die Sommerfrischler, die in immer größerer Anzahl hierher kommen, wo Ruhe, Weltabgeschiedenheit, Einfachheit dem Stadtmenschen Erholung und neue Lebenskräfte spenden.

Und nun pilgern wir weiter bachaufwärts durchs Dorf. Am Bache, auf der Dorfaue, haben sich seit dem 15./16. Jahrhundert die Häusler (Handwerker, Waldarbeiter, Kaufleute usw.) angesiedelt. Manche halten einige Kühe, Ziegen und Schweine.

Weiter oben am Hang, in hochwasserfreier Lage, schauen beiderseits die altehrwürdigen Bauernhöfe herein. Sie sind die Uranlage des Dorfes, das zwischen 1200 und 1250 gegründet wurde. Gut ab vor den ersten Bauernkolonisten, die hier auf wildem Waldboden zuerst mit nerviger Faust deutsche Kultur entstehen ließen!

Von einer Höhe am Dorfe schauen wir über die zwei größten Güter, das Erbgericht (links) und das Flogmeistergut (rechts). Nur der erste Anführer der Bauernkolonisten, der Richter oder Schulze, baute sich einen vierseitig geschlossenen Hof, alle andern Güter bestehen, der ärmlichen Bodennatur entsprechend, nur aus einem Wohnhaus (für Mensch und Vieh) und einer eintennigen Scheune. Die Kolonistenschar wählte für das zu gründende Bauerndorf gerade unser Bachtal, weil in dieser Landschaft auf dem Granit- und Sandsteinboden eine fruchtbare, tiefgründige Lehmede lag. Man fällt die Urwaldriesen, zerschlug das Unterholz, und allmählich verwandelte sich der jungfräuliche Waldboden in Acker- und Wiesen-



Abb. 4. Typische bäuerliche Kleinwirtschaft.

land. Nur auf dem vom Gut am weitesten weg liegenden Land ließ man noch Wald stehen. Das zeigt auch unser Bild. Als der ritterliche Grundherr die Bauern hierher führte, brachte er auch geübte Landmesser mit. Sie müssen ihr Handwerk als Flurbau-meister großartig verstanden haben. Jeder Bauer wollte je nach seinem Vermögen ein verschieden großes Stück Land haben. Das nannte er seine Hufe. In einem schmalen Streifen verläuft sie, den Bodenumgebenheiten sich anschmiegend, hinter dem Gutshof. An ihrem Rand läuft der Wirtschaftsweg hin. Diesen Waldhufenstreifen, die wir deutlich im Bilde aneinander sich reihend sehen, liegt nun ein ganz bestimmtes Normalmaß zugrunde. Da sich die Hufenwege in den Jahrhunderten seit 1200 nicht verändert haben, muß man aus dem heutigen Flurbild und den Flurbuchangaben noch die alte Fluraufteilung und das Normalmaß ablesen können (s. S. 28). 1843 betragen die Güter nach dem Flurbuch (1 Acker = 300 Quadratruten = 0,555 ha):

Nr.	Größe		Beziehung zum Grundmaß von 30 Acker
	Acker	Qu. R.	
1	22	23	—
2	33	296	1
3	44	279	1 1/2
4	34	66	1
5	58	113	2
6	41	211	1 1/2
7	30	234	1
8	44	259	1 1/2
9	27	186	1
10	24	131	3/4
11	27	4	3/4
12	50	251	1 1/2
13	26	234	—
14	18	75	—
15	11	108	—
			13 1/2

Das Grundmaß einer Normalhufe war 30 Acker groß. Wenn man nun das Flurbild betrachtet, so erkennt man sofort einen alten Flurkern mit ganz regelrecht verlaufenden Hufenstreifen. Er umfaßt die Güter Nr. 2 bis 12. Dagegen weisen Nr. 1 und 13 bis 15 unregelmäßige Hufenstreifen auf, ein Zeichen, daß sie spätere Landrodungen sind, daß sich also zu den 11 alten Bauern später noch 4 bäuerliche Ansiedler gesellten. Die Flur erweiterte sich nach außen noch weiter durch Rodungen, die auf gewerbliche Kolonisten (Bergbau, Glasindustrie, Weber; Einwanderung böhmischer Exulanten) zurückgehen. So entstanden Neudorf, das Räumicht und die vielen bäuerlichen Streuwirtschaften.

Die oben genannte Altflur umfaßte 13 1/2 Normalhufen zu je 30 Acker. Immer wieder tauchen in Ortsakten daher Angaben auf, wonach der Ort zu 13 bzw. 13 1/2 Bauern oder Hufen gerechnet wird.

Da die Bodenerträge der Hufenstreifen für die kleinen Bauernwirtschaften gerade reichten, mußten die Vieh haltenden Häusler und die aus Gutsteilungen hervorgegangenen unter Raumnot leidenden Wirtschaften sich nach Ersatzland umsehen. Deshalb rodete man in den Waldungen, meist weit vom Mutterdorf entfernt und wo Lehmboden vorhanden war, Hufe und Räumichte, die heute 10 Prozent des 1000 Hektar großen Hinterbermsdorfer Waldreviers umfassen! Diese Acker und Wiesen mitten im Wald sind landwirtschaftliche Erscheinungen, die der hinteren Sächsischen Schweiz eigentümlich sind!

Unser Bauerndorf ist zugleich ein gutes Beispiel einer „Waldbauernsiedlung“, da zu diesen Räumichten noch das uralte Recht kommt, daß die Bauern ihr Vieh in die Wälder unbehindert zur Weide treiben durften. Zur Zeit der Dorfgründung hatte die Grundherrschaft den Bauern sogar den ganzen dorfumrahmenden Wald als Gemeindegeweide gegeben, hier durften die Altsiedler also auch noch nach Herzenslust Bau-, Brenn-, Schindelholz schlagen. Im 15. Jahrhundert wurde dieser Wald aber wieder an die Herrschaft abgetreten, die alten



Abb. 5. Dorsteil mit Erbgericht (links) und Flögmeistergut (rechts).

Holz- und Weiderechte blieben notwendigerweise der Gemeinde erhalten.

Wer jetzt das Walddorf aufsucht, wird am äußeren Flursumsteinbesäte Acker vorfinden, auf denen sich die Besitzer im Schweisse ihres Antlitzes abmühen, Wurzeln, Steine, Heidelbeertraut, Queden usw. mit Rodehale und Feuer zu beseitigen. Das sind neue Rodungen! So wächst noch jetzt nach dem Walde zu die Flur. Während die alten 15 Hufen einen geringen Erbzins nach den Ortsakten bis 1855 (Ablösung) zahlten, mußten die Neubauern und Räumichtbesitzer bedeutend höhere Bodensteuern entrichten; der Wert des Bodens war ja im Laufe der Jahrhunderte gestiegen. Um 1200 bot die Grundherrschaft ihr koloniales Waldland förmlich aus, um es durch tapfere Bauernkolonisten in zinsträgliches Kulturland umwandeln zu lassen.

Unsere Wanderung ist beendet. Wenn wir in großen Linien die Dorf- und Fluranlage nach dem jetzigen Landschaftsbild zu erfassen suchten, sind wir ohne weiteres zu dem ursprünglichen Sinn und Zweck der Dorfanlage gekommen: hier sollten Bauern, die aus dem überbevölkerten Maintal und Oberfranken kamen, eine neue Heimat sich gründen! In derselben großzügigen Weise haben unsere bäuerlichen Vorfahren im Vogtland, Erzgebirge, in der Sächsischen Schweiz und Südlasitz ähnliche Waldhufenfluren und -orte geschaffen. Das wollen wir Nachfahren nie in undankbarer Weise vergessen!

Wer noch weitere Aufschlüsse über die Zusammenhänge von Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte unserer besprochenen Siedlung und anderer Dörfer haben möchte, findet diese in dem Buche „Heimatgeschichtliche Dorfstudien“ von J. Langer, Sebnitz, 1929 (Verlag Grenzblatt), 132 Seiten mit vielen Bildern und Skizzen. Preis 2,50 RM.

Universitätsprofessor
Dr. Karl Bücher
 in Leipzig †



Nach Dr. Arno Günther
 in den
 „Leipziger Neuesten Nachrichten“
 vom 14. Nov. 1930.

Am Mittwochabend, den 12. November 1930, verschied nach kurzem, schweren Leiden im Alter von 84 Jahren Geheimer Hofrat Universitätsprofessor i. R. Dr. Karl Bücher in Leipzig. Da viele sächsische Landwirte während ihrer Studienzeit in Leipzig bei ihm Vorlesungen gehört haben, sei seiner gedacht. Mit Stolz konnte er von sich behaupten, daß es wohl keinen Professor der Volkswirtschaft gäbe, der wie er ohne Tadel den Acker zu pflügen verstände und auch sonst noch in allerlei landwirtschaftlichen Arbeiten von Kind an bewandert sei. Der Lauf seines Lebens hat wieder einmal bestätigt, daß dem Tüchtigen alle Wege zu der Menschheit Höhen offen stehen. Aus einem armseligen Dorfjungen ward ein Gelehrter von Weltruf.

Als fünftes Kind eines bescheidenen, mit allerhand Lebensmühen bepackten Bürstenmachers in Kirchberg am Taunus trat Karl Bücher am 16. Februar 1847 ins Leben ein. In kleinen Verhältnissen auf dem Lande aufgewachsen, hat er hart gerungen um seinen Aufstieg. Hauslehrertätigkeit mußte ihm die Mittel zur Fortsetzung und Vollendung seiner akademischen Studien in Bonn und Göttingen verschaffen. Als klassischer Philologe trat er in die Praxis des Lebens ein; aber nur fünf Jahre lang hielt er es in Dortmund und an der Wöhlerschule in Frankfurt vor den Schulbänken aus. Gelegentliche Mitarbeit an der „Frankfurter Zeitung“ und die geringe Befriedigung im Schulbetrieb erleichterten es ihm, das Angebot ihres Gründers Leopold Sonnemanns anzunehmen und als Leiter des wirtschafts- und sozialpolitischen Teils der „Frankfurter Zeitung“ sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Eine Arbeit über die sizilischen Sklavenaufstände unter Eunus (138 bis 132 v. Chr.), im Lichte der modernen Arbeiterbewegung behandelt, und mehrere Aufsätze in der „Frankfurter Zeitung“ machten die Männer der Volkswirtschaft aufborden. Der 30-jährige Karl Bücher wagte es daraufhin, sich in München für Nationalökonomie und Statistik zu habilitieren. Das graue Elend des Privatdozentenlebens hat Bücher reichlich kosten müssen. Dann ging's aber rasch über nationalökonomische Professuren in Dorpat, Basel und Karlsruhe vorwärts und aufwärts nach Leipzig auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Volkswirtschaft und Statistik. Zunächst galt es noch, trotz der Empfehlung Büchers durch Männer wie Ratzel, Lamprecht und Wundt, einige Bedenkllichkeiten der sächsischen Regierung zu zerstreuen. Aber schließlich wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Bücher übernahm 1892 die Leipziger Lehrkanzel und hat von ihr aus bis 1916 Tausenden von Studierenden der Volkswirtschaft, Landwirtschaft und Rechtswissenschaft aus der schier unerschöpflichen Fülle seines Wissens Belehrung und Anregung in reichem Maße gegeben. Bei seinem Amtsantritt in Leipzig begründete er das volkswirtschaftlich-statistische Seminar, das später unter seiner Leitung mit dem staatswissenschaftlichen Seminar vereinigt wurde. 1903/04 bekleidete er das Amt des Rektors der Universität. Von verschiedenen Hochschulen wurde er durch Verleihung des Ehrendoktors ausgezeichnet.

In seinem Buche „Die Bevölkerung Frankfurts im Mittelalter“ hat er auf statistischer, mühselig erarbeiteter Grundlage die Zusammensetzung einer mittelalterlichen Stadt dargestellt. Ein noch größerer Wurf war sein Werk über die „Entstehung der Volkswirtschaft“. Hier hat Bücher in einer Reihe von innerlich verbundenen Aufsätzen als wesentlichen Bestandteil seiner wissenschaftlichen Lehre der Theorie der Wirtschaftsstufen eine neue Prägung gegeben; er unterschied Haus-, Stadt- und Volkswirtschaft, eine Stufenfolge, die auch heute noch die Grundlage der volkswirtschaftlichen Anschauung von den gesellschaftlichen Wirtschaftsformen bildet. Hier vervollkommnete er auch die Theorie der Arbeitsteilung. Seinen Weltruf verdankt er seinem am meisten verbreiteten Werk: „Arbeit und Rhythmus“. Da ist er in tiefste Zusammenhänge der körperlichen Bewegung und deren rhythmischer Gliederung eingedrungen und hat glänzend herausgearbeitet, wie bei allen Völkern der Erde eine innerliche Wechselbeziehung zwischen der Arbeit und dem Rhythmus besteht, in dem sie vollzogen wird. Gleichzeitig hat er aber auch die psychologische Grundlage dieser Verbundenheit aufgehellert. Erinnern wir uns noch seiner tieferschürfenden Arbeiten über das Handwerk, seiner feinen Studie über die Frauenfrage im Mittelalter, seiner zahlreichen Arbeiten über das Zeitungswesen, dann ist der weite Kreis des erfolgreichen Wirkens Büchers umrissen.

Nur eins kommt noch hinzu: In der Geschichte der Wissenschaft wird Bücher als Schöpfer der Zeitungskunde weiterleben. Nach der Entbindung von seinem Lehrauftrag im Jahre 1916 schuf der Unermüdete noch das Institut für Zeitungskunde, das älteste dieser Art an deutschen Universitäten. Er hat damit gewissermaßen den Ring seiner Lebensarbeit geschlossen.

Bücher war kein stiller, weltabgewandter Gelehrter. Er griff vielmals mutig ins volle Menschenleben hinein. Seine vielumstrittene Tätigkeit als Leipziger Stadtverordneter, seine stürmischen Auseinandersetzungen mit dem Buchhandel legen dafür beredtes Zeugnis ab.

Der Verstorbene war auch kein bequemer Zeitgenosse. In seinen „Lebenserinnerungen“ sagt er einmal: „Der Kirchner ist aufrecht und aufrichtig, fest und zähe, im Verkehr manchmal unbeholfen und nicht sehr zugänglich... Wen er liebt, der ist geborgen; wen er aber haßt, der mag auf der Hut sein.“ Damit hat er sich die beste Selbstcharakteristik geschrieben. Aber gerade diese herzhafteste Ehrlichkeit seines Wesens nötigte auch seinen Gegnern menschliche Achtung vor ihm ab. Nimmt man dazu noch seinen oft beißenden Witz, seine geistvolle Schlagfertigkeit, seine klare Bestimmtheit im Urteil, dann hat man den ganzen Mann, eine geradgewachsene knorrige Eiche aus den Taunuswäldern. So wird er weiterleben im Gedächtnis derer, die das Glück hatten, einst zu seinen Füßen seiner Lehre zu lauschen.

Alles Große und Edle ist einfacher Art.

Was er ist,
 gilt ein Jeder doch am Ende,
 und kein Jota mehr noch minder. Gottfried Keller.

Lesefrüchte aus Karl Büchers „Erinnerungen“

erschienen 1919 im Verlage der H. Laupp'schen Buchhandlung
in Tübingen.

1. Der hohe Wert einer auf dem Lande verbrachten Kindheit.

Meinem Schicksal bin ich immer dafür dankbar geblieben, daß es mich in kleinen Verhältnissen auf dem Lande hat aufwachsen lassen und daß ich früh arbeiten und beobachten gelernt habe. (S. 2.)

— — — Alles, was zum häuerlichen Betrieb gehörte, lernte ich von frühester Kindheit an mit eigener Hand verrichten.

Als ich vierzehn Jahre alt war, ruhte ich nicht, bis mein Vater mich das Pflügen lehrte, und wie stolz war ich, als am Ende des Spätherbstes alle unsere Stoppeläcker, von meiner eigenen Hand umgebrochen, in Furchen lagen. Noch als Student habe ich Hafer mähen gelernt. (S. 7.)

2. Landkinder Stadtkindern überlegen.

Ich habe mir oft Gedanken darüber gemacht, was eigentlich den Knaben vom Lande die große geistige Ueberlegenheit verschafft, die sie gegenüber den Stadtkindern in der Schule so oft betätigen, und bin zu dem Schlusse gekommen, daß es die verschiedene Weite des Gesichtskreises ist, die beide unterscheidet. Gewiß, das Landkind hat viel, viel weniger gesehen als das Stadtkind, dem Tag für Tag die mannigfachsten Kultur-elemente zugeführt werden, jenes Wenige aber gründlich und unter den verschiedensten Verhältnissen. Die geringe Zahl von Begriffen, über die es verfügt, steht ihm unverlierbar fest, und es bedarf nur eines geschickten Lehrers, um alle Merkmale derselben aus dem Kinde herauszulocken. Es kennt alle durch Beobachtung, während das Stadtkind zwar vielseitiger angeregt ist, aber nichts gründlicher gesehen, oft überhaupt nicht sehen gelernt hat. (S. 51.)

3. Herbstliche Schönheit der Heimat.

Gar manches Jahr bin ich als Mann dahin zurückgekehrt, wenn im Spätherbste die Bäume ihr braun-rot-gelbes Sterbekleid noch einmal der Sonne entgegenstrecken. Man schlendert so gern zwischen den Stämmen hin und vergißt alles Leid und allen Druck der Welt da draußen. Unter den Tritten raschelt das alte Laub, und zwischen den Kronen blickt der blauende Himmel herein. Streift man über das taunasse Gras am Waldesfaume hin, so genießt man Ackerflur und Holzung zugleich und sieht von den Feldern die langen Reihen der Kartoffelsäcke herüberschimmern, zwischen denen sich emsige Menschen tummeln und Feuerchen brennen. (S. 21.)

Er ist so schön, der Herbst in meiner Heimat, und es fallen mir dabei immer die Uhlandschen Verse von den „sanften Tagen“ ein, die er die „Weihe der Natur“ nennt. Die Getreideernte ist vorbei, und man hat bereits das Erntefest gefeiert, an dem in der Kirche auf dem Altare ein Aehrenkranz lag, der später vor der Kanzel aufgehängt zu werden pflegte und mit seinem goldenen Glanze die Besucher an die Grundlage ihres Daseins jeden Sonntag erinnerte. Von den Feldern sind noch die Knollen- und Wurzelgewächse abzuräumen. Von der Winterfaat ist bereits der Roggen bestellt, und schon



„Mit vereinten Kräften“ (Federzeichnung von Grete Fritze in Dobritz).

leuchtet es rötlichgrün auf den Aekern, während dicht dabei noch der Sämann die gebeizten Weizenkörner über ein frisch gepflügtes Land streut, das er mit weiten Schritten durchmisst. Zu Hause haben sich Scheune, Keller und Speicher gefüllt, man wintert sich ein; die Zeit bis zur neuen Ernte ist gar lang und braucht viel. Von den Bäumen taumeln die letzten Blätter zu Boden, und bald werden sie ganz kahl sein. Vielleicht bewegen sich noch einige Kinder zwischen ihnen, welche die etwa hängen gebliebenen Äpfel und Birnen zusammenstopfeln. Der Winter kommt, wo nur die Art des Holzfallers im Walde und der Dreitakt der Dreschflegel aus den Scheunentennen zu vernehmen ist. Der Flecken wird dann still daliegen; aber er hat noch sein eigenes Leben. Es ist eine Zeit der Ruhe und der Selbstbesinnung, aber nicht eine Zeit der Untätigkeit. (S. 22.)



Stolpen.

Weithin sichtbar ragt der „Stolpen“, wie man seit alters Stadt, Berg und Burg Stolpen im Volksmunde nennt, ein paar Meilen östlich von Dresden in die liebliche Landschaft. Es gibt wenig Orte in Sachsen, die geologisch und geschichtlich so anziehend sind wie dieser. Geologisch deshalb, weil hier vor Jahrmillionen glutflüssiger Basalt über eine bereits erstarrte Granitdecke quoll. Heute wirkt seine blauschwarze, eisenfeste Masse mit ihren Tausenden regelmäßiger, hochstrebender Säulen wie eine riesige Kristalldruse. Und Geschichte hat sich auf diesem markanten Berge abgespielt, daß es schwer fällt, von ihr nur andeutungsweise in wenig Sätzen zu erzählen. 1218 verkauft ein Ritter Monko von Stolpen (= Stolpen) die Veste an den Bischof von Meißen. Monko war ein Bauernschinder, und so mögen seine Untertanen froh gewesen sein, „unter den Krummstab“ zu kommen, wo es sich nach bekanntem Sprichwort gut wohnen ließ. Mit kurzen Unterbrechungen haben die Bischöfe von Meißen die feste Burg besessen, und zwar bis weit in die Reformationszeit hinein. Erst 1559, also nach Luthers Tode, übergab der letzte Meißner Bischof, ein Johann IX. von Haugwitz, Stolpen gegen Schloß und Amt Mühlberg dem damaligen Kurfürsten. Die Bischöfe von Meißen haben Stolpen nicht bloß besessen, sondern auch bewohnt. Auf dem Meißner Berg war es für sie gar nicht so friedlich und gemütlich. Da saß noch ein Burggraf und der noch mächtigere Markgraf, und Rat und Fünfte der Stadt unten waren auch nicht etwa immer gehorsame Diener der Kirche. Gerade zu Anfang des Reformationsjahrhunderts war ein stolzes Bischofsschloß mit Wehrgängen und vier mächtigen Ecktürmen fertiggestellt. Der Nachbesitzer Vater August († 1586) baute das Hochschloß noch weiter aus und für seine hausfrauliche Gemahlin Anna wurden Küche, Keller, „Mandel“-Kammer zum Wäscherollen, Destillierhaus und Apothekengewölbe und Anderes hinzugeschaffen. Mitten in den 30jährigen Krieg fällt die mühselige, bewundernswürdige Teufung eines 82 Meter tiefen Brunnens, ein Werk von 22 Jahren Zeitdauer, geschaffen mit Feuer und Meißel von Frei-

berger Bergleuten. Was Stolpen aber noch besonders bekannt und berühmt macht, ist die unglückliche, schöne, blonde norddeutsche Gräfin Cosel, die ihre Liebe zu August dem Starken und dann zu ihren Kindern von ihm mit einer fast 49 jährigen strengen, wenn auch ritterlichen Haft auf der Veste Stolpen bezahlen mußte. Sie starb dort als 88 jährige Greisin 1765. Ihr Grab liegt am Siebenspizenturm oben auf der Burg. Um sie spinnt bereits Sage und Legende. — Daß die Baulichkeiten auf Hoch-Stolpen in den verschiedenen Kriegen arg gelitten haben, ist erklärlich. Kein Feind hat sie aber so schlimm behandelt, wie der Franzose 1813, ganz ohne militärische Notwendigkeit. — So ist es denn gekommen, daß man jetzt bloß noch von der „Ruine“ Stolpen spricht. Vom eigentlichen Bischofs- späteren kurfürstlichen Schloß ist so gut wie nichts mehr vorhanden; von vielen Türmen stehen nur noch drei; die vier Höfe sind nur schwer unterscheidbar.

Die Stadt Stolpen ist noch ein unverhandeltes, liebes Nestchen. Zu ihren Füßen hat sich aber auch die Neuzeit angesiedelt: die Fabrik C. A. Klinger, Altstadt-Stolpen ist jedem Landwirt rühmlichst bekannt. Zu Tausenden arbeiten ihre Dreschmaschinen, ihre Selbstbinder-Pressen und ihre Heu-, Stroh- und Getreidebläser in kleinen und großen sächsischen Wirtschaften. Viele dieser Qualitätserzeugnisse sächsischer Industrie sind schon seit Jahrzehnten im Dienste.

Der „Goldene Löwe“ am Markte hat manche Versammlung umwohnender Landwirte zu beruflichen oder geselligen Zwecken gesehen. Ende Mai 1931 fand hier die Jahreshauptversammlung der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer Dresden statt. Ihr Vorsitzender, Oekonomierat Oskar Welde auf Oberhäslich, schilderte mit beweisenden und anklagenden Worten die hochbedrängte Lage der Landwirtschaft. Hans Schlange-Schöningen hielt dann einen Vortrag, in dem er erläuterte, daß neben der Agrarkrise eine Industriekrise bestehe, und daß beider Krisen Ursache die Arbeitslosenkrise sei.

S. S.

Die Reuning-Steiger-Preise 1930.

Von Landwirtschaftsrat Friedrich M. Schanz in Dresden.

Zwei Betriebe waren von der Prüfungskommission im Jahre 1930 nach eingehender Besichtigung des Reuning-Steiger-Preises für würdig befunden worden, der eine, bewirtschaftet von Alfred Möbius, ein vorbildliches Großbauerngut der Döbelner Pflege, der andere, Max Michael Kämsch gehörig, ein bekannter Tierzuchtbetrieb in der Lausitz nahe bei Löbau.

1. Der Betrieb von Alfred Möbius in Niederranschütz.

Abseits der großen Straße, die von Döbeln über Mügeln nach Oschatz führt, liegt das kleine rundlingartige Dorf Niederranschütz, von dessen fünf Bauerngütern das Besitztum des Preisträgers Alfred Möbius mit 72 Hektar Fläche das größte ist.

Das Gelände ist fast eben. Lange flache Rücken streichen als letzte Ausläufer des mittelsächsischen Granulitgebirges gegen die hügelig-wellige Lommatscher Pflege im Osten und die ebene Leipziger Tieflandsbucht im Nordwesten aus. Die Kulturschicht gehört zu den fruchtbarsten Sachsens; auf dem anstehenden Grundgestein lagernde Geschiebelehne, Löß und Auböden bilden sie.

Alfred Möbius stammt aus der Grimmaer Gegend, wo sein Vater in Großsteinberg begütert war. Im elterlichen Betrieb aufwachsend, lernte der junge Möbius von der Pike auf die praktische Landwirtschaft. Weiterer sachlicher Ausbildung diente der spätere Besuch der Winterschule. Nach seiner Militärzeit heiratete der Preisträger. In den nächsten Jahren führte er seinem Schwiegervater eine Zeit lang die Wirtschaft. Dann kaufte er ein kleines Gut, das er längere Zeit selbstständig bewirtschaftete, später aber abgab, nachdem er kurz vor Kriegsausbruch den größeren, heute noch von ihm betreuten Hof erworben hatte.

Die Flurkarte seines Betriebes zeigt einen in sich geschlossenen Wirtschaftsplan, dessen ungefähren Mittelpunkt das Gehöft darstellt. Die vorhandene landwirtschaftlich nutzbare Fläche von 70,8 Hektar verteilt sich zu 58,1 Hektar = 82,1 % auf Ackerland, 8,0 Hektar = 12,1 % auf Weiden, 2 Hektar = 2,8 % auf Wiesen und 2,1 Hektar = 3 % auf Nutz- und Obstgärten.

Als der Preisträger am 1. August 1914 das Gut aus den Händen seines Vorgängers übernahm, war dessen Ackerland in etwa 30 verschiedene Schläge eingeteilt. Dadurch war die Bewirtschaftung desselben sehr erschwert. Um diese möglichst zu vereinfachen, hat Möbius als erstes im Laufe der Jahre seine verstreute Feldwirtschaft zusammengelegt. Die einzelnen kleinen Trennstücke wurden zu gleichmäßig großen Schlägen vereinigt und ein gründlich durchdachter Bewirtschaftungsplan aufgestellt.

Gleichzeitig wurde, geleitet von der Erkenntnis, daß nur gesundes Vieh gute Leistungen bringe, gesundes Vieh aber neben zweckentsprechendem Futter auch Bewegung, Licht und Luft brauche, die Grünlandfläche entsprechend vergrößert. Das neugewonnene Weideland ward ursprünglich in fünf Koppeln eingeteilt. Da sich aber zeigte, daß jede derselben in sich zu groß war und dadurch nicht richtig ausgenutzt wurde, hat Möbius neuerdings die einzelnen Weiden verkleinert und zwei neue eingezäunt. Jede der jetzt bestehenden sieben Koppeln hat nunmehr eine Größe von etwa 1,2 Hektar; sie wird zunächst 8-10 Tage mit dem Milchvieh besetzt, dann weiden die Kalben und altmelkenen Tiere etwa 8 Tage nach, worauf die Weide, nachdem die stehengebliebenen Geilstellen ausgemäht wurden, zum Nachwachsen mehrere Wochen rubig liegen bleibt.

Die sorgfältig gepflegten Wiesen bedecken nur knapp 2 Hektar. Für den Betrieb ergibt sich daraus das wenig günstige Wiesenverhältnis von 1:30. Den notwendigen Ausgleich in der Futterbeschaffung bringen zunächst die Koppeln, deren Beweidung durch das Rindvieh den Sommerbedarf des Viehbestandes an Grünfutter auf den der Jungtiere verringert. Schließlich werden alljährlich noch 8,5 Hektar der Ackerfläche zum Feldfutterbau herangezogen, so daß damit — vor allem auch unter Einbeziehung der im Herbst anfallenden Rübenblätter und Schnitzel — eine genügende wirtschaftseigene Futtergrundlage gewährleistet ist. Im Ganzen dient ein knappes Viertel der landwirtschaftlichen Nutzfläche dem Futterbau. Als Grünlandzahl — so nennt man das Verhältnis von Ackerland — Feldfutterfläche): (Feldfutterfläche + Wiese + Viehweide) —, errechnet sich 1:2,6.

Die einzelnen Feldstücke der Gutsflur sind durchschnittlich 7-8 Hektar groß. Möbius bewirtschaftet sie in siebenjährigem Umtrieb: Nachdem der Acker als Futterbrache Rottklee getragen, wird er zur

einen Hälfte mit Winterweizen, zur anderen mit Zuckerrüben bestellt. Im Jahre darauf wechseln beide Früchte ihre Plätze. Dann schließt Sommerung an. Nach deren Aberntung wird sofort die Stoppel umgebrochen und Zwischenfrucht, Futterroggen und ein Teil Spinat, eingesät. Hat diese im Frühjahr das Feld geräumt, wird Mist gefahren und Hackfrucht bestellt. Nach Kartoffeln und Futterrüben wird Winterweizen ausgesät. Im siebenten Jahre schließt Winterroggen und Wintergerste die Fruchtfolge.

Quittung für sorgfältige Feldarbeit, gute Bestandspflege und ausreichende Düngung sind entsprechende Ernten. Die Erdrusche liegen bei den einzelnen Feldfrüchten zwischen 30 und 40 Doppelzentner je Hektar; an Kartoffeln werden vom Hektar normalerweise um 150 Doppelzentner geerntet. Fast ausschließlich werden diese als Speiseware abgesetzt.

Der Viehbesatz des Möbius'schen Gutes ist stark: je Hektar der Gutsfläche wird reichlich ein Stück Großvieh gehalten. Der Preisträger ist nicht nur ein guter Ackerwirt, seine ganze Liebe gilt auch dem Viehstand, der die für ihn aufgebrachten Mühen durch gutes Aussehen und gute Leistungen quittiert. Beispielsweise hat Möbius alle seine Spanntiere aus zwei ihm gehörigen Mutterstuten selbst aufgezogen. Im Ganzen sind für seinen Betrieb 10 Jungtiereinheiten vorhanden. Demnach bearbeitet ein Gespann 11,0 Hektar reinen Ackerlandes.

Im Kuhstall ist schwarzbuntes Niederungsvieh angebunden. Seine Haltung ist zunächst auf die Erzielung möglichst hoher Milchmengen zugeschnitten. Daneben soll jedoch auch die laufende Ergänzung des Bestandes möglichst durch Aufzucht leistungsversprechender Nachkommen eigener guter Muttertiere erfolgen. Deshalb wird auf das Vorhandensein guter Bullen besonderer Wert gelegt.

Milchkontrolle, Futterklassen und Leistungsprüfung sind selbstverständliche Dinge, auf deren zuverlässige und genaue Durchführung großer Wert gelegt wird. Während der warmen Monate nimmt der Weidegang einen breiten Raum ein, doch ist beabsichtigt, die bisher geübte Tagweide fallen zu lassen und dafür das Rindvieh nachts auf die Koppeln zu bringen. Möbius erwartet sich davon einen Vorteil bezüglich der Melkleistungen, weil die Kühe dann tagsüber im Stalle stehend vor zu starker Hitze geschützt sind und in der Kühle der Nacht — weniger von lästigen Fliegen geplagt — das Futter der Weide besser aufnehmen.

Bei der dem Viehstand gewidmeten Sorgfalt sind gute Leistungen des Stalles selbstverständlich. Beispielsweise wurden im letzten Kontrolljahr je Kuh im Mittel der vorhandenen 39 Milchtiere 3300 Liter mit 3,27% Fett gemolken. Der durchschnittliche Verbrauch einer Kuh belief sich dabei auf 362 Kilogramm Eiweiß mit 2063 Stärkewerten. Es waren demnach im Stallmittel mit 100 Stärkewerten 159 Kilogramm Milch mit 5,22 Kilogramm Fett erzeugt worden.

Die neugeborenen Kälber werden sofort nach der Geburt abgesetzt. Bis zu einem Vierteljahr werden sie mit Vollmilch getränkt; dann tritt allmählich mehr und mehr Magermilch an deren Stelle. Als erstes festes Zusatzfutter wird Leinmehl und später gutes Wiesenheu in steigenden Mengen gegeben. Sechs Monate alt kommen die Kälber auf die Weide, wo sie in Luft und Sonne möglichst Bewegungsfreiheit haben, ihnen somit die gesündesten Entwicklungsvoraussetzungen geboten werden. Während der ersten Zeit ihres Weideaufenthaltes wird dabei noch längere Zeit Haferschrot, Leinmehl und Magermilch in nach und nach geringer werdenden Mengen zugefüttert.

Mit fast 14 Großvieheinheiten Normalbestand ist der Schweinestall ein wichtiger Bestandteil der Möbius'schen Wirtschaft. Kern des Bestandes sind neun Zuchtsauen und zwei Eber, von denen der eine im Mutterleibe aus Oldenburg eingeführt wurde. Die Fruchtbarkeit der Sauen, welche bei einem Wurf durchschnittlich 10-12 Ferkel bringen, ist gut. Ihre Nachkommen werden zum Teil als Ferkel weiterverkauft, teils selbst für den Fleischer gemästet. In ständig wechselnder Zahl sind dadurch neben den Zuchtieren jeweils noch 8-12 Mastschweine, 30-40 Käufer und 15-20 Ferkel vorhanden.

Mustergünstig ist auch die Geflügelhaltung: mit viel Liebe betreut die Tochter des Hauses nach bewährten Schlobachhofer Grundsätzen ihr Federvieh. Leghorns, Rhodeländer und Barnevelder bevölkern den ihnen zugewiesenen Obstgarten. Ihre Er-



Dorf Mochau, von der Landstraße aus gesehen, die von Döbeln kommt.
(Zum Aufsatz „Die Jähna entlang“, Seite 38–45).

zeugnisse werden teils zu Zuchtzwecken verkauft, teils durch einen Händler auf dem Markte verwertet.

Noch einiges über die Baulichkeiten: Das Gehöft selbst ist jüngeren Datums. Nach einem Brande um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde es von Grund aus neu aufgeführt. Mächtige Linden beschatten das steinerne Hofstor, durch welches man den allseitig von Gebäuden umschlossenen Innenraum betritt. In seiner Mitte befindet sich die ummauerte Düngerstätte, daneben ein offener Wagen- und Geräteschuppen. Rechts der Einfahrt liegt das Gutshaus, linkerhand die Leutewohnungen. An das Wohnhaus des Betriebsleiters schließt rechtwinklig dazu das Kuhstallgebäude unmittelbar an. In gleicher Weise hängt das ihm gegenüberliegende Wirtschaftsgebäude mit dem Leutewohnhaus zusammen. Die Rückseite des Hofes nimmt in ganzer Breite die große massive Scheune mit ihren vier Durchfahrten ein. In ihr erleichtert ein ortsfest eingebauter Höhen- und Quersförderer ebenso wie am Heuboden die kraft- und zeitraubenden Abladearbeiten.

Damit genug vom Möbius'schen Betrieb. Wer mehr über ihn wissen will, laufe sich für eine Reichsmark die bei der Kammer erhältliche eingehende Gutsbeschreibung dieser beiden ausgezeichneten Betriebe. Die damit verbundene geringe Geldausgabe wird sich immer lohnen, weil jeder, der nur will, daraus viel lernen kann. Was auf dem hier verfügbaren Raume geschildert werden konnte, sollte in großen Linien ein mustergültiges Bauerngut der Döbelner Gegend aufzeigen, dessen Aufbau und Gang so klar und einfach wie möglich ist. Alles zeigt weitestgehende Anpassung an die naturgegebenen Verhältnisse: Auf den Feldern nehmen entsprechend der günstigen geologischen und klimatischen Voraussetzungen Winterweizen und Zuckerrübe die ihnen gebührenden Plätze ein. Dabei hat jedoch der Hackfruchtbau den Betrieb nie einseitig belastet. Daß er in den letzten Jahren trotzdem eingeschränkt wurde, hat seine Ursache in den ungünstigen Zeitläuften. Im Hinblick auf die immer schwieriger werdende Wirtschaftslage mit ihren sinkenden Preisen und den meist unerfreulichen Leute- und Lohnverhältnissen hatte

diese Maßnahme unbedingt Berechtigung, zumal mit ihr gleichzeitig eine sehr zweckmäßige Verbreiterung der wirtschaftseigenen Futtergrundlage Hand in Hand ging und durch die Anlage der Koppeln dem Vieh bessere, weil naturgemäßere Existenzbedingungen geschaffen wurden. Auch die Viehwirtschaft zeugt ebenso wie die Flurstücke in allen ihren Teilen von dem großen vorwärtsstrebenden Können ihres Leiters, der sich in seinen Entschlüssen stets von gewagten Versuchen fernhält, ohne sich dabei den Sorderungen der Zeit zu verschließen. Alles in allem: Ein nachahmenswertes Vorbild, auf das die sächsische Landwirtschaft mit Recht stolz sein kann. Alfred Möbius, der es geschaffen, ist zum Reuning-Steiger-Preis von Herzen zu beglückwünschen. Für ihn bedeutet die zugesprochene Auszeichnung wohlverdiente Anerkennung jahrelanger, fleißigen Schaffens.

2. Der Betrieb von Max Michael Kämsch in Georgewitz.

Durch seine bewährte Schweinezucht ist der andere Reuning-Steiger-Preisträger Max Michael Kämsch nicht nur in der Lausitz, sondern in ganz Sachsen und dem angrenzenden Schlesien bekannt. Sein Besitztum, 38 Hektar groß, liegt in Georgewitz, einer kleineren Hausensiedlung wendischen Ursprungs, die nur wenige Kilometer von Löbau entfernt ist.

Das heutige Dorf steht an einer Stelle, die durch ihre günstige Lage im Gelände — am steilwandumschirmten Rande einer vom Löbauer Wasser durchflossenen fruchtbaren Talweitung — schon in grauen Vorzeiten menschliche Wohnstätte war. Mannigfaltige Funde aus der Stein- und Bronzezeit zeugen davon, verfallene Erdwälle in der Nähe des Ortes erzählen von ehemaligen forstlichen Niederlassungen und das Löbauer Ratsarchiv weiß viel über die wechselvolle Vergangenheit des mittelalterlichen „Gorqewitz“ zu berichten.

Lausitzer Hauptgranit bildet wie überall in der Gegend den Untergrund. Meist ist er hoch von diluvialen Geschieben eiszeit-

lichen Ursprunges, von Lehmen und Sanden überdeckt. Nur in der unmittelbar hinter dem Dorfe liegenden Stala, einer tiefen, engen Rinne, die sich das Löbauer Wasser in das harte Gestein gefressen hat, treten nackte Felsen zutage.

Das Gut des Preisträgers liegt ungefähr in Ortsmitte. Seine Gebäude bilden einen fast allseitig geschlossenen Vierseithof. Rechts der Einfahrt erhebt sich das stattliche Wohnhaus des Besitzers; ihm gegenüber streckt sich eine große massive Scheune; die rechte Hofseite füllt das Kuhstallgebäude mit anschließendem Futterschuppen aus; links steht ein Wirtschaftsgebäude mit Pferde-, Schweine- und Hühnerstall sowie der Werkstatt. Außerhalb des Hofes befindet sich hinter dem Wirtschaftsgebäude noch ein später zugelaufenes Haus mit Leutewohnungen und Reservestellungen.

Mar Michael Rämisch ist heute 44 Jahre alt. In Doberschau bei Baugen, wo sein Vater ein seit Generationen der Familie gehöriges Gut bewirtschaftete, verlebte er seine Jugend. Nach Verlassen der Schule wurde er zunächst landwirtschaftlicher Scholar, hernach Wirtschaftsgehilfe. Seiner Wehrpflicht genügte Rämisch beim Gardereiterregiment in Dresden. Entlassen vom Militär vertiefte er seine bisherig gesammelten Berufskennntnisse durch den Besuch der landwirtschaftlichen Schule, nach welchem er bis Kriegsausbruch auf verschiedenen Gütern Beamter war. Während des Völkerringens stand Rämisch bis zum Herbst 1917 unter den Waffen. Er wurde dann in die Heimat beurlaubt, um drei verwaiste Betriebe ordnungsgemäß weiterzuführen.

Verehelicht ist der Preisträger seit 1918 mit der Tochter des verstorbenen Rittergutsbesitzers Göbel in Oehna, dem auch das heute vom Preisträger bewirtschaftete Gut in Georgewitz gehörte und der um die Jahrhundertwende die Grundlage der heutigen Schweinezucht dieses Betriebes geschaffen hat.

Das Hauptgewicht der Rämisch'schen Landwirtschaft liegt auf der Viehhaltung und allem, was mit dieser zusammenhängt. Der vorhandene starke Besatz mit Rindern und Schweinen läßt jede Gelegenheit zur Weide ausnützen. Rämisch hat das schon frühzeitig erkannt. Er ist mit der Einrichtung des Weidebetriebes bahnbrechend für seine Gegend gewesen. Schon sein Schwiegervater hatte 1905 für die Schweine Weidegang eingeführt. Heute nehmen allein die Viehklappen knapp ein Fünftel der landwirtschaftlichen Nutzfläche seines Besitzums ein. Darüber hinaus sind für den Auslauf der Zuchtschweine die waldbedeckten abschüssigen Hänge der Stala umzäunt. Auch der an ihrem Eingang gelegene anderthalb Hektar große Obstgarten ist umfriedet. Er dient dem heranwachsenden Jungvieh als weiträumiger Tummelplatz.

Bei aller Betonung des Grünlandes werden die Felder in keiner Weise vernachlässigt. Ihre Bewirtschaftung unterliegt einer achtjährigen Fruchtfolge, in welcher der Roggen möglichst zurücktritt. Nach Klee wird Winterweizen, dann Wintergerste oder Winterroggen angebaut, darauf folgen Hackfrüchte, Winterung, Sommerung, wieder Hackfrüchte und zum Schluß abermals Wintergetreide.

Bestellung, Pflege und Ernte der Feldfrüchte werden, wie alles in der Wirtschaft, sorgfältig unter möglichster Berücksichtigung arbeitsparender Maßnahmen durchgeführt. Die Gestalt der einzelnen Feldstücke ist nach der vor Jahren erfolgten Zusammenlegung der Gemeindeflur im großen ganzen günstig; wo noch Ecken und Winkel die Feldarbeit durch notwendig werdenden Leerzug oder häufiges Wenden erschwerten, wurden diese von den Schlägen abgetrennt und als Wiese eingefät. Maschinen werden, soweit sie wirtschaftlich sind, überall angewandt. Verziehen und Verhacken der Rüben erfolgt mit dem liegnigen Gurkentreib in einem Arbeitsgang, ihre Ernte geschieht mit Hilfe der Köpfbäde.

Nun zur Viehhaltung:

Vier Pferde stehen dem Preisträger zur Erledigung aller anfallenden Spannarbeiten zur Verfügung. Es ist eine Freude, die gutgepflegten, kräftigen Tiere im Zuge oder in den geräumigen Boxen des Stalles zu sehen. Das eine Gespann, zwei ausgesucht schöne sächsische Kaltblutstuten im rheinisch-deutschen Typ, hat seinem Besitzer schon bei mancher Tierschau wohlverdiente Anerkennung gebracht.

Der Rindviehbestand, der aus Oldenburger Wesermarschtiern unter teilweiser Einkreuzung ostfriesischen Blutes aufgebaut wurde, umfaßt 22 Haupt Futtergroßvieh, darunter 14 Milchkühe. Zweck ihrer Haltung ist einmal die Aufzucht guter Nachkommen bewährter Muttertiere, zum anderen die Erzeugung hoher Milchmengen mit gleichzeitiger guter Mastfähigkeit.

Die Haltung des Rindviehs ist hart und natürlich. Von Ende April bis in den späten Herbst bleibt es Tag und Nacht auf der Weide. Während dieser Zeit ist das Gras der Koppeln seine einzige Nahrung. Im Winter wird während der Stallhaltung Gruppenfütterung nach der Höhe der Milchträge durchgeführt. Daß regelmäßige Milchmessungen und Wägungen die Leistungen

jeden einzelnen Tieres laufend überwachen, bedarf kaum der Erwähnung.

In seinem Milchkontrollverein gehört Rämisch zu den Besten. Sein Stalldurchschnitt belief sich je Kuh im Jahre 1929 auf 4041 Liter mit 3,18% Fett, während das Vereinsmittel 3701 Liter mit 3,12% Fett betrug.

Bedauerlich ist es, daß es auch hier der verfügbare Platz nicht gestattet, nunmehr näher auf die Entwicklung der Rämisch'schen Stammzucht des veredelten sächsischen Landschweines einzugehen. Es wäre viel Lehrreiches über die zielbewußte und vorausschauende Arbeit der beiden Züchter Göbel und Rämisch zu berichten. Auch hier sei deshalb nochmals nachdrücklich auf die bereits erwähnte ausführliche Wirtschaftsbeschreibung der beiden Reuning-Steiger-Preisträger hingewiesen.

11 Mutterfauen und 1 Eber bilden gegenwärtig den Zuchtschlag. Die Tiere sehen wenig den Stall. Den ganzen Sommer über weiden sie auf der Waldbutung der Stala und auch im Winter haben sie während der wärmeren Tagesstunden hinter den Ställen ausreichende Bewegungsmöglichkeiten. Für die säugenden Sauen und ihre Ferkel sind besondere Ausläufe in der Nähe des Hofes vorhanden.

Auch bei seinen Vorstentieren führt der Preisträger neben der selbstverständlichen Zuchtbuchführung eine genaue laufende Leistungsüberwachung durch. Sein Betrieb ist die Keimzelle der sich jetzt mehr und mehr einführenden Schweinekontrollringe, deren Aufgabe sich jedoch mit der Leistungsermittlung nicht erschöpft, sondern darüber hinaus alle Fragen der Haltung und Fütterung wie auch des späteren Absatzes umfaßt. Ein Vergleich der vom Preisträger erzielten Ergebnisse mit den Durchschnittsleistungen seines Vereins zeigt den hohen Stand seiner Zucht. Es betrug beispielsweise im ersten Halbjahr 1930 die mittlere Ferkelzahl eines Wurfes bei Rämisch 13,2 Stück, im Vereinsmittel 10,1 Stück, das mittlere Vierwöchengewicht eines Ferkels war bei Rämisch 6,3 Kilogramm, im Vereinsdurchschnitt 6,2 Kilogramm. Bei den Mastleistungen sind die Unterschiede ähnlich: Mastdauer: im Rämisch'schen Betriebe: 212 Tage, im Vereinsmittel: 233 Tage; mittlere tägliche Zunahme: bei Rämisch 0,634 Kilogramm, im Vereinsdurchschnitt nur 0,552 Kilogramm.

Die guten Leistungen der Schweinehaltung des Preisträgers haben diese weitbin bekannt gemacht. Ferkel und Käufer von Rämisch sind überall gesuchte Ware. Welche Wertschätzung dieser Zuchtstätte von sachverständigen Kreisen entgegengebracht wird, erweisen die zahlreichen Preise, die den einzelnen Tieren bei den verschiedensten Gelegenheiten zugesprochen wurden. Jeder, der die dicke Mappe von Diplomen und die zahlreichen anderen Ehrenpreise zu sehen bekommt, ist überrascht von deren großer Zahl.

Auch die Innenwirtschaft des Betriebes ist vorbildlich. Ueberall peinliche Ordnung und Sauberkeit, überall aber auch Einrichtungen, deren Entstehung Ueberlegungen zugrunde liegen, wie man den Aufwand an menschlicher, tierischer und maschineller Energie planvoll möglichst niedrig halten kann. Kopfarbeit spart Handarbeit! Wie wahr das ist, sieht man im Betriebe des Preisträgers. Ein kleiner Rundgang durch den Hof soll das zeigen:

Zunächst die Scheune. In ihr steht das Kraftzentrum des Innenbetriebes, ein neunpferdiger Elektromotor, der zunächst die eingebaute Breitdreschmaschine und die daran anschließende Strohpresse antreibt. Das anfallende Stroh wird von dieser auf Gleitschienen unmittelbar hinauf in das Oberstock geschoben, wo es in einem besonderen Gang dann leicht von Menschenhand zu seinem endgültigen Lagerplatz gebracht werden kann. Im Abfahrtraum hat sich Rämisch einen selbsterdachten Sachheber angebracht. Ersparnis: ein Mann! Die anfallende Spreu wird in eine anstoßende Kammer geblasen, deren Zugang aus Gründen der Raumerparnis durch Hochklappen einer zum Oberstock führenden Treppe freigelegt wird. Rämisch hat sich diese Vorrichtung, die sich durch ein vorhandenes Gegengewicht sehr leicht betätigen läßt, ebenfalls nach eigenen Plänen selbst angefertigt.

Unmittelbar neben der Dreschmaschine ist eine Mahl- und Schrotanlage wie auch der Häckselschneider aufgestellt. Bei ihrer Anordnung wurde besondere Rücksicht auf möglichste Ausnutzung des Falles durch eigene Schwere genommen. Der Häcksler steht deshalb neben dem Strohpansen im ersten Stock, die beiden Mühlen übereinander. Das Mahl- und Schrotgut wird zu ihrem Einlauf durch Becherwerke hochgebracht. Ihren Antrieb haben beide Einbauten ebenso wie eine vor der Scheune stehende Kreisfäge mit dem Drescher gemeinsam.

Von der gleichen Kraftquelle wird schließlich noch ein seitlich in der linken Durchfahrt befindlicher, ortsfester Höhenförderer angetrieben. Im Dachfirst gibt dieser seine Last an einen verschiebbaren Längsförderer ab, durch welchen ein weiterer Quersförderer im Seitengiebel beschickt werden kann. Es ist dadurch möglich, in

allen Teilen des Scheunentraumes mit zwei Mann auf der Garbensicht auszukommen.

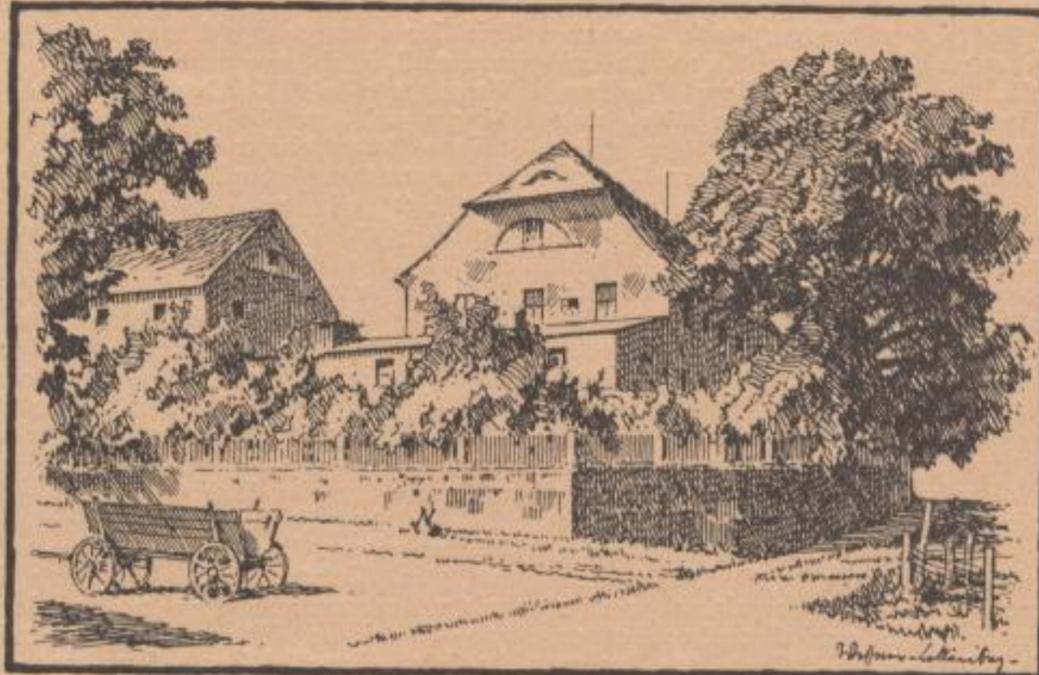
Ein weiteres Beispiel wohlgedachter Arbeitsorganisation bietet der Einbau von Feldbahngleisen in und um den Kuhstall. Auf ihnen wird der anfallende Mist ohne Anstrengung zu seinem Lagerort gebracht, wird alles Grünfutter aus dem Futterschuppen ohne besondere Mühe herangeschafft. Um weiterhin den Transport der gerunkelten Rüben möglichst zu erleichtern, führt ein Gleisstrang durch den Futterschuppen in die Scheune hinüber. Dort ist der Rübenschneider so aufgehängt, daß der Zubringerwagen unmittelbar unter dessen Auswurfstutzen seine Füllung aufnehmen kann.

Arbeitstechnisch vorteilhaft ist weiter die Anordnung der außerhalb des umfriedeten Raumes liegenden Düngerstätte. Da deren Sohle fünf Meter tiefer als die Hoffläche liegt, braucht der mit der Feldbahn herausgebrachte Mist nur heruntergeklippt zu werden.

Instandsetzungs- und Ausbesserungsarbeiten selbst durchführen. In den Schränken und Regalen ist deshalb auch ein peinlich geordnetes reichhaltiges Lager von Ersatzteilen, Schrauben, Muttern und was sonst dazu gehört, vorhanden. Das im Betrieb benötigte Nutzholz liefert der gutseigene Wald. Aus ihm werden Rungen, Stiele und anderes mehr angefertigt und immer in genügender Zahl vorrätig gehalten. Daß jedes Stück deutlich den Brand seines Besitzes trägt, ist selbstverständlich.

Zu guter Letzt noch einiges über die Schreibstube des Betriebsleiters. Als geistiges Zentrum der ganzen Wirtschaft hat sie für jeden Landwirt besondere Bedeutung. Nutzt doch alles Mühen und Plagen auf dem Feld und im Stalle erst dann, wenn es planmäßig von wirtschaftlichen Erwägungen geleitet wird. Ohne Aufschreiben und Rechnen kommt man heute nicht mehr aus. Deshalb muß jeder Landwirt, der bestehen bleiben will, Bücher führen, um den Gang seines Betriebes zu überwachen, und kalkulieren,

Vorwerk Simselwitz,
einmal Gut des Hans
von Bora, des Vaters
der Katharina v. Bora,
der Gattin Martin
Luthers.



(Zum Aufsatz
„Die Jahna entlang“,
Seite 38—45).

Auf seinem Lagerplatze wird dieser in drei kubischen Haufen nebeneinander bis zu einer Höhe von vier Metern aufgeschichtet und nach jedem Aufbringen festgetreten. Dann bleibt der Stapel zum Ausreifen ungestört liegen. Die Anordnung dreier Stöße verhindert dabei, einmal zu frischen Dünger auf den Acker zu bringen. Bei seiner späteren Abfuhr ist das Beladen der Fuhrwerke dadurch erleichtert, daß die Anfahrt der Wagen am Fuße der Miststelle vorbeiführt.

Sehr vereinfacht ist auch das Jauchefahren. Die unter dem Kuhstall liegende Grube hat gegen einen vorüberführenden, tiefer am Hang gelegenen Fahrweg ein aus der Stützmauer herausragendes Abfüllrohr, unter welchem die untergefahrenen Fässer nach Öffnung eines Ventils selbsttätig voll laufen.

Im Kuhstall hat das Streben nach Arbeitersparung zur Anlage eines sehr praktischen Futterbehälters geführt: Von dem darüberliegenden Vorratsboden fallen die Schrotmengen bereits fertig gemischt durch einen Fallschlot je nach Stellung der eingebauten Weiche getrennt in die für Kälberfutter oder Milchleistungsfutter bestimmten ausbetonierten Behälter.

Zweckentsprechend und praktisch ist auch die Aufbewahrung der gefüllten Milchkannen in einem von fließendem Wasser durchströmten Steinbecken. Rämisch hat sich zur Erhaltung der notwendigen Kühle und als Schutz gegen Verstaubung über dasselbe ein aushebbares Zinnblechdach angebracht, dessen Bedienung ebenfalls durch Gegengewichte so leicht wie nur möglich gemacht ist. Das Sauerwerden der Milch ist durch diese sorgfältige Behandlung im Betriebe des Preisträgers so gut wie unbekannt.

Im vorderen Teile des Wirtschaftsgebäudes liegt die Gutswerkstatt. Alle aus dem Hofe fahrenden Maschinen und Geräte müssen zwangsläufig an ihr vorüber. Dabei werden sie nochmals gründlich auf ihre Betriebsbereitschaft geprüft. Rämisch benutzte seine Werkstatt sehr fleißig. Er hat in ihr alle Maschinen und Geräte der Metall- und Holzbearbeitung stehen, die für landwirtschaftliche Verhältnisse in Frage kommen und kann daher die meisten

um mit seinen Maßnahmen nicht blindlings in die Zukunft einzutappen. Zu diesen wichtigen täglichen Beschäftigungen braucht man aber nicht nur Bücher, Tinte, Feder und Papier, sondern auch einen Raum, um ungestört arbeiten und auch die notwendige Ordnung in seinem Schreibwerk halten zu können. Rämisch hat dieses Zimmer, durch dessen Fenster er die Hofeinfahrt beobachten kann, im Erdgeschoß seines Wohnhauses liegen. In ihm stehen neben dem breiten Schreibtisch und mehreren Arbeitstischen ein langes Altkensregal, Bücherschrank und Gutsapothek. Die Wände tragen Flurkarten, Beststellungsplan und Schlüsselbrett. Die jeweilige Bestimmung der an diesem hängenden Schlüssel ist dabei durch große deutlich beschriftete und durch verschiedene Oelfarbe bezeichnete Holzbretter kenntlich gemacht. Der durch die Stammzucht nicht unerhebliche Schriftverkehr, zu dessen schneller Erledigung eine Schreibmaschine dient, befindet sich in peinlicher Ordnung. Alle Eingänge werden in besonderen Sächern übersichtlich aufbewahrt und sofort nach Erledigung in Schnellbestern abgelegt. Die Buchführung des Betriebes wird von einer Buchstelle erledigt, die regelmäßig die genau ausgefüllten Geld-, Naturalien- und Viehberichte eingesandt erhält. Betriebstagebuch, Zuchtregister und Leistungsnachweise werden jedoch laufend im Betriebe selber geführt.

Damit sei der Bericht über den Betrieb Mar Michael Rämisch's abgeschlossen. Es ist bedauerlich, daß Aufbau, Leben und Eigenart dieser mustergültigen lausitzer Bauernwirtschaft an dieser Stelle nur in großen Zügen umrissen werden konnten und daß auch hier manches Wissenswerte aus Mangel an Raum unerwähnt bleiben mußte.

Was zusammenfassend bereits über den Niederranschützer Reining-Steiger-Preisträger gesagt wurde, gilt Wort für Wort auch hier. Beider Vorbild, das in den gegenwärtigen Zeiten größter Not doppelt schwer wiegt, möge recht viel Beachtung und Nachahmung finden. Wer sich durch eigene Anschauung Belehrung holen will, soll die Betriebe nur aufsuchen; er wird deren Leitern stets willkommen sein.

Die Jabna entlang.

Von Gerhard Plag, Weißer Hirsch.

(Geschrieben im Sommer 1930.)

Gleich hinterm letzten Hause der guten Stadt Döbeln grüßt mich von hohem Ackerfeld das Symbol dieses Landes: ein Pflug im Ackerfeld! Fürwahr, einen besseren Auftakt hätte ich mir nicht wünschen können zu meiner Wanderung, die nicht mit überhoch gespannten Erwartungen, aber mit einer großen Sehnsucht im Herzen angetreten ward. Nicht ragende Bergschroffen, nicht weite, spiegelnde Seen bin ich ja zu sehen aufgebrochen. Nein, laufen wollt' ich dem Herzschlag der Heimatflur, dem ruhigen, gleichmäßigen, starken, der am tröstlichsten geht in den Tagen der Erfüllung alles ländlichen Lebens: in den Tagen der Ernte.

Wandern in dieser Zeit — wach ein Glück, wer es darf, froh und gesund. Und dabei ganz im Untergrund der eigenartig prickelnde, beinahe leichtsinnige Reiz des Gegensatzes: durch all diese Hunderttausende von starrenden Kornpuppen schweifen zu dürfen als ungebundener Wandergesell, vorüber an allen den fleißigen Menschen, die ihrer Scholle Ertrag emsig bergen; frei wie der Wind und froh wie der Bach. Das weite Land ringsum tut seine milde Hand auf. Hätt' ich auch gar keinen Groschen in meinem Beutel, verhungern könnt' ich hier nicht. Das Brot steht ja auf den Aekern, die Straßenbäume biegen sich unter der Last dicker Birnen, und einen Trunk kredenzte mir der Wiesenborn — — — heißt das, wenn mich dann nicht etwa irgendein Spritzenhaus in dieser gesegneten Pflanzge minder gastlich aufnehmen würde. Und fürsorglich fasse ich jetzt doch nach der Stelle, da unterm schützenden Boden meiner Wandertasche die Geldtasche steckt. O, Philisterium, wie schnell kriecht man doch zu dir zurück, halb schon erschrocken über solch sträflich leichtsinnigen Gedankenflug in der ersten Wonne des Wanderns. — Der Himmel tut übrigens gleich darauf auch das seine, meinen Uebermut zu dämpfen. Eine Viertelstunde lang platscht ein Regenguß auf mich herab, der mich genügend abkühlt und mich sogar auf ein paar Minuten in eine Kornpuppe treibt. Ja, das Wetter heute ist freilich keines, wie der Bauer es liebt und braucht, wenn die Scheuer ihre Torflügel angelweit geöffnet hat. Wild tobt der West über die Fluren und aller zehn Minuten wechselt die Himmelslandschaft. Jetzt eben lächelt es von droben in einem solch biederem bayrisch Blauweiß auf mich herab, daß ich den Wettermantel nicht schnell genug von der Schulter ziehen kann. Dann dunkelt drüben ein veilchenblaues Wolkengewand heran, und jetzt rollt gar ein Donnerschlag vom Muldental herüber. Aber abschrecken lasse ich mich nicht. Ich will es heute einmal richtig kennen lernen, das gesegnete Ländchen mit dem fünf Meter tiefen Lößboden und dem bedeutungsvollen heimatgeschichtlichen Gehalt, das wir gewöhnt sind, die L o m m a g s c h e r P f l a n z g e zu nennen. Döbeln als Ausgangspunkt, Riesa als Ziel; und als Handleiter durch das grüngoldene Gottesländchen das Silberband der J a b n a, das ist die Grundidee meiner Reise! So viel war in den Tagen der Tausendjahrfeier der Gründung Meißen und des großen deutschen Vorstoßes ins Slawenland gerade von diesem Winkel die Rede, daß ich mich einmal aufmachen mußte, die Stätten zu sehen, die jener Ereignisse Zeugen sind.

Da taucht vor mir der wehrhafte Breitturm des Dorfes M o c h a u auf, des Schlüsselpunktes der Jabnatallandschaft. Seit Jahrtausenden schon gibt die fruchtbare Scholle dem Menschen sein Brot. Auch dem einfachsten Bodenbearbeitungssystem brachte sie seinen Erfolg, und es ist wohl verständlich, daß die Sorben, die den abwandernden Germanen nachgedrungen waren, sich erbiert zur Wehr setzten, als unter König Heinrich I. die Rückeroberung des fruchtbaren Gaues durch die Deutschen einsetzte. — Der Name Mochau soll im Wendischen eine Stätte bedeuten, da Sumpf ist und viel Gras wächst. Im Namen also schon die erste Spur vom Erdenwallen der jungen Jabna, die eine halbe Stunde von hier entspringt. Es ist nicht möglich für den besinnlichen Heimatwanderer, an Mochau vorüberzugehen. Der Ort ist in seiner geschichtlichen Entwicklung von hoher Bedeutung für die Landschaft geworden, namentlich nachdem aus dem alten sorbischen Befestigungswerk am nahe gelegenen Fuchsberg eine deutsche Vorposten- und Wachstellung geworden war; eine Burg, wie sie die deutschen Eroberer hier vielfach in beinahe gerader Linie von der Mulde zur Elbe hinüber errichteten, stets fast unter Ausnützung schon vorhandener Verteidigungs- und Kultstätten der Sorben.

Ein Burghauptmann des Markgrafen von Meißen saß hier. Er verwaltete den ganzen Strich Landes zwischen Mulde und

Striegis bis zum Zellwald einschließlich des nachmaligen Bereichs von Tossen, Siebenlehn, Roswein. Stark geschwächt freilich wurde das Gebiet durch die große Länderstiftung, die Otto der Reiche 1162 dem Kloster Zella machte, doch erhielten sich die Herren von Mochau wenigstens noch in ihrem engeren Besitz bis 1362, in welchem Jahre ein Vorfall eintrat, der sie um alle ihre Güter brachte. Der Abt Johann von Mochau zu Zella, ein Vetter des hiesigen Burgbergn, kam einer Grenzberichtigung halber mit diesem in Streit. Im Verlauf der Auseinandersetzung zog der Ritter blank und erstach den Prälaten. Darob in den Bann getan, mußte er aus dem Lande fliehen. Seine Güter wurden eingezogen und zum Seelheil des erschlagenen Abtes dem Kloster Zella einverleibt. Die Burg ward wohl von den Klosterleuten abgetragen. In neuerer Zeit ist man wieder auf ihre Grundmauern oben auf dem Berge gestoßen. Als Andenken an die Tage der Klosterherrschaft hängen auf dem Kirchturm noch die Glocken, die nach der Auflösung Zellas hierher kamen. — In Mochau soll einst auf dem Plan vor der Schenke eine Rolandsäule gestanden haben. Der Ort hatte also wohl Marktgerichtsbarkeit. Ob auch die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand zur Herrschaft gehörte, wird bestritten, doch soll noch vor etwa drei Menschenaltern ein Grundstück hier unter dem Namen Galgenacker bekannt gewesen sein.

Gleich hinter Mochau beginnt dann der Pfad, der sich in selten: Lieblichkeit, Weltentrücktheit und Frische Stunden auf Stunden hinzieht am Jabnabach. Bewundernd gleitet mein Blick über die prachtvollen Artvertreter von Erle, Eiche, Esche, Espe und Weide. In nicht abreißender Gefolgschaft begleiten sie das Flüsschen, beschatten sie es und schügen es, verdanken sie doch hier wiederum ihm ihr Dasein.

Hei, das ist ein Wandern jetzt, den steifen Westwind im Rücken, unterm Brausen der Kronen. Links taucht über der Wiese ein lecher Kirchturm auf. Im Dorfe Simselwitz steht er inmitten der wenigen Gehöfte des Ortes, von denen bald jedes aussieht wie ein Rittergut mit den mächtigen Scheunen und den stattlichen Herrenhäusern. Eines von ihnen, das jetzige Vorwerk, hatte übrigens im Mittelalter Rittergutsrang. Eine Zeitlang saß hier Hans von Bora, Luthers Schwiegervater, und lange hat man geglaubt, Simselwitz als den Geburtsort der Stammutter des deutsch-evangelischen Pfarrhauses ansehen zu können, bis spätere Forschung ergab, daß Käthe von Bora erst nach dem Verkauf des Gutes geboren ward.

Es ist bezeichnend für diese reiche Gegend, daß die Dörfer hier alle klein sind. Die Bauerngüter haben einen derartigen Umfang, daß an eine Anhäufung der Einzelstellen inmitten einer Dorfmark nicht zu denken ist. Vier, fünf Güter; das Dreifache etwa an Häuslerstellen und Gutsarbeiterwohnungen — das ist oft alles. Manchmal ist nicht einmal ein Gasthof im Ort. Aber abgesehen davon, daß man diesen Mangel nicht eben durchaus als einen Nachteil wird bezeichnen können, tut das der traditionellen Genussfreudigkeit des Lommagscher Bauern auch keinen Abbruch. Er hat was im Keller, er hat was im Rauch; und lüftet's ihn, einmal die Welt draußen wieder zu sehen, so läßt er anspannen und rollt im flotten Jagdwagen hinüber in die Stadt. Heutzutage bedient er sich dazu meist schon des eigenen Autos; aber in den schwelgenden Polstern des neumodischen Fuhrwerks sitzt jetzt meist ein sorgenvollerer Mann, als dereinst hinter den schweißschlagenden Rossen.

Ein Stücklein Straße löst nun meinen Wiesenpfad ab. Unter blühendem Rosenstamm hebt sich da ein stimmungsvoll inniges Erinnerungsmal empor — eine halbhohe Porphyssäule in schöner Formung meldet, daß hier einst ein junges Menschenleben durch Unglücksfall endete. Und dann ist der schmale Fahrweg auf einmal gesperrt und verstopft durch ein haushohes Ungetüm von grau überspanntem Mühlenwagen. Zwei mächtige Säule ziehen ihn in ruhigem Trott dahin; bebaglich schmauchen die zwei silberbestäubten Knechte ihr Pfeifchen, und argwöhnisch schielt der Spitz aus der Schoßkelle zu dem fremden Wanderer herüber. Fürwahr, die ganze Fuhrmannsberücktheit vergangener Tage grüßt noch einmal herein in unser bupendurchtöntes Zeitalter — kaum hätt' ich gehofft, so etwas noch zu finden.

Rasch verzeiht mir die Jabna meine kurze Untreue. Ja, sie hält schon ein neues Geschenk bereit, mich zu erfreuen. Nach J s c h a i t z hinein führt sie mich, in das schwer behäbige deutsche



Dorfstraße und Kirche zu Ischütz. (Zum Aufsätze „Die Jagna entlang“, Seite 38—45.)

Dorf, das die Hütten der Sorben abgelöst hat, die im Schutz ihres Walles auf dem sogenannten Burgberg hier mit dem Halenpflug der bereitwillig spendenden Scholle zu Leibe gingen. Hierher sollten unsere jungen Malerleute ihre Staffelei tragen. Welch eine Fülle von Motiven würde sich ihnen darbieten. Dieser Klotz von einem Kirchturm mit dem gemütlichen Zifferblatt des Uhrwerks und dem Sonnenweiser, dieses urbehäbige Pfarrhaus mit seinen

Malven und Spätsummerblumen, das schöne Mansardendach des Gutshauses dicht bei der Kirche und gar die alte Schule! Vor ihrer Tür rast' ich ein wenig und denke des trefflichen und namhaften heimatlichen Geschichtsforschers, der hier einst gehaust hat, des alten Kantors Hingst, des Verfassers vieler wertvoller Arbeiten über das sächsische Tiefland. — Ein wirklich weibevoller alter Kirchhof mit guten Denkmälern breitet sich hinter der Kirche



Wehr am Fußwege von Ostrau nach Pulitz, im Hintergrunde Ostrau. (Zum Aufsätze „Die Jahna entlang“, Seite 38—45.)

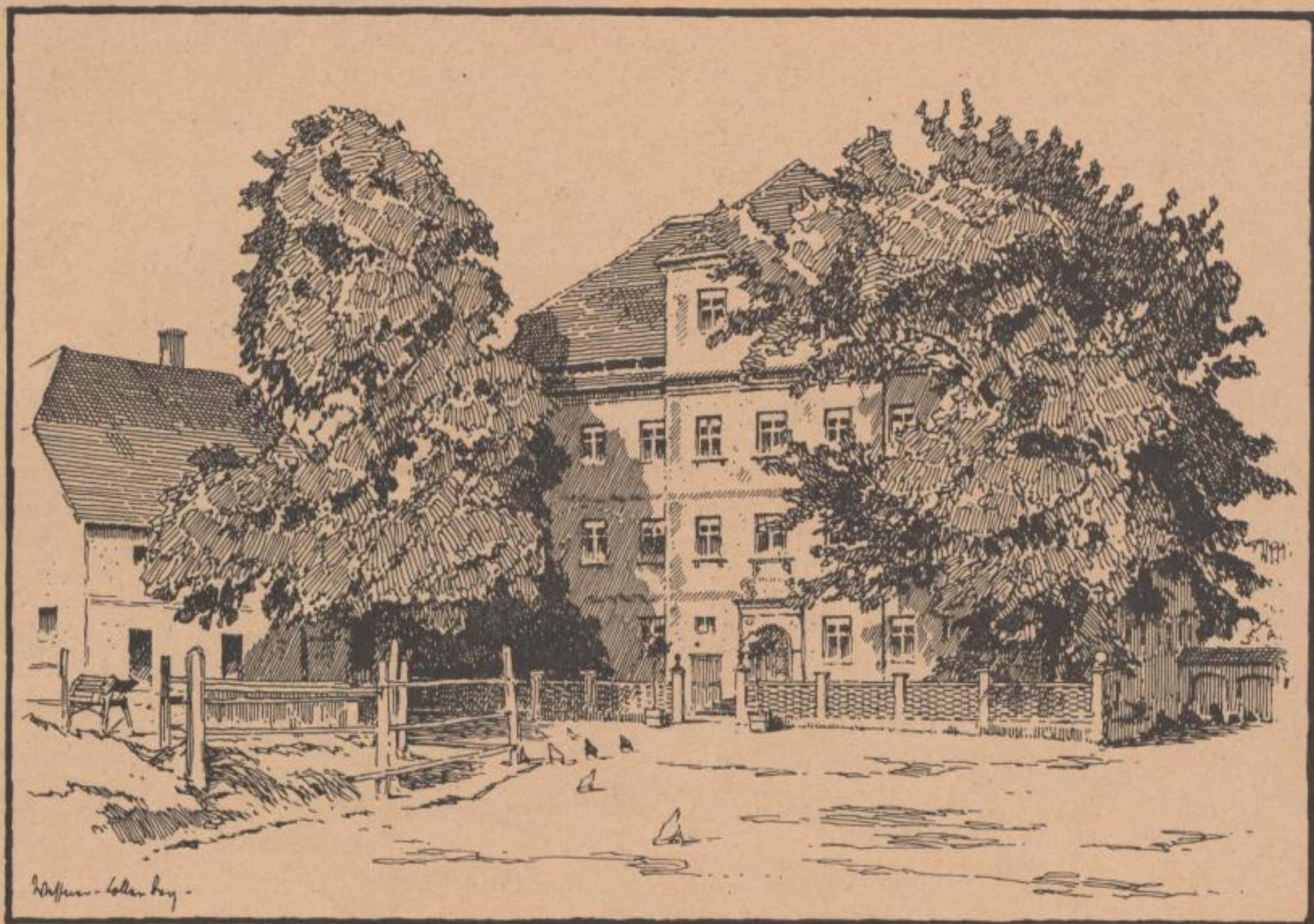
im Schatten hoher Kastanien; auf dem Ziegeldach der Sakristei und der Betstuben leuchten wie Smaragd dicke Moospolster.

Eine Viertelstunde später hat mich die Aue wieder, und mein Flüßchen geht mir treulich zur Seite. Wild wühlt der Sturm in Busch und Baum; die Kopfweiden zeigen die silberne Unterseite ihrer Blätter, und in den Lüften rollt der Donner. Aber ruhevoll grüßt das Herrenhaus von Goselitz herüber in seiner edlen, klassizistisch gehaltenen Gestalt, und auch die schwarzbunten Kinder auf den Wiesen lassen sich durch das Unwetter nicht weiter stören. Bald schlägt ja auch der Regenbogen seine bunte Brücke wieder über das Tal. — Wie eine Festung liegt jetzt das große Kalkwerk von Trebanitz neben dem Pfad, und dann nimmt mich für kurze Zeit eine fast städtisch anmutende kleine Siedlung auf: das betriebsame Ostrau, der Mittelpunkt des Getreide- und Viehhandels in der Pflanze. Uebrigens entbehrt diese Gegend auch nicht der weltgeschichtlichen Erinnerungen. Ein Flurstück beim nahen Kalkofen Tännicht von Pulitz ist heute noch unter dem Namen Kaiserstuhl oder Kaisertisch bekannt. Karl V. soll hier auf seinem Zuge nach Mühlberg im Schmalkaldischen Kriege geraubt haben (1547).

Der Abend sinkt; lauter streichen die Grillen die Geigen. Etwas wie Elfenreigenzauber liegt auf dem Plan; da halte ich meinen Einzug in das Herz- und Kernstück des Tales, ins Dörflein Jahna. — — — Tausend Jahre und älter! Nicht zu glauben ist es. Kennt einer solch wuchtige Zahl mit Bezug auf eine menschliche Siedlung, dann steigt ohne weiteres vor seinem geistigen Auge altersgraues Gemäuer und Ruinengezack auf. Hier aber sprießt und grüßt überall so unendlich viel junges Grün herein in die paar Gäßchen, die die Wiese hier ein wenig verengen. Das blutige Jahr 928 ist begraben unter dieser mild verführenden Decke. Wie war es doch kurz? Der Mönch Widukind vom Kloster Corvey an

der Weser erzählt davon. Heinrich der Städtebauer, der ewigen Belästigungen durch die Ungarn und Slawen müde, zieht mit einem in neunjähriger Frist geübten Heerbann gegen die slawischen Heveller im Havelland, wendet sich nach Einnahme der Feste Brennabor (= Brandenburg) gegen die Daleminzier zwischen Elbe und Mulde, deren Burg Gana (= Jahna) er nach zwanzigtägiger Belagerung einnimmt. Nach der Ueberlieferung war es ihm nur durch herrschenden starken Frost möglich, über die sumpfige Niederung an die sorbische Festung heranzukommen. Den Besiegten ging es, wie damals üblich. Man denkt besser nicht daran.

In einem lieben Wiesenwirtsbau finde ich Herberge. Aber kaum liegt dort der Rucksack unter der Bank, und ein Imbis ist gehalten, zieht es mich noch einmal hinaus im Frühlingsdämmer, und halb unbewußt schlage ich die Richtung ein, die mir den Schlüssel zur Geschichte dieses Ortes in die Hand gibt. Hoch und fest ragt dort der Kirchhof von Jahna empor, noch heute unverkennbar ein Punkt, der zu Schutz und Wehr geschaffen ist. Noch heute ist er nach Norden zu von einer förmlichen Festungsmauer geschützt, und nach Süden und Westen lag ihm noch 1839 eine tiefe Schlucht vor, die erst damals von den Ortseinwohnern ausgefüllt ward. Von dieser Stätte nimmt Forschung und Ueberlieferung denn auch an, daß sie die ehemalige Slawenburg sei. — Gerade ist es noch hell genug unter den Friedhofsbäumen, die Gräfte und Steine betrachten zu können, die unverkennbar vom Wohlstand dieser Bauerngeschlechter reden. Manch schönes Stück gut empfundener und ebenso ausgeführter Grabmalerei findet sich hier noch aus dem achtzehnten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Ueberall auf diesen Kirchhöfen der Pflanze begegnet man in Stein und Eisen den alten, weitverzweigten Geschlechternamen der Rosberg, der Oehmichen; hier in Jahna besonders noch der



Herrenhaus des Rittergutes Goselitz. (Zum Aufsätze „Die Jahna entlang“, Seite 38—45.)

Eulitz. — In einer gut durchgeführten Empiressäule ist ein eigenartiges Bild eingehauen. Ein bäuerliches Ehepaar wird im Bett liegend von einem Mörder mit der Art erschlagen. Im Jahre 1809 ereignete sich der schreckliche Vorfall, der ein Jahr darauf zu Meißens seine Sühne fand. Der Täter war der Neffe der Wirtseute und konnte es nicht erwarten, bis er das Gut bekam. —

Goldig schimmert's am nächsten Frühmorgen zum Fensterchen herein. Alle Häbne sind am Krähen, die Schnitter dengeln die Sensen und die Gespanne rasseln hinaus. Auch mich duldet's nicht lange im Haus. Die Kirche von Jahna ist es, die ich heute betrachte. Schwer, massig, wuchtig liegt sie da. Ein lustiges Dachreiterlein auf dem Satteldache des Kirchturms erreicht es in all seiner Anspruchslosigkeit aber doch, daß der Eindruck des allzu Gewichtigen gemildert wird. Eigenartig ist es um den Breitturm bestellt. Seit alter Zeit schon hängt er beträchtlich nach Süden über; auf einen Meter Höhe vier Zentimeter Senkung! Ein schiefer Turm zu Pisa in deutschem Bauernland. — Das Kircheninnere ist reich an Stimmungswert und Erzeugnissen ländlicher Kunst. Sehr hübsch ist die über und über bemalte Decke. Szenen aus dem Leben der Propheten und Apostel sind da dargestellt von einem Meister des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts. Von höherem Werte sind zweifellos die leider nicht gut erhaltenen kleinen Glasgemälde in den Kirchenfenstern. Ein schönes Kreuzigungsbild besonders gibt Zeugnis von dem beachtlichen Können unserer Altvorderen in dieser Art Kunstbetätigung.

Steil steigt die Straße hinan, die in nordwestlicher Richtung von Jahna hinüberführt nach Hohenwussen. Wonniiges Erntewetter ist uns heute beschert. Der Wind bläst aus vollen Backen, die Sonne strahlt, in den Weizenpuppen am Wegrand knistert's geheimnisvoll — es trocknet! Was der gestrige Tag übel gemacht hat, will der heutige bessern. Die ganze Straße

lang hängen im Gewirr der Birnbaumkronen die Korn- und Weizenhalme. Die Aehrenleser haben es leicht. Sie können den Rücken schonen, nur über den Kopf brauchen sie zu langen, um reichlich Ernte zu halten. Der Weg ist begleitet von blumigen Rainen. Besonders hübsch nimmt sich der Goldschimmer des massenhaft wachsenden Kümmeles hier aus. Auf den Feldern rattern die Mähmaschinen, meist von drei Pferden gezogen. Aber auch der No'orschlepper bullert schon über die Scholle. Mittendrin in der allerbesten Lage der Lommatscher Pflege bin ich hier, und ehrfürchtig fast blide ich über die Fluren, in denen so gewaltige Trieb- und Erntekraft schlummert. Noch einen wuchtigen Anlauf nimmt die Straße, dann ist es geschafft — Dorf Hohenwussen ist erobert. Mit Siegerschritten dringe ich ins Innere des Dörfchens ein und wende mich stracks auf das Kantorhaus zu, den Schlüssel zur Kirche dort zu erbitten.

Serienstimmung webt um Schule und Garten. Die gelehrten Bänke sind bartikadenartig zu beiden Seiten des Eingangs aufgestapelt, gerade noch, daß der Raum für die Bienenstöcke des Herrn Kantors ausgespart ist; in der Schulstube haufen die Anstreicher, auf dem Hofe aber gibt's eine Ueberraschung. Denn da steht er selbst, der Gebieter über dies alles und — — — striegelt sein Pferd. — Sein Pferd, nanu, ein berittener Kantor? Und die Schweinchen, die seelenvergnügt über den Hof saufen? Erkläre mir, Graf Derindur — — — nun, so schwer ist die Lösung nicht zu finden. Seit einem Menschenalter inmitten der landwirtschaftlichsten aller landwirtschaftlichen Gegenden hausend, ist der Herr Kantor selber zum Landwirt geworden. Ganz dicht bei der Schule schon steht sein Hafer in Puppen. Sicherlich geht die Jugend von Hohenwussen für solch einen Lehrer durch's Feuer, der ihr nicht nur die ach so herbe Schulweisheit beibringt, sondern ihr auch wertvolle sachmännische Winke, das künftige ländliche Berufsleben betreffend, zu geben vermag.



Kirche zu Jahna. (Zum Aufsatz „Die Jahna entlang“, Seite 38—45.)

Freundlich wird meine Bitte erfüllt, und mit dem Kirchenschlüssel bewaffnet durchschreite ich das Pförtchen, das zum Friedhof führt. Eine gewaltige Rundschau bietet sich von dem hohen Turm auf dem hohen Hügel über die heimatlichen Gefilde bis in das preußische Nachbarland hinein. Dorf an Dorf, Städte, Türme, Edelsitze — es ist, als müßte man Flügel breiten zur Fahrt hinaus in die beseligten Sommergefilde. Länger aber noch als der Turm hält mich der Friedhof fest. Er ist einer der allermerkwürdigsten in unserer Heimat. Haus hohe grüne Wälle umschließen das kleine Geviert. Wozu brauchen die Toten solch festungsartigen Schutz? Die Toten wohl nicht, aber die Lebenden haben ihn dereinst gar gut gebraucht. Denn oft ging es hier nach der Weise, die Ludwig Uhland in seiner Dörfinger Schlacht schildert:

„Die Feinde sind gekommen; der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapferer Hut.
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit in's Grab.“

Hussiten, Kroaten und Schweden sind gegen diese Wälle angefallen. Noch jetzt ist im Pfarrarchiv ein genauer Riß der Kirchenschanze aus dem Dreißigjährigen Krieg erhalten. Seinen Ursprung hat natürlich das Werk gleichfalls in der Slawenzeit. „Dorf am hohen Ort“ bedeutet Wuffen in der Sprache der Daleminzier. Außerhalb der Wälle zog sich ein tiefer und breiter Graben um den Kirchhof: bis 1850 noch waren seine Reste erhalten.

Überall, wohin ich heut komme, stehen die Scheunentore auf: überall donnern die Hufe auf der Balkenfabrt, und die hohen Erntewagen rumpeln hinein. Das Spagenvoll weiß sich vor Lust nicht zu halten. Brot die Fülle, wohin es schaut, und Wohnungsnot kennt es nicht hierzulande! Massenhaft stehen die Quartiere noch frei in hoblen Pappeln und knorrigen Kopfweiden. Wie kümmerlich schlägt sich dagegen solch armer Großstadtpatz durch das Leben.

In langen, feierlichen Klangwellen flutet Glockengetön vom Kirchturm in Hof, das ich um die Mittagstunde erreiche. Zweimal setzt es ab und zweimal beginnt es wieder — ein Toter wird ausgeläutet. So muß ich ein wenig im Friedhof warten, bis der Glöckner kommt und mich ins Innere der Kirche einläßt. Sie ist ein Werk des Barocks, erbaut um 1699 vom Vater des Stifters der Herrnhuter Brüdergemeinde, dem Grafen Georg Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf, einem österreichischen Exulanten. Aber schon das frühere Gotteshaus, das diesem Neubau weichen mußte, kann nicht unansehnlich gewesen sein. Dafür spricht das mächtige Altarwerk aus Sandstein und manch schönes Grabmal, die wohl aus den Werkstätten der großen Dresdner Meister der Reformationszeit hervorgegangen sind und in den neuen Bau übernommen wurden. Hier grüßen von vielen Seiten den Besucher die steinernen Wappenrosen der Schleinitz, jenes großen kursächsischen Geschlechtes, das unserem Heimatland soviel an Ritterkraft und staatsmännischer Tüchtigkeit geliebt. Zweihundertfünfzig Jahre lang hat die Familie Hof besessen.

„Der irdisch Leib leit in der Erd
Der Seelen Freud im Himmel werd.
Gotts Wort ist gwest sein einger Trost
Drumb ist er auch vom Tod erlost“

meldet der Sockel am Grabmal des einen von ihnen, Simon Juda von Schleinitz, während dessen Herrschaft die Reformation in Hof eingeführt ward. — Unter der herrschaftlichen Kapelle liegt auch ein späterer Besitzer von Hof, der Graf Johann Heinrich von Rüdiger, der das Gut 1784 erwarb. Kurz nur war seine Freude an dem schönen Besitz und arg getrübt durch ein Ereignis, das als ferner Wellenschlag der französischen Revolution auch in dieses stille Tal hereinflutete: die Kommatzcher Bauernrevolte von 1790.



Schloß Hof. (Zum Aufsätze „Die Jabna entlang“, Seite 38—48.)



Kirche und Gottesacker zu Hohenwuffen. (Zum Aufsatz „Die Jabna entlang“, Seite 38–45.)

Es ist nicht zu verwundern, daß gerade hier in der reichen Gegend die althergebrachte Spaltung zwischen Rittergutsbesitzer und Bauernschaft im Laufe der Zeiten immer fühlbarer geworden war. Der Bauer war wohlhabend, selbstbewußt geworden. Die überkommenen Lasten, deren Erfüllung dem Erbherren gegenüber ihm für seine Hufe oblagen, verletzten sein Gefühl. Zinsen, Fronen, Gesindezwang, Hutungsrecht der Rittergutsbesitzer auf den Bauernfluren — alles das war bei dem Landvolk verhaßt, und so geschah es denn, daß im August des genannten Jahres ein förmlicher Aufruhr losbrach mit dem ausgesprochenen Zweck, diese Mißstände zu beseitigen. Gerade war der Justitiarius Schmorl aus Oschatz im Hofe Herrenhaus anwesend, um den Gemeindevorstehern ein kurfürstliches Mandat vorzulesen, das zur Besonnenheit mahnte, als Hunderte von bewaffneten Bauern in den Schloßhof drangen und den Grafen mit seinem Gerichtshalter zwangen, einen förmlichen Verzicht auf alle Leistungen seiner Untertanen aufzusetzen und zu unterzeichnen. Besonders war in dem Schriftstück hervorgehoben, die Herrschaft entschloß sich zu diesem Schritt ohne allen Zwang, nur aus Liebe zu sothanen Untertanen. Vier von den Aufrebebern reisten mit dem Dokument alsbald nach Dresden, um es in aller Einfachheit dem Landesherren vorzulegen und dessen Anerkennung zu erwirken. Natürlich erreichte sie hier ihr Geschick. Seitens der Hofe Herrschaft war bereits Bericht eingegangen, und die vier Gesandten wanderten in das Gefängnis. Schon am 2. September kamen die Häupter der Gemeinden neuvoll nach Hof und boten dem Grafen ihre Unterwerfung an. Die Oberbehörde verfuhr mild mit den Aufrebebern, aber der Hauptschuldige, ein Bauer aus Hohenwulfen, mußte doch in das Zuchthaus nach Waldheim.

Still und verträumt liegt das grün umspinnene Schloß inmitten des Parks. Es ist ein Bau aus dem beginnenden 18. Jahrhundert, überragt von hohem Treppenturm mit welscher Haube. Ein Hauch der Wehmut streicht über Haus und Garten; der schöne Besitz ist ein Opfer der schweren Zeiten geworden, die jetzt auf Deutschland und seiner Landwirtschaft liegen, und ein Opfer wohl auch sonstiger Umstände. — Die Fenster sind verhüllt, Küche und Gänge sind leer; von dicker Entengröße ist der Schloßteich mit

seinen bleichen Wasserrosen überzogen, und auf den Parkwegen wuchert das Gras. In alter Kraft aber ragen die gewaltigen Platanen empor, und die Puttos vor der Brücke schauen dem Besucher auch jetzt noch so lustig und listig entgegen wie in den Tagen, da hier so oft ein glänzendes Treiben herrschte, kam des Landes König mit vielen Kavalieren zu den berühmten Jasanenjagden nach Hof.

Gleißendes Sonnenlicht liegt auf den frühnachmittägigen Fluren; ein starker, fast augenschmerzender Gegensatz zum grünen Dämmern im Park. Müd' schleicht durch weite Rübensläge ein Güterzug hin, und die Windmühle von Staucha läßt ihre Flügel rasten. Für mich aber ist das Tagewerk noch lange nicht vollbracht, manches Stündlein Weges liegt noch vor mir, und unverzagt greife ich's an.

Ein schier traumhaftes Wandern ist es, die Wiese entlang, die unendliche Wiese, auf hoher Dammkrone; zur Seite immer die Jagna. Manchmal grüßt durch die Baumkronen ein stiller Herrensitz — Stauchitz, Seerhausen, Kagewitz, Jahnitzhausen, der Lieblingsaufenthalt weiland des milden alten Königs Johann. Dann wieder erfreut mich ein stattliches Mühlengeböck, ein Gasthof aus verklungener Postkutschzeit mit weiten Ställen und geräumigen Gastzimmern. Das Schönste aber am heutigen Tage ist doch immer: ich bin allein, wirklich allein in dieser goldenen Aue. Die Bewohner des Tals sind bei ihrer Erntearbeit auf den Feldern draußen, und die Ferienausflügler scheinen sich nicht hierher zu „verirren“. Gut ist das und auch wieder schade. Wie mancher Stadtmensch, dem der Staub auf der Seele liegt, könnte sich hier erfrischen. Ein Pirol schwirrt über das Wasser, ein Jasan purrt auf, ein Kukuk schießt pfeilschnell dahin. Was gibt es doch alles zu sehen, zu grüßen hier in der Stille, bis endlich, endlich das Gelände sich weitet, die Felder flach und unübersehbar daliegen, und der dicke Turm der Riesaer Kirche sich aufrecht. Mein Ziel ist erreicht; Rast und kühler Trunk winken verheißungsvoll. Aber kaum eine Viertelstunde weile ich im Hasten der ansehnlichen Industriestadt, da sehne ich mich schon wieder zurück in mein grünes, stilles, quellfrisches Land — an die Ufer der Jagna.

Sarben Glück.

Ist nicht dies das höchste Sarben Glück:
 Birkenlaub in Himmelblau gewirkt?
 Doch schon winkt ein graublau Felsenstück,
 dunklen Epheus sprunghaft überzickt.
 Und schon sinkt mein Blick in grüne Wiesen,
 und in Wasser und in weißen Dunst —
 und ich weiß nicht, wem von allen diesen
 schenk ich meine Gunst und meine Kunst...

Christian Morgenstern.

Der Hügel.

Wie wundersam ist doch ein Hügel,
 der sich ans Herz der Sonne legt,
 indes des Winds gehalt'ner Flügel
 des Gipfels Gräser leicht bewegt.
 Mit buntem Saltertanz durchweht sich,
 von wilden Bienen singt die Luft,
 und aus der warmen Erde hebt sich
 ein süßer, hingegeb'ner Duft.

Christian Morgenstern.

Ich fordere vom wahren Menschen das Talent, sich an jedem Bach, an der kleinsten Quelle, wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum zu ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können.

Gottfried Keller.

Vom Lorenzmarkt.

Von Karl Trebst (Rittergut Scharfenberg), 15 Jahre lang Pächter des Rittergutes Kreinitz bei Riesa und somit der Marktgerechtigkeit von Lorenzkirch.

Wer das Bedürfnis hat, seine Alltagsorgen einmal abzuschütteln und seine Steuerschmerzen zu vergessen, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, der komme alljährlich nach glücklich beendeter Ernte am ersten Mittwoch nach Bartholomäus (24. August) zum Lorenzmarkt.

Was und wo ist denn der Lorenzmarkt?

Wer sein Heim in den Auen zwischen Mulde, Triebisch und Köder hat, der kennt ihn; ja noch darüber hinaus und bis über die grünweißen Grenzpfähle, bis Torgau und Elsterwerda ist er wohlbekannt und holt sich Besucher heran.

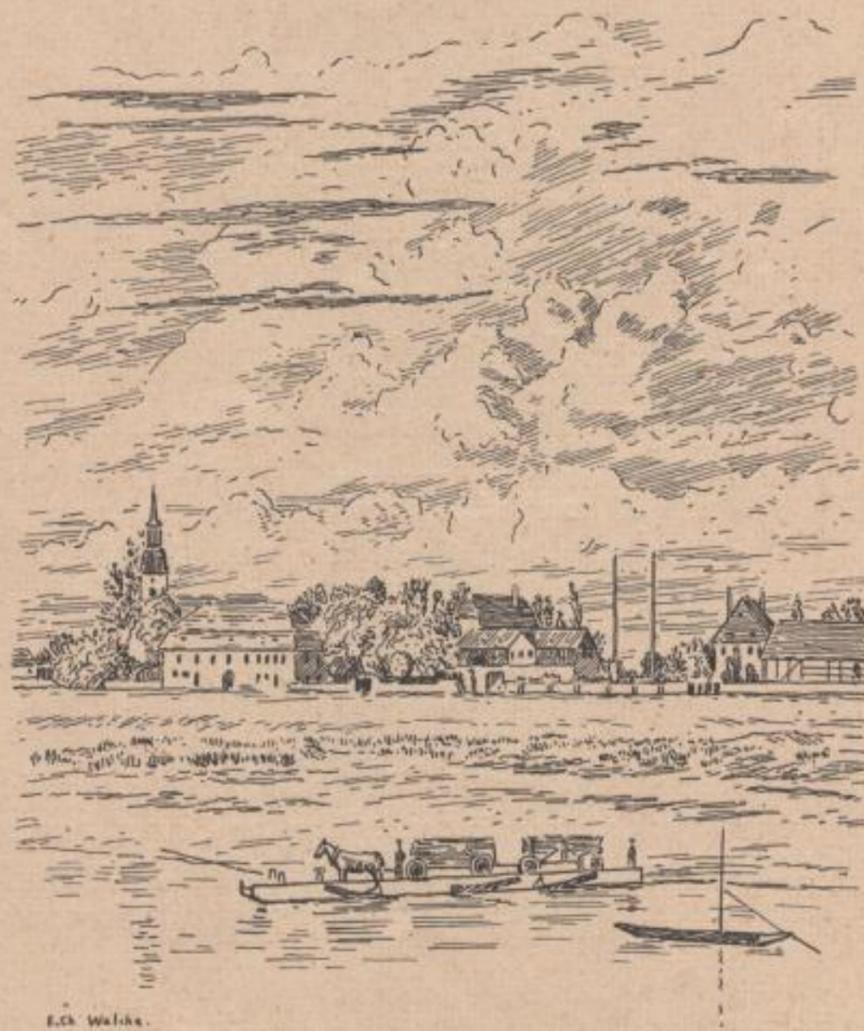
Der Lorenzmarkt ist ein Kram- und Viehmarkt, der auf den großen ebenen Wiesenflächen vor dem Dorfe Lorenzkirch gegenüber dem Städtchen Strehla abgehalten wird. Hierher nach Lorenzkirch war im frühen Mittelalter Wallfahrt zur Kirche des heiligen Laurentius am Namenstage dieses Heiligen, dem 10. August. Im Anschluß an diese Wallfahrt hat sich der Markt entwickelt und nach und nach vergrößert. Später verlieh Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen (1680—1691) laut Stiftungsurkunde vom 20. Dezember 1689 „seinem Trabanten-Hauptmann Hans Siegmund Pflug zu Kreynitz“, dem Besitzer des Rittergutes, die Marktgerechtigkeit für den Lorenzmarkt zum Donnerstag nach Laurentius. Und sie gehört heute noch zum Rittergute Kreinitz; aber nicht mehr die Wiesen, auf denen er abgehalten wird; diese sind an die Husenbauern in Lorenzkirch gefallen mit der Bedingung, daß dort noch Markt ohne Entschädigung abgehalten werden darf.

Wahrscheinlich mit dem Wachsen der landwirtschaftlichen Erzeugung ist der Markt dann wegen der Erntearbeiten auf die Tage nach dem 24. August, also um 14 Tage, verlegt worden.

Der Markt dauert jetzt fast eine Woche und hat immer wieder einen Zulauf aus Stadt und Land, wie man es zu heutigen Zeiten nicht erwarten sollte. Und auch wenn es viel geregnet hat und der gutgeknetete fette Lehm in den Marktgassen gar nicht zu den Stöckelschuhen passen will — sobald es aufgehört hat, zu regnen, wimmelt es wieder von Menschen. Nur wenn die Elbe Hochwasser aus Böhmen bringt, kann der Markt mal wirklich „ins Wasser fallen“, wie in den 90er Jahren, als die „Garküche“, ein größerer Schankbetrieb mit Schlächtereier, vom Hochwasser bis Mühlberg mitgenommen wurde. Meistens ist aber um diese Zeit gut Wetter. Und so strömt es zum Lorenzmarkt. Die sonst ruhigen Straßen beiderseits der Elbe sind stark belebt. Autos und Autobusse jagen besonders nach Riesa und zurück, und ausnahmsweise legen auch die Dampfschiffe am Lorenzkircher Ufer an.

Mit dem Dienstag Mittag der Marktwoche setzt teilweise der Marktbetrieb ein; es durften aber nur die Nagelschmiede feilhalten, denn die Nägel waren zum Budenbau nötig. Die Strehlaer Kaufleute haben von jeher auf genaue Einhaltung der Marktfrist gedrungen, und manches Aktenstück bei den Behörden gibt davon Kunde. Nur die Pferdehändler haben schon regen Handel unter sich, und in den Gutshöfen wird viel gemustert

und gefeilscht. In manchen Gütern stehen bereits Pferde für den Markt. Früher war in vielen Höfen und Häusern Ausschank, zum Teil sogar Tanzmusik. Der Mittwoch mit dem Pferdemarkt ist der Haupttag. Einen treffenden Eindruck und ein schönes Bild gewinnt man am Mittwoch früh vom erhöhten Elb-Ufer der Strehlaer Seite an der „großen Fähre“. Da umfaßt der erstaunte Blick die große vielbewimpelte Zeltstadt, die zwischen Elbe und Lorenzkirch erstanden ist. Am Fährberg staut sich, was alles über den Strom hinüber will; jede Fähre ist voll besetzt. Autos und Fuhrwerke aller Art, Pferdehändler mit ihrem Troß, auch Zigeuner mit ihren Wohnwagen, Bieranten, die mit ihrer Ware noch rasch ihren bestellten Stand besetzen wollen u. a. m. streben in die Fähre. Und zwischen dem vielgestaltigen Fuhrwerk das noch vielgestaltigere Publikum, dem vom jenseitigen Ufer schon eine herzerweichende „Symphonie“ entgegenhallt. Rasch ist man über den Fluß, und im Strome der aussteigenden Fahrgäste wird man in die Zeltreihen mitgeführt. In gewisser Ordnung baut sich die Zeltstadt auf; hier eine lange Reihe, 30—40 Bierzelte, in der Mitte mehrere Reihen mit Textilwaren aller Art, drüben Reitschulen und Fahrgeschäfte; und an der Dorfstraße eine ganz ansehnliche Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen nach D. L. G.-Muster. Wei-



Wagenfähre zwischen Strehla und Lorenzkirch.



Auf dem Pferdemarkt von Lorenzkirch; im Hintergrund Kirche und Schloß Strehla (über der Elbe).

terhin bieten Schuhmacher, Töpfer, Korbmacher ihre Waren an, und nach dem Pferdemarkte zu preisen Schausteller aller Art ihre Karitäten mit heiserer Stimme an. Inmitten der Budenreihen steht an begünstigter Stelle der Tanzpalast, das Weinzelt, das einzige, in dem Tanzmusik gespielt werden darf; hier wurde früher gut gespeist und getrunken. Zu Zeiten der Inflation feierten darin Zigeuner Hochzeit, Sekt floß in Strömen, denn sie waren die einzigen, die mit Gold bezahlen konnten.

Am Ende des Platzes elbabwärts am Dorfe liegt der Pferdemarkt, zu dem der Auftrieb von Jahr zu Jahr sinkt, mit dem viel besuchten Musterungsplatz. Während vor 80 bis 100 Jahren an 3000 Stück Vieh feilgeboten wurden, fiel die Zahl 1890 das erste Mal unter 1000, und jetzt im Zeitalter der Motore werden nicht einmal mehr 300 Pferde aufgetrieben. Es kommen nicht nur mindere, mit Fehlern behaftete Tiere her. So brachte vor wenig Jahren ein größerer Dresdner Pferdehändler allein 40 frisch eingeführte gute Pferde hier zum Verkauf. Aber der Umsatz wird infolge der schlechten Zeiten immer geringer.

Unweit des Pferdemarktes befindet sich das „Budenhaus“, das nach dem Markte das Budengerät, u. a. 400 Lattenbuden, wieder aufnimmt. Hier ist auch die Polizeistation untergebracht; etwa 15 Landgendarme sorgen für Ordnung an den Säbren, beim Pferdemarkt und wo es sonst erforderlich ist.

Hinter dem Budenhaus liegt inmitten des Friedhofes, an dessen Eingang das Kriegerdenkmal (vom

Bildhauer Seiler in München) auffällt, das kleine Kirchlein, das in seinen ältesten Teilen aus der Zeit um 1200 stammt; in der Hauptsache dürfte es 1575 bis 1578 erbaut sein. Jeden Freitag der Marktwoche früh findet hier Marktgottesdienst statt, dem immer auch eine ganze Anzahl Sieranten beiwohnen.

Wenn der Umsatz im Markte, sei es an Pferden, an Waren oder an Speisen und Getränken auch immer geringer wird, von einem Rückgang der Besucherzahl ist noch nicht viel zu merken. Jeder Knecht und jede Magd weithin, auch der Bauer selbst, der Handwerker und Geschäftsmann, alle wollen zum Lorenzmarkt. Er ist eben ein wahres Volksfest. Sein vielgestaltiges Leben und Treiben von früh bis abends zieht sie alle herbei. Mit einem Umzug der Kapelle des Tanzpalastes wird er am Dienstag eröffnet, und mit dem letzten Schlager der Tanzmusik in der Nacht zum Sonnabend schließt er.

Mit großer Hoffnung auf günstigen Verlauf und Verkauf kommen die Sieranten usw., mit der Erwartung auf einen frohen Festtag kommen die zahllosen Besucher.

Und wenn manchen Lorenzkirchern selbst der Markt auch ein Dorn im Auge ist, wenn sie sehen, wie ihren guten Wiesen mitgespielt wird (es wächst aber nächstes Jahr dort am meisten, wo der größte Belauf war), so sind sie es schließlich doch zufrieden, wenn ihnen durch Einnahmen verschiedenster Art etwas zufließt, wenn sie ihr Ergötzen haben am wechselvollen Marktgetriebe, und sie freuen sich mitsamt allen Besuchern auf den nächsten Lorenzmarkt.



Die sanften Tage.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Täler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh ich auf dem Berge droben
Und seh es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Glur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürst' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Ludwig Uhland.

Lob des Sommers.

Sing, o Erdner, sing des Sommers Preis,
Der am engsten dich zur Mutter kettet!
Ihre Stimme mahnt dich nah und leis:
Komm — du bist geborgen und gebettet!

Morgengraun. Auf steiler Siegespur
Kingt sich frei der ew'ge Lebenswille;
Und du werkst, verwachsen mit der Glur,
Und du bist ein Ton der großen Stille.

Mittagshöhe. Reifes Aehrengut
Neigt dem Schnitter willig sich entgegen.
Stählern schreitest du durch Glut und Blut,
Denn es wirkt in dir der Erde Segen.

Abendläuten. Nur der Sommer kann
Dir ins Herz so tiefen Frieden gießen.
Gottesahnen bricht der Stumpfheit Bann,
Und du hörst geheime Quellen fließen.

Sing, o Erdner, sing des Sommers Lob,
Der dein Jahr mit seinen Wundern krönet,
Der dein armes Sein ins Licht erhob,
Und dich mit dem Leben hold versöhnet!

Alfred Huggenberger.



Gutsbesitzer Wolfgang von Goethe.

Von Dr. Horst Höfer in Meissen.

Das Jahr 1932 wird ein Gedenkjahr für Goethe werden. Alle wissen von ihm, daß er ein Dichter war, fast Alle, daß er auch Staatsminister seines Weimarer Landes, Viele, daß er ein wegbereitender Naturforscher, ein kenntnisreicher Sammler und ein ungemein geschickter Zeichner war, gar Wenige aber, daß er fast sechs Jahre hindurch auch Gutsbesitzer gewesen ist. Wie kam der vielbeschäftigte Mann dazu, sich ein Landgut zu erwerben? Der Grund, der vor etwa 10 Jahren bei uns Viele bewog, sich ein Gut zu kaufen, um nämlich Erzeugnisse des Landes für den eigenen Haushalt zu erlangen, kam wahrhaftig nicht in Betracht. Das 6000 Einwohner zählende Städtchen Weimar bot ja auf seinem Markte Erzeugnisse für die Küche in Hülle und Fülle. Es war vielmehr der romantische Sinn für das Landleben, der alle Gebildeten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts befehlte. Man lebte in der „Schäferzeit“, der das gesamte Sein und Treiben außerhalb der Stadt als ein einziges, wunschloses Jöyll ersah. Man dachte noch in den Gedankengängen des Welschschweizers Rousseau († 1778) mit seinem eindringlichen Rufe: „Zurück zur Natur!“

Goethe hatte lange nach einem geeigneten Gute Umschau gehalten. Endlich gelang es einem beauftragten Vermittler, das Freigut Oberrosfla, 3 Kilometer westlich von Apolda und 10 Kilometer östlich von Weimar, in öffentlicher Versteigerung zu erwerben „für Ihre des wirklichen Herrn Geheimen Raths von Goethe hochw. Gnaden“. Der Kaufpreis betrug 13 125 Taler. Das Besitztum war 54 Hektar groß, allerdings waren die Felder auf 25 verschiedenen Stellen zu suchen, was damals freilich nichts Absonderliches war. An eine eigene Bewirtschaftung wurde von vornherein nicht gedacht. Nach dem Erwerb kümmerte sich Christiane Vulpius, Goethes praktisch veranlagte Frau, um ein geeignetes Pächterehepaar. Von denen, die sich meldeten, sagte ihr am meisten das Fischerische Ehepaar in Ober-Weimar, dicht bei Weimar, zu. Es ist ein Brief von ihr erhalten, den sie am 31. März 1798 an Goethe nach Jena schickt, wohin er geflüchtet war, um ruhiger arbeiten zu können. Er lautet in seiner schlichten Einfachheit wie folgt: „Die Fischer kommt immer zu mir und hat mir keine Ruhe gelassen, ich bin auch in Ober-Weimar gewesen und habe ihre Wirtschaft gesehen, die mir sehr wohl gefallen hat. Besonders haben die Leute sehr schönes Gefieder-Vieh, davon kannst Du Dich selbst überzeugen, wenn Du nach Ober-Weimar gehst. An Wäsche, Betten und Silber, so viel solche Leute brauchen, fehlt es ihnen auch nicht.“ Gleich vorweg soll es genommen werden, daß das zu Pächterleuten von Oberrosfla bestellte Ehepaar Fischer ein schlechter Griff war. Fischer war ein Lebemann, leichtfertig und nachlässig und blieb gar bald mit Zahlung seiner Pachtgelder im Rückstande. Im Sommer 1801 wurde Goethe diesen unfähigen Wirtschaftler nach mancherlei Schwierigkeiten endlich wieder los. Vorher gab's manchen Aerger. Am 28. April 1801 klagte Goethe Schillern mit Bezug auf die Auseinandersetzungen mit Fischer, er habe in diesen Tagen „mit der rohen Natur und über das ekelhafteste „Mein und Dein“ im Streite gelegen“.

Aber vorerst war alles eitel Freude und Hoffnung. Nach dem Kaufe hielt zunächst Goethe selbst seinen Einzug mit seinen Freunden. Erhalten ist uns davon noch die dazu an den Dichter Wieland ergangene Einladung voller Humor, die die ganze Besitzersfreude erkennen läßt: „Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll (= Gott der Dichtkunst) und Genossen in Ceres (= Göttin des

Ackerbaues) vermelde hierdurch höflichst, daß ich in Oberrosfla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich freut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben, morgen gegen Mittagzeit sich aus Eueren Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehen zu verschaffen.“ Hierzu sei bemerkt, daß Wieland, dessen Werke in damaliger Zeit mehr als die Goethes und Schillers zusammengenommen gelesen wurden, Goethes Gutsnachbar war.

Er besaß nämlich das Rittergut Obmannstedt, in Richtung auf Weimar zu eine halbe Stunde entfernt. Das mit „Palästen“ stimmt schon ein wenig, denn zu dem für 22 000 Reichstaler erworbenen Besitz von 200 Aekern Pflugland, 17 Aekern triftfreien Wiesen und nahezu 100 Aekern Buchenholz gehörte noch ein ansehnliches Schloß mit Park. Wie das Einzugsfest in Oberrosfla verlaufen ist, wissen wir trotz dem reichlich vorhandenen schriftlichen Nachlaß aus Goethes Zeit nicht, aber wie es geplant war. Wenigstens über die anzuschaffenden Speisen ist ein Bericht der Christiane Vulpius da. „Was ich für den Freitag bestellt habe zu essen“, schreibt sie an ihren „lieben Schatz“ von Weimar nach Jena:

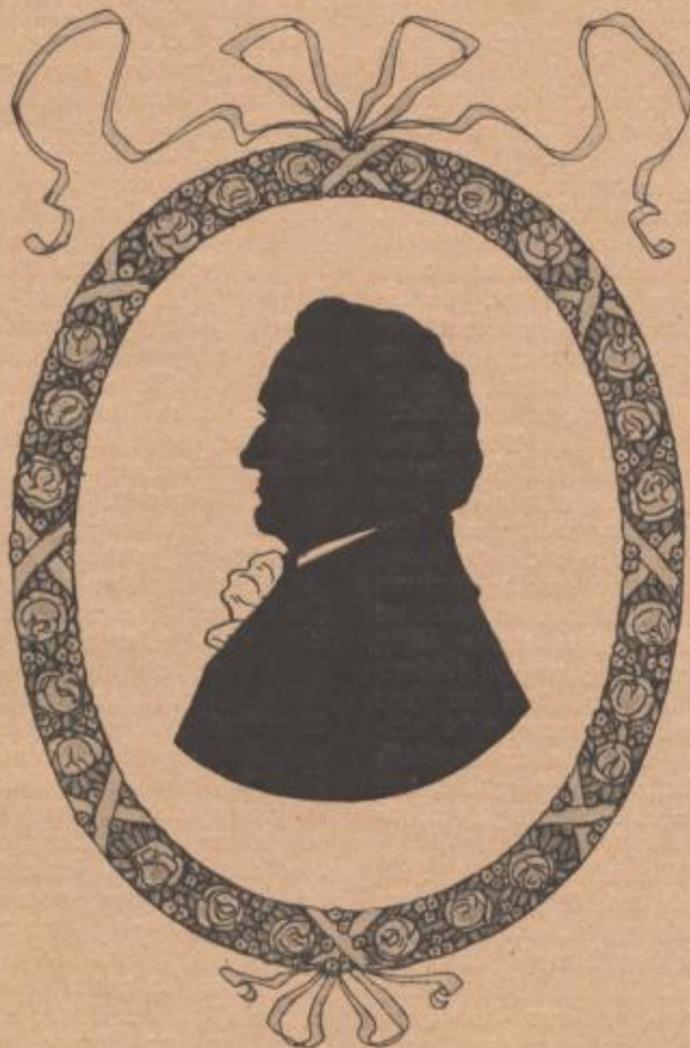
1. Erstens eine Sago-Suppe
2. Rindfleisch mit Senf
3. Grüne Erbsen mit jungen Hühnern
4. Forellen oder Backfische
5. (= 5.) Wildprets-Braten und Gänse
6. (= 6.) Torte und Küchlehen.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, was es mit dem „frugalen“ (= einfachen) Mahle in Wirklichkeit für eine Bewandnis hatte. Das Essen fand am 22. 6. 1798 statt, wo Goethe übrigens sein Freigut Oberrosfla überhaupt zum ersten Male sah und betrat.

Christiane Vulpius sollte aber auch ihre Einzugsfreuden mit ihrem Anhang haben, ein paar Tage später, am Sonntag, den 24. Juni, dem Johamistage. Wir besitzen darüber auch bloß einen Plan der Vergnüglichkeiten. Es steht darüber in einem Briefe des Bruders der Vulpius aus Weimar an Goethe nach Jena vom 19. Juni 1798: „Ew. Excellenz soll ich, da meine Schwester eben nicht sehr geschwinde mit der Feder kommt, schreiben, wie sie meint, daß es mit der Festlichkeit zu Rosfla könne gehalten werden. Sonntags soll sehr früh dahin gefahren, von der ganzen Gesellschaft in die Kirche gegangen und, da dieselbe arm ist, der Klingelbeutel reichlich bedacht werden. Sodann nach dem Mittagessen und der Kirche werden die Dorfbewohner mit Musil vor das Gut kommen und dort den Hämml abholen. Von hier aus soll nun der Zug nach dem Wirtshause also geben:

1. Die Dorfmusik.
2. Die jungen Pürsche; Paar und Paar.
3. Die Mädchen.
4. August (= Goethes damals 9 jähriges Söhnchen) und eine kleine Bäuerin mit dem Hämml.
5. Die Stadtfrauenzimmer; Paar und Paar.
6. Die Herren.
7. Unsere Musil.

Bei dem Wirtshause wird den Leuten der Hämml übergeben, ein kleiner Ehrentrunk angenommen und sodann nach dem Gute zurückgegangen, wo gegen Abend (wenn die Frauenzimmer es erwarten können) der Ball anheben und dann nach Weimar zu rechter Zeit wieder zurückgefahren werden soll.“ — Die Phantasie kann sich leicht ausmalen, was das für ein schönes, ländliches Fest



gewesen sein mag. Zwei Musikhöre, damals die Leute noch in geschmackvollen, farbigen Trachten, der vom Gutsherrn gestiftete, mit Bändern und Kränzen geschmückte Hammel! Köstlich ist die Bemerkung über die tanzsehnsüchtige Weiblichkeit. Und was mag die ganze Verlustierung gekostet haben? Billig war sie wohl nicht, und des Herren Geheimen Rates Kasse, der sowieso schon einen Teil des Kaufgeldes an verschiedenen Stellen hatte zusammenborgen müssen, wird arg in Anspruch genommen worden sein. Goethe stammte bekanntlich aus wohlhabendem Hause, und seine literarischen Werke brachten ihm auch etwas ein, aber gleichwohl herrschte bei der für ihn notwendigen Lebensführung oft Geldmangel. Bezeichnend ist dafür ein Brief der Christiane an Goethe aus Weimar vom 27. September 1800: „Es wird aber hier alle Tage teurer, daß man bald mit aller guten Laune zuletzt mißmutig werden muß. Ich bin recht verdrüsslich, daß bei uns so viel aufgeht und nicht es doch so genau ein als möglich, und es will doch nicht reichen. Wenn ich das Gemüse igo nicht hätte, so wüßte ich nicht, wie ich auskommen wollte. Ich bin so verdrüsslich, daß mein armer Schatz so viel Geld ausgeben muß, und man wird nie recht froh dabei.“

In den ersten Jahren war Goethe tags, ja wochenlang draußen in seinem Oberrosfla, das übrigens der Goetheforscher Wilhelm Bode „kein neiderweddendes Besitztum“ nennt. Er war schon von seinem Garten draußen an der Ilm her gewöhnt, wie ein Tagelöhner zu arbeiten und zu schanzten. Es wurden Bäume gepflanzt, eine Passion damaliger Zeit. Im sogenannten Tröbel, einer flachen Mulde mit Quelle, wurde Wald gerodet und es wurden dann Obst- und andere Bäume gesetzt und Weiden angepflanzt. Da die Gebäude in ziemlich schlechtem Zustande waren und die eigentlichen Wohnräume von der Pächtersfamilie innegehabt wurden, fand der Gutsherr in der Pfarre sein Unterkommen. Der Beweis dafür läßt sich aus den Unterlagen einwandfrei herausfinden. Ein Brief von seiner Frau aus Weimar vom 22. Mai 1798 an Goethe nach Jena verrät zunächst einmal, wie man dazu kam, die Gastfreundschaft des Pfarrhauses in Anspruch zu nehmen: „Es war die Frau Pastorin von Kossel (= Oberrosfla) bei mir, welche ich sehr gut gefüttert habe und welche es sich für eine große Gnade schätzt und sehr glücklich ist, wenn mein Vortrefflicher bei ihr logieren will“. Obwohl die Pfarren von jeher an Stadtbefuche gewöhnt sind, mag doch manchmal der Aufenthalt Goethes etwas lästig gewesen sein. Es war eben nicht ein beliebiger Hausgast, sondern bereits der berühmteste Mann seiner Zeit und außerdem der Herr Staatsminister. Schade ist, daß der damalige Pfarrer nicht ausführlich und genau über Tun und Lassen seines Gastes Tagebuch geführt hat. Das hätte auch ihn in die Unsterblichkeit gerückt, wie so Viele rings um den Titanen, auch wenn es bloß ganz gewöhnliche Sterbliche waren.

Im eigentlichen landwirtschaftlichen Betrieb, also in Feld, Wiese und Stall, hatten Goethes natürlich als Verpächter nichts zu schaffen. Aber es gab doch sonst Allerlei zu bedenken und zu erledigen. In dieser Hinsicht ist ein Briefchen kennzeichnend, das Christiane am 16. April 1801 aus Oberrosfla an Goethe nach Weimar schickt: „Nachmittags sollen 2 Tagelöhner den Zaun im Aepfelgarten machen, weil sich die Nachbarn über den Durchgang beschwerten und der alte Tagelöhner soll im Hausgarten den Wein anbinden und die Kabatte graben.“

Daß der Pächter Fischer versagt hatte, ist bereits erwähnt worden. Sein Nachfolger war der Kaufmann und Oekonom Immanuel Reimann aus Buttstedt, einem Städtchen 18 Kilometer nördlich von Weimar. Dieser Mann war Goethe schon von früher her bekannt, da er ihm 200 Stück Obstbäume nach Oberrosfla geliefert hatte. Die Pachtübernahme geschah im Sommer 1801. Der Pachtzins war auf jährlich 425 Taler festgesetzt, und alljährlich vor Weihnachten war ein fettes Schwein auf den Frauenplan nach Weimar, Goethes Wohnung, abzuliefern. Uebrigens behielt sich Goethe ein Absteigequartier im Haupt- und Seitengebäude (Stall und Schuppen für Pferde und Wagen?) vor. Gleichwohl kam Goethe bei Weitem nicht mehr so häufig hinaus, bloß noch tagelang, später gar nur noch, ohne zu übernachten. Im Sommer 1803 wurde das Freigut Oberrosfla an Reimann von Goethe veräußert. Vor der Uebergabe schreibt Goethe aus Weimar am 20. Juli 1803 an Christiane (nach Lauchstädt): „Mit der Guteübergabe ist es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Kammerkonsulent) hat als Notarius sein Hokuspolus recht ordentlich gemacht, am Schlusse ließ ich etwas Kaltes aufsetzen. Das Geld schaffe ich wieder fort und durch eine Verbindung von Umständen komme ich mit den Intressen (= Zinsen) sehr leidlich weg. Wenn Du zurückkommst, wollen wir unsern Haushalt recht schön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen.“ Reimann zahlte 15 500 Taler, so daß der Dichter immerhin noch mehr als 2000 Taler über den feinerzeitigen eigenen Kaufpreis erhalten hat, wobei allerdings

nicht festzustellen ist, welche Geldsummen er zwischendurch in das Gut gesteckt hat. Höher anzuschlagen ist aber sicher der Gewinn, den sein Genius aus dem jahrelangen Verbundensein mit Land, Landwirtschaft und Bauertum durch Oberrosfla gezogen hat. Freilich waren die Menschen vor 180 Jahren noch nicht so natur- und schollenlosgelöst wie heutzutage, soweit Städter in Frage kommen. Und zumal Goethe nicht. Erzählt er doch in „Dichtung und Wahrheit“, daß ihn und seine Schwester Cornelia der kluge und etwas schulmeisterlich veranlagte Vater in seinem Garten vor der Stadt Frankfurt habe arbeiten lassen, so daß ihnen die „Gartengeschäfte ... ganz bekannt und geläufig“ geworden seien. Als er später, 27-jährig, in Weimar an der Ilm selbst eine kleine Liegenschaft bekam — das noch heute unberührt stehende Heiligtum „Goethes Gartenhaus am Park“ — hantierte er dort mit Schaufel, Spaten und Hacke und pflegte seine Bienen. Sein Stadthaus am Frauenplan lag unmittelbar am Rande des Städtchens. Er brauchte bloß seinen Garten, verwaltet und eingerichtet wie ein ländlicher Pfarrgarten, zu durchschreiten und die Pforte in der Mauer zu öffnen, da war er an der „Ackerwand“. Unmittelbar hier begannen Park, Felder, Wald, Wiesen mit der Ilm, kurz freies Land und unberührte Natur. Weimar selbst war damals nichts anderes als ein großes Dorf mit einem ansehnlichen Herrensitze, dem Schloß des Herzogs Karl August. Goethe bedurfte zu seiner Land- und Naturverbundenheit also eigentlich nicht eines zugekauften Landgutes in einem entfernten Dorfe. Doch hat der alte Goethe sein Leben überschauend, sich selbst über den Nutzen geäußert, den Oberrosfla für ihn gehabt hat. In seinen Tag- und Jahresheften steht u. A. 1798: „Damit der Geist zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landwirtschaftlichen Grille. Der Besitz des Freigutes zu Rosfla nötigte mich, dem Grund und Boden, der Landeart, den dörflichen Verhältnissen näherzutreten und verließ gar manche Ansichten und Mitgeföhle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären.“ Und an einer anderen Stelle ist folgende Erkenntnis niedergelegt: „Der erste Pächter war auszulagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolge so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.“

Wie man den Einfluß der italienischen Reisen oder mancher Frauen auf Goethes Schaffen nachweisen kann, so könnte es vielleicht auch gelingen, den des Besitzes von Freigut Oberrosfla hier und da zu erkennen. Jedenfalls hat Goethe durch Oberrosfla noch tiefere Einblicke in die Landwirtschaft getan, als das sonst seinem Alles umfassenden Geist möglich gewesen wäre.

Und das hier gewonnene vertiefte Interesse für die Landwirtschaft wirkte ohne Zweifel fort. So ließ er die „fremden Kartoffeln“ in seinen unteren Garten (am Park) legen. (Damals waren die Kartoffeln nur mehr Kuriositäten für den Garten und noch selten im Großen angebaute landwirtschaftliche Kulturpflanzen.) Goethe, mit der Beaufsichtigung vom wissenschaftlichen Institut des Herzogtums (seit 1815 Großherzogtum) amtlich betraut, fördert eifrig die landwirtschaftlichen Belange an der einzigen Landesuniversität zu Jena. Im Bestreben, sich zu orientieren, läßt er sich von dem Landwirt Fischer aus Kettendorf bei Weimar über die Einführung und Zucht der aus Spanien stammenden Merinoschafe Vortrag halten. Am 31. Oktober 1811 muß ihn in Jena der Professor der Landwirtschaft Sturm über Ackergeräte und Wollsorten belehren. Am 16. Oktober 1812 läßt er sich von demselben die erste Drillmaschine vorführen. Im Frühling desselben Jahres forderte er einen Bericht über Kartoffelsorten und ihren Gehalt an Stärke ein. Auf seine Veranlassung wurde der berühmte Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner nach Jena berufen. Es ist dies derselbe, der das bekannte Feuerzeug erfand, das auf der Entzündbarkeit des Wasserstoffgases durch Platinschwamm beruht. Ihm ward die Herstellung von Zucker aus Kartoffelstärke zur Aufgabe gemacht. Sie gelang, wurde aber durch Beseitigung der napoleonischen Kontinental Sperre unrentabel. Bereits am 7. Mai 1799 konferierte Goethe mit dem Professor der Chemie Götting über das von ihm angewandte Verfahren der Zuckerbereitung aus Runkelrüben, das heute zu einer der bedeutendsten Industrien Deutschlands geworden ist. Am 29. August 1812 läßt sich Goethe von einem Sachmann in Karlsbad, wo er zur Kur weilte, einen Vortrag über die Maßnahmen der Preussischen Regierung gegen Viehseuchen halten. Und so ließen sich noch Hunderte von Beweisen liefern, daß der Genius Goethe auch ein „Landwirt“ war, und daß zu der Harmonie und Ganzheit seines Lebens auch Oberrosfla beitragen mußte. Daß Goethe zu ihnen gehörte, haben die Landwirte der damaligen Zeit recht wohl gewußt. So ernannte ihn die Märkische Oekonomische Gesellschaft 1820, und 1824 die Genter Agrrikultur-Gesellschaft zum Ehrenmitgliede. Und wenn in der Gegenwart Goethes Marmorstandbild als einziges das Treppenhaus vom Deutschen Museum für Naturwissenschaft und Technik in München schmückt, so gilt das



mit Goethe als Landwirt. Und es dürfen im Gedächtnisjahr 1932 die deutschen Landwirte voll Stolz des Gutsbesitzers Wolfgang von Goethe als eines der Ihrigen gedenken.



Der von Goethe vor 150 Jahren gepflanzte Margaretenbirnenbaum im „Tröbel“ zu Oberroßla.

Nachschrift.

Es ging mir wider das Empfinden, über Oberroßla etwas zu schreiben, ohne dort gewesen zu sein. Außerdem wuchs mit dem Studium der Unterlagen zu vorstehendem Aufsätzchen das Verlangen, diese nicht allzu bekannte Goethestätte kennenzulernen und zu sehen, was noch an den Großen erinnert.

Oberroßla ist am bequemsten von Apolda aus zu erreichen. Mit diesem Städtchen stand Goethe übrigens verschiedentlich in Beziehung. So hatte er zum Beispiel 1779 dort als Vorsitzender der „Kriegskommission“ Rekruten zwecks Aushebung zu mustern, was ihm gar nicht so recht passte, weil es ihn in seiner Arbeit an dem Drama „Iphigenie auf Tauris“ störte, was er aber in seinem Pflicht- und Verantwortungsgefühl gewissenhaft erledigte. Er schrieb damals an Frau von Stein: „Besser hätte ich getan, heute noch in Dornburg (= Schloß über der Saale halbwegs zwischen Apolda und Jena) zu bleiben! Da war's schön, offen und ruhig. Hier ist ein böß Nest und lärmig, und ich bin aus aller Stimmung. Kinder und Hunde, alles lärmt durcheinander. ... Kein sonderlich Vergnügen ist bei der Ausnehmung (= Aushebung), da die Krüppels gerne dienen, und die schönen Leute gerne Ehebastan (= Befreiung vom Militärdienst) haben wollen. ... Hier will das Drama gar nicht fort. Es ist verflucht: der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda bungert.“ ...

Der Bahnhof Apolda liegt am Nordende der Stadt. Hat man sich glücklich durch ihre Straßen, die die Zeichen früherer Industrieblüte und jetziger Arbeitslosigkeit tragen, zum Westausgange hin-

durchgefunden, so gelangt man auf eine breite Schossee in Richtung auf Weimar. Nach insgesamt einer Stunde Marsch ist man in Oberroßla, und zwar im oberen, neuen Teil. Einem Besitznachfolger Goethes auf Freigut Oberroßla einen Besuch zu machen, ist nicht mehr möglich. Denn Reimann hat wenig Jahre nach dem Erwerb dieser Landwirtschaft, durch widerliche Umstände und Krankheit gezwungen, so viel Felder an die Bauern des Ortes verkaufen müssen, daß wegen der Kleinheit des Restes die Freigutsrechte aufgehoben wurden. Später brannten in den unruhigen napoleonischen Zeiten noch die Gebäude nieder und wurden nicht wieder errichtet. Einst Burg — noch heute heißen ortsnaheliege Teile und Gärten im Dorfe „hinter der Burg“ —, später Ditzhumsches Rittergut, dann Freigut, schließlich an die Nachbarbauern verteilte Grundstücke — also völliges Aufgehen in bäuerlichem Besitz —, das ist hier das Schicksal eines alten Edelsitzes.

Mehrere gepflasterte Straßen gehen, sich mal links, mal rechts wendend, in mäßlichem Abfall den Talhang zur Ilm hinab. Häuser und Höfe, alle nicht groß, drängen sich dicht aneinander und bis an die Straße. Nur selten ist vor ihnen für ein Blumen-gärtchen Platz. Sachwerkbau herrscht vor, vielfach wie im übrigen Thüringen und angrenzenden Hessen mit rohen, roten Ziegelmauern, nicht im weißen Kalkputzkleide. Bald war die breitturmige Kirche entdeckt und daneben über der Straße die „Pfarrrei“, Goethes Gastquartier während seiner Oberroßlaer Besitzerjahre. Die Pfarrersleute, bei denen ich mich bittend brieflich angemeldet hatte, empfingen mich aufs Liebenswerteste, obwohl ich sie doch gar nichts angehe und unser einziger gemeinsamer Bekannter schon seit hundert Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt. Der Pfarrer wußte recht wohl, was ich wollte. Das ist ja das Schöne und Merkwürdige bei Gleichgesinnten, daß sie sich ohne viel Worte miteinander verstehen. Er führte mich aus einer breiten Hausflur, die von dem östlichen Gartenteil quer durchs Haus in den westlichen Gartenteil geht, hinauf in das erste Stockwerk. Ja, aber auf was für einer Treppe! Aus Holz, in einfachem edlem Barock, mit breiten geschwungenen Geländerstützen führt sie durch die ganze Höhe des Hauses bis hinauf zum Boden. Sie hat, in den Stil der ländlichen Pfarre übersetzt, überraschende Ähnlichkeit mit der stattlichen Treppe in Goethes Vaterhaus am Hirschgraben zu Frankfurt a. M. Im ersten Stock nach Osten befinden sich fünf Zimmer, von denen die letzten zwei, ehemals eins, die „Goethezimmer“ waren und im Gedenken noch sind. Steht man im ersten der fünf Räume, so kann man durch die geöffneten Türen durch alle bis zum letzten hindurchblicken, ganz wie in der vorderen



Mauer mit Pforte als einziger Rest der Baulichkeiten des Freiguts Oberroßla.



Die Pfarrei zu Oberroßla; die letzten zwei Fenster rechts im ersten Stockwerke gehören zum „Goethezimmer“. Im Hintergrunde links die Dorfkirche.

Zimmerflucht am Frauenplan zu Weimar. Einst waren, wie schon erwähnt, die letzten beiden Zimmer bloß eins. Eine Wand mit Tür ist hindurchgezogen worden. Heute dient der größere Teil als des Pfarrers Arbeitszimmer. Daneben, an letzter Stelle der fünf Räume, noch mit einem Fenster nach Norden, haust des Pfarrers Töchterlein in einem Kinderparadiese mit Spielsachen und Büchern reichlicher Auswahl. Die Decke tragen zwei übertünchte und mit Stuck versehene lange Balken. Man sieht an der übrigen Deckenverzierung mit Sternen und Kreisen aus Stuck abermals deutlich, daß die beiden Räume einst ein Raum waren. Im Hintergrunde, nach dem Innern des Hauses zu, stand an der Wand, einer späteren Ortschroniknotiz zufolge, Goethes Gastbett. Von diesem geräumigen Eckzimmer aus konnte der hohe Gast des Pfarrhauses über den östlichen Pfarrgarten hinweg die Gebäude seines freigutlichen Eigentums in Steinwurfnähe sehen. Alle übrigen Räume der alten Pfarrei zeigen eine moderne, zierlose Decke, was beweist, daß man aus Pietät das „Goethezimmer“ soweit als möglich unverändert gelassen hat.

Vom Schicksal des Freigutes und seiner Baulichkeiten war schon die Rede. Was noch als ihr Rest gilt, ist ein Stück auffallend hoher Mauer, die nach der Straße zu zwei benachbarte Grundstücksböfe abschließt. Eine hohe, rundbogige Pforte durchbricht sie. Das eine Haus nennt sich mit seinen Nebengebäuden noch heute stolz der „Schloßhof“.

Die Kirche steht baumgeschützt inmitten eines ummauerten Friedhofes. In das an und für sich schon schmale Schiff, durch seine ganze Länge, hängen von beiden Seiten zweistöckige, großfenstrige, hölzerne Emporen. Man sucht unwillkürlich das Plätzchen, wo Goethe am Tage der Uebernahme hier gefessen haben mag. Vielleicht nahm er mit in der Empore der Pfarrersfamilie, zunächst dem Altare, Platz. Der Klingelbeutel ist jetzt nicht mehr in Gebrauch, aber mit seinem etwa zwei Meter langen Steden noch vorhanden. Er ruht auf Haltern an der Wand über der Türe, die von der Sakristei, gleich neben dem Altar, ins Gotteshaus führt.

Der Ueberlieferung nach ist die Kirche übrigens noch durch einen Anderen geweiht. Luther soll hier gepredigt haben, und es wird die Lutherkanzel, abseits der benutzten hinter dem Altar, gezeigt. Von ihr aus wird alljährlich die Reformationspredigt gehalten. Tatsache ist, daß Luther im benachbarten Niederroßla Schwester und Nichte wohnen hatte, die letztere an den dortigen Herzoglichen Amtschösser (= Steuereinnahmer) verheiratet.

Und nunmehr zum „Tröbel“. Der „Tröbel“ ist ja als ein Teil der Grundstücke in den von Goethes Zeiten her erhaltenen

Schriften öfters genannt. Heute wirtschaftet hier, unmittelbar am Rande der Dorfsiedlung, keine fünf Minuten von der Pfarre entfernt, ein Gärtner. Er weiß recht wohl, daß vor ihm Goethe das Land roden und planieren half. Zu meiner Ueberraschung ist die „Quelle“, von der so oft die Rede ist, als „Goethebrunnen“ noch vorhanden. Vorm Ende des Hauptweges zum Gärtnerwohnhause am sanft ansteigenden Hang gewahrt man, von Fliedergesträuch und üppigem Kugeldistelgestaud beschattet, eine Klastertiefe, lochartige, zum Teil ausgemauerte Grube. Große Steine liegen am Rande. Man arbeitet daran, um hier wieder Wasser zu finden. Seit einigen Jahren ist es versiegt, weil es die neue, vertiefte Ortswasserleitung wegsaugt. Früher war's anders. Der Brunnenquell hat selbst im trockenen Jahre 1911 nicht versagt, so versicherte mit Stolz der Gärtnerbesitzer, dessen Vater und Großvater schon den „Tröbel“ gärtnerisch bewirtschaftet haben. „Und kein Wasser gab einen so guten Grog“, wurde noch als besonderes Lob schmunzelnd hinzugefügt.

Und nun kam für mich noch die freudigste Ueberraschung. Der alte Birnbaum, der als einer von vielen von Goethe selbst gepflanzt wurde und nach einem Berichte in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung“ im Jahre 1897 noch stand, aber kaum noch lange zu leben hatte, er war noch vorhanden. Als einzelner stattlicher Baum ragt er aus all den von bunten Blumen und von mannigfachem Gemüse strotzenden Beeten empor. Einzelne seiner oberen Äste sind freilich schon dürr. Er ist über und über mit Früchten, köstlichen Margaretensbirnen, beladen. Vor 34 Jahren gab er seinem damaligen Besitzer, wieder laut Angabe der „Leipziger Zeitung“, 10 Zentner und 24 Pfund Birnen, und für heuer rechnet der jetzige Besitzer auf mindestens 10 Zentner Ernte. Er habe überhaupt in keinem Jahre ausgelegt und fast immer dasselbe gebracht und „was für köstliche Früchte“! Den Stamm vermag unten ein einzelner Mann nicht zu umspannen. In Kopfhöhe ist deutlich als dicker Wulst der Veredelungsring wahrzunehmen, darunter über dem Boden auch noch die Stelle, woraus der Zwieslingsstamm herauswuchs, von dem der genannte Bericht noch gesprochen hat. Merkwürdigerweise ist hier keine Säulnisstelle entstanden, die dem stehengebliebenen Baumteil Verderben bringt. — Den Birnbaum liebe ich sowieso, aber keinen so sehr wie diesen alten im blumenbunten „Tröbel“ von Oberroßla, ein lebendes Wesen noch, das von Goethe zu erzählen vermag. —

Das Gärtnerwohnhause ist übrigens, wohl nach der Aufteilung der Grundstücke des Freigutes, 1806 erbaut und an demselben



Hölzernes Barock-TreppenhauS in der Pfarrei zu Oberroßla; rechts geht es, zunächst durch ein anderes Zimmer, in den Raum, den Goethe bewohnte.

Tage „gerichtet“ worden, an dem oben auf der nahen Hochebene die Wachtfeuer nach der unglücklichen Schlacht bei Jena brannten. Das wußte der Gärtner von seinem Großvater. —

Mit dankbarem Händedruck verabschiedete ich mich schließlich vom Pfarrer. Ich hatte bei ihm vom Goetheschen Geist verspürt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Und auch bei der Frau Pfarrerin. Wegen et zu reichlich genossener guter Kirschen, gleich aus der Kirschbude an baumbeständiger Landstraße, mußte ich ihr die freundliche Einladung zum Mittagmahl abschlagen. Sie bereitete

flugs ein feines Krankengriessüppchen, und der dumme Magen war wieder repariert.

Als ich auf der Schosset zurück nach Apolda ging, und an mir die Kraftwagen und Motorräder vorbeirasselten, sauchten und stänlerten, und vor mir mit mehr unschönen als schönen Baulichkeiten die fast 50 000 Einwohner zählende Industriestadt Apolda notleidend und sorgenvoll lag, dachte ich: „Wie würde sich wohl der große Lebenskünstler Goethe mit den heutigen Daseinsformen abfinden?“ Ich grübelte und grübelte und fand keine Antwort.



Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht.

Goethe.

Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!

Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!

Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!

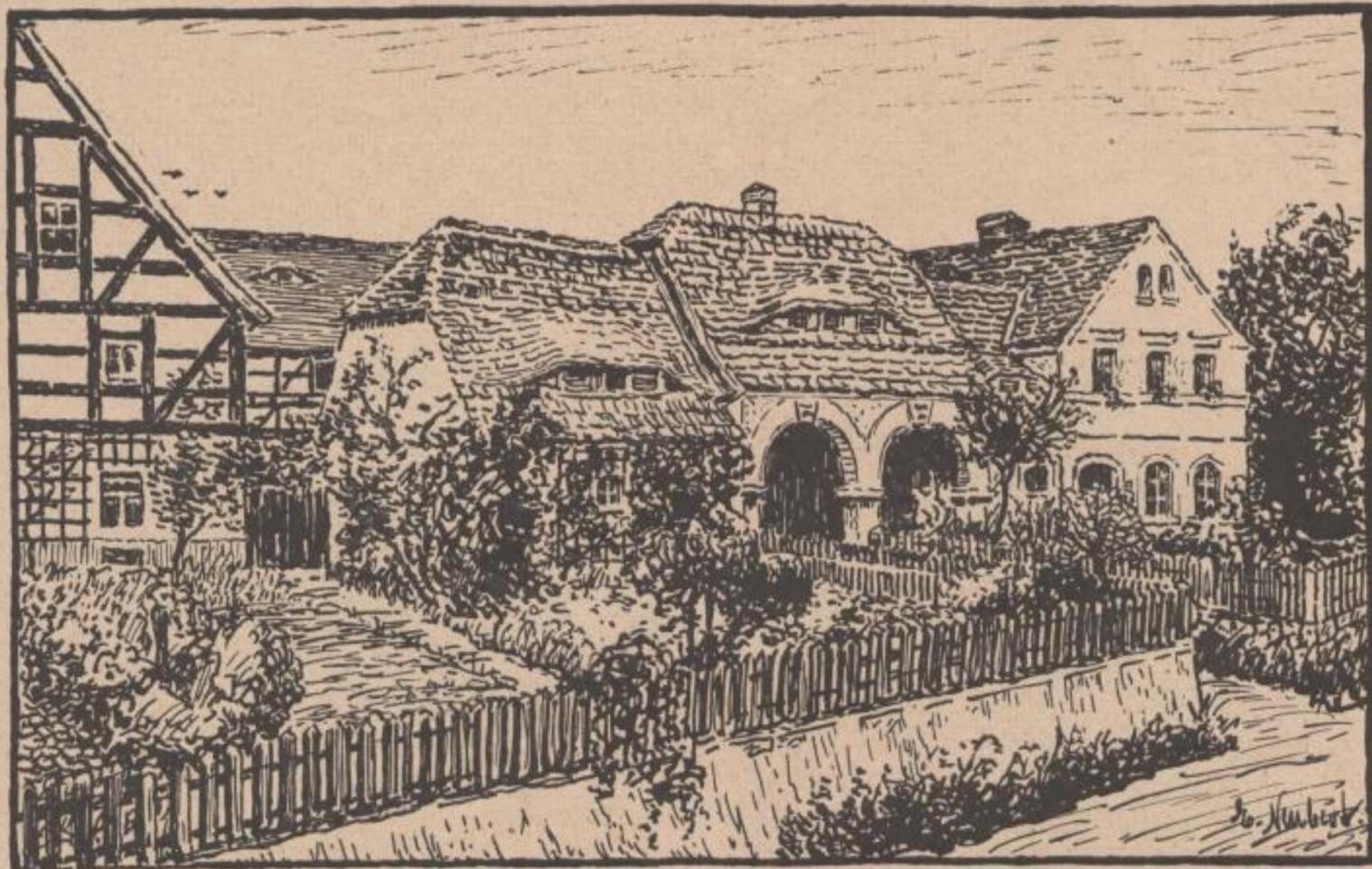
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Goethe.

Setzen wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzen wir andere an unsere Stelle, so würden Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen.

Goethe.



Gut des Gutsbesitzers Kurt Mehner

in Gleisberg bei Rosßwein.

Das früher einer Familie Ehrlich gehörige Anwesen gelangte in einem Umfange von rund 13 Hektar im Jahre 1886 durch Kauf in den Besitz der Familie Mehner. Vorher war aber der Besitz durch Abbau zweier kleiner Wirtschaften, außerhalb des Ortes Gleisberg gelegen, verkleinert worden. Um 1846 hatte ein größeres Schadenfeuer die Gebäude des Hauptgutes im Orte selbst teilweise vernichtet, so daß wohl das hier im Bild gezeigte doppelorige Wirtschafts- und Stallgebäude als der älteste Gebäudeteil anzusprechen sein dürfte. So malerisch und einheitlich es jetzt noch wirkt, wird es aber wohl für moderne landwirtschaftliche Benutzung zum Teil umgebaut werden müssen. Seitlich, und zwar nach Westen zu, schließt sich an dieses Torhaus das Wohngebäude mit Kuhstall an; nach Norden zu schließt auf der Rückseite, quer vor, die Scheune mit Balkenfahrt den Hof ab. Westlich vom Torgebäude liegt das Seitengebäude mit der Auszugswohnung der Witwe des Vaters Richard Mehner und mit einer größeren Schweinestallanlage. Unmittelbar hinter dem Gut liegen die Felder alle in einem Plan äußerst günstig für die Be-

wirtschaftung. Dort steht auch der Landmaschinenschuppen mit allen neuzeitlichen Maschinen. Von Getreidesorten wird hauptsächlich Weizen angebaut, sowie von Hackfrüchten Rüben. Es wird 3. St. die verbesserte Dreifelderwirtschaft betrieben. Der Viehbestand des Gutes setzt sich aus 2 mittelschweren Pferden Oldenburger Schlages, 9 bis 10 Stück Großvieh, sowie aus 4 Stück Jungvieh und 10 bis 20 Schweinen zusammen.

Der Vater Richard Mehner hatte es sich in seinem Berufsleben vorgenommen, das Gut vierzig Jahre lang selbst zu bewirtschaften. Dies ist ihm auch in der Zeit von 1886 bis 1926 vom Schicksal vergönnt gewesen, dagegen hat er seinen Ruhestand verhältnismäßig nur noch kurze Zeit genießen dürfen. Nach seinem Tode bewirtschaftet jetzt sein einziger Sohn Kurt Mehner mit seiner jungen Ehefrau das Gut in fortschrittlicher und tatkräftiger Art und Weise als alleiniger Besitzer. Dem Ehepaar sind inzwischen zwei Söhnchen, Werner und Helmut, als die zukünftigen Forterberben des Namens Mehner in Gleisberg erblickt.

Reg.-Baurat E. Neubert in Döbeln.

Hierbei werd ich veranlaßt, dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich nach einer strengen schnellen Resolution alles Zeitungslesen abgeschafft habe. Seit den sechs Wochen, daß ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffe.

Goethe.

Es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt.

Goethe.

Von Schulmeisternöten und wüsten Gütern um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Von Reinhard Göbler, Schuldirektor i. N. in Dresden.

Von Schulmeisternöten und wüsten Gütern redet ein Altenstück des Amtsgerichts zu Rochlitz¹⁾ eine vernehmliche Sprache, und Steuerverzeichnisse im Sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden²⁾ bieten bemerkenswerte Erläuterungen und Ergänzungen dazu.

Es ist im Jahre 1647. Deutschland blutet aus tausend Wunden, die ihm der grauenvolle Krieg fast drei Jahrzehnte hindurch geschlagen hat. Von der allgemeinen Not der Zeit trägt der Schulmeister Michael Grune in Königsfeld sein angemessenes Teil. Sein Einkommen ist von Jahr zu Jahr geringer geworden. Seine Stelle ist nicht wie die des Pfarrers oder die seines glücklicheren Amtsgenossen aus späterer Zeit, des redlichen Tamm, den Johann Heinrich Vogt im Siebzigsten Geburtstag so liebevoll malt, mit Grundstücken ausgestattet, von denen er die „Brödtung“ haben könnte. Seine Besoldung besteht auch weniger in barem Gelde, wie in Naturalien. Außer dem, was die Gerichtsbarkeit zu leisten hat, bezieht er von jedem Gute der beiden Dörfer des Kirchspiels jährlich $\frac{1}{2}$ Scheffel Korn, 1 Brot, 4 Eier und 1 Groschen Geld und von jedem Hause dasselbe ohne Korn³⁾. Aber schon seit Jahren hat er nicht voll und nicht rechtzeitig zu dem Seinigen kommen können. So muß er zunächst klagen, „daß er in den wüsten Gütern seine Besoldung nicht haben könne“, und weiter: „es wären etliche wüste Häuser, von welchen ihm jährlich 1 Brod, 1 Gr. und 4 Eier gehörten, von welchen noch wohl soviel zu nehmen wäre, aber er könne nichts bekommen“. In dem eingepfarrten Dorfe Weißbach mit 17 Anwesen schulden ihm 7 Güter und 3 Häuser, zwei davon 10, andere 6, 4 und 3 Jahre lang, und „alhier zu Königsfeldt In des langten Mertens gute Alß Anno 1636 merten descher das gut gehabt und drierer gestorben so ist es auch 4 Jahr wüste gelogen in welchen mit 2 scheffel Korn sind stehen geblieben 4 brod 4 gr. 16 Eier welches ich nicht endpfangen habe“. So schreibt der arme Mann in dem Verzeichnis seiner Außenstände, das er im September 1647 seinem Vorgesetzten, dem Superintendenten M. Ambrosius Polentius in Rochlitz überreicht. Im ganzen belaufen sich seine Forderungen auf 16 Scheffel Korn, 50 Brode, 3 Sch. 36 St. Eier und 2 Taler 6 Gr. 6 Pf. bares Geld. Ueber seine Außenstände in Weißbach gibt er im einzelnen folgendes an:

Was ich in den wüsten gütern zu weißbach zu fodern habe wie folget

3 scheffel Korn und 5 brod 6 gr. 24 Eyer In blasius wielhelmß gute

5 scheffel Korn 10 brod 10 gr. 40 Eier In Juncker Doffelß gute

2 scheffel Korn 4 brod 4 gr. 16 Eyer in Mertens Jeschlein gute

1 scheffel und 2 viertel Korn 3 brodt 3 gr. 12 Eyer In der schlingten gute

2 scheffel Korn 4 brodt 16 Eyer in hanß Kuntzs gute

2 viertel in Peter spreerß gute

1 viertel Korn und 6 Pf. in George hardmanß gute der nuhn mehr verstorben

die heußer auch sind mir schuldig

Ziemerß hauß 6 brod 6 gr. 24 Eyer

Miller mertensß hauß 10 brod 10 gr. 40 Eier

Doffel bezoldts hauß 4 brod 4 gr. 16 Eyer welches zwar der Juncker gekauft aber ich nichts dar von bekommen kan —

Ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Stück der Besoldung des Schulmeisters bildet der Getreidezins, der Dezem. Nicht genug aber, daß ihm im Laufe der Jahre eine für seine Verhältnisse so

1) Des Schulmeisters zu Königsfeld Michael Grunes Klage in Consistorio zu Leipzig wegen der wüsten Güter. No 1647.

2) Steuerverzeichnisse des Gerichtsbezirks Königsfeld von 1661, 66, 71, 82, 88.

3) Im Jahre 1810 waren nach einer leider nicht ganz vollständigen Aufstellung des Königsfelder Schulmeisters Christian Bemann von Gütern und Häusern — „von jeder Feuerstatt“ — die Bezüge an Brot und Eiern noch dieselben wie 1647; die Gerichtsbarkeit hatte darnach 2 Brode und 3 Eier zu geben. Der Groschen Bargeld, den Grune bezog, erscheint bei Bemann als „Pfenniglohn“: „bei jedem Getraide-Schott von der Feuerstatt 6 Pf. — jährlich zweimal zu Walpurgis und Michaelis“.

beträchtliche Menge außen geblieben ist; von den Gütern, die noch in der Lage sind, ihm zu zinsen, geschieht das zum Teil so verspätet, daß ihm daraus weiterer Schaden erwächst. Der halbe Scheffel Korn, der ihm von jedem Gute zusteht, soll ihm halb Michaelis, halb Walpurgis gegeben werden. Weil aber im Frühjahr das Getreide „seltsam“ und darum auch hoch im Preise steht, so muß er den Leuten das zu Walpurgis fällige Viertel bis nach der Ernte stunden. Sollte er nicht, so meint er, berechtigt sein, in solchen Fällen statt der Naturallieferung Bezahlung zum Tagespreis zu fordern? Die Beschaffung des nötigen täglichen Brotes ist ihm auch dadurch erschwert, daß seiner Amtswohnung der Backofen fehlt. Seit vier Jahren hat er um einen solchen angehalten, aber nichts erlangt. Weiter: Zu seiner ihm in der Vokation zugesicherten Besoldung gehört auch „ein gewiß Lohn jährlich vor Seinerstellen“. Weil aber das Ubrwerk von den Soldaten ganz ruiniert worden ist, so daß er seines Amtes als Sigrist zur Zeit nicht walten kann, so wollen ihm die Kirchväter die Vergütung nicht zahlen.

Wohl ist Grune bei dem Gerichtsherrn auf Schloß Königsfeld vorstellig geworden; soll doch nach dem Synodalkret vom 6. August 1624 „die Obrigkeit daran seyn, daß die Kirchen- und Schuldiener ihre Besoldung zu rechter bestimmter Zeit und ohne Abbruch bekommen mögen. Da sie aber deswegen sich beklagen thäten, daß sie ihrer Besoldung nicht theilhaftig werden könnten, so soll ihnen darzu, ohne gewöhnlichen Gerichtsproceß, schleunig verbollstet werden; in denen Dörfern aber (soll die Obrigkeit) des Pfarrers und Custodis Hingetraide in ihre Häuser auf einen Tag bringen und in Byffeyn des Richters, Schöppen oder Heimbürgen, so gut die Leute es auf ihren Aekern erbauen und es aussäen wollen, erschütten lassen.“ Grune hat darauf hingewiesen, daß von den wüsten Gütern doch alle Jahre Garten- und Wiesenwachs vermiethet, auch Holz verkauft wird, so daß er gar wohl auch von dem Erlös bekommen könnte, aber „man spricht, es reicht nicht“. Und „wenn gleich ein Gut wieder angenommen würde, könne er doch das Seinige nicht haben“. So berichtet der Superintendent, der Grunes Beschwerde entgegengenommen hat, am 27. September 1647 dem Consistorium in Leipzig, und mit dem Bemerkten: „wenn ich gleich vor meine person wolte hierin was anordnen, so giltts doch nichts und w'rd nichts geachtet“ — bittet er, man „wolle sich dieses armen Schulmeisters annehmen und seiner Klage abbelfen“. Und der Erfolg? Die „Verordente des Churf. Sächs. Consistorii“ lassen am 29. Oktober 1647 dem Gerichtsherrn Heinrich von Ende zu Königsfeld eine Verfügung, der die Eingabe des Rochlitzer Superintendenten samt Grunes Aufstellung seiner Außenstände beigelegt ist, mit dem Ersuchen zugeben, er wolle „Supplicanten zu seiner Besoldung gebühlich verbelfen und klaglos machen, damit, in Verbleibung dessen, anderer Anordnung es nicht bedürfen möge.“

Eine kurze Niederschrift läßt erkennen, daß daraufhin am 12. November 1647 in Beisein des Herrn von Ende und des Pfarrers vor dem Schöffler des Königsfelder Patrimonialgerichts Grunes Beschwerdesache verhandelt worden ist und man dessen Ansprüche im allgemeinen anerkannt hat. Von den wüsten Gütern, die vermiethet werden, soll der Schulmeister etwas, so weit es zureicht, bekommen, und der aufgelaufene Dezem soll gepfändet werden. Martin Müllers und Jimmers Haus in Weißbach sollen dem Schulmeister zu geben haben. Ueber die Forderung wegen Toffel Pegolds Haus schweigt sich die Niederschrift aus; ob der „Juncker“ — Heinrich von Ende? — der es gekauft hat, für die darauf lastenden Schulden aufgekommen ist? Wenn der Dezem fällig ist, soll ihn Grune einfordern oder klagen, und der Backofen soll gebaut werden. Unerledigt geblieben ist aber die Beschwerde hinsichtlich der Vergütung für die Bedienung der Kirchenuhr; diese Angelegenheit soll bei der Kirchrechnung — Kirchenvisitation — geregelt werden.

Daß Schulmeister Grune nun zu seiner rückständigen Besoldung gekommen ist oder wenigstens von jetzt an seine Einkünfte voll und pünktlich bezogen hat, muß man freilich in Anbetracht der Verhältnisse und insbesondere auch nach dem Bericht, den Heinrich von Ende am 14. Februar 1648 dem Consistorium erstattet, bezweifeln.

Dem Gerichtsherrn ist es anscheinend vor allem darum zu tun, sich von dem Verdacht einer Pflichtvernachlässigung zu reinigen: „dieweil vor notwendig ich erachtet, sonderlich der wüsten güther halben, meinen bericht einzusenden, damit es nicht das Ansehen, auf des Schulmeisters seine anhaltung, gewinnen möge, als ob den großgünstigen anordnungen ich nicht gebührend nachsorgen wolte... hierauf berichte E. Wohlgeb. u. H. ich unterdienstlich, das dieser gnädigsten anordnung noch jederzeit nachgesorget worden, und werden sich weder pfarr noch Schulmeister zu beklagen gehabt haben, das sie nicht das ibrige empfangen.“ Gleichwohl muß er erklären, es sei „nicht zu sehen, wie hiesiger Schulmeister seine aufgelaufene besoldung an korn, brod, geld und Eiern bekommen“ könne, da in Weißbach die meisten Höfe und Häuser im Jahre 1637 in Brand gesetzt und eingäschert, die Wirte daraus verstorben sind und „also solche güther bis anoch öde und wüste liegen.“ Es hat aus solchen wüsten Gütern seither nichts genommen werden können, „denn das die gärten und wiesen durch gerichtliche taxierung vermiethet worden, und ist solches Geld vor anders nicht als zur Ausbesserung der kirch pfarr und Schulgebäude auch zu Bestellung des pfarrers und abfindung (?) der Kirchzinsen angelegt worden... damit die noch vorhandenen Eingepfarrten erhalten und ihre güther, so ebenfalls totaliter verödet, nicht gleichfalls öde lassen möchten“. Dafern bei Vermietung solcher wüsten Güter etwas übrig bleibt, soll der Schulmeister „und zuzörderst der pfarr in billiche obacht genommen werden“. Der Gerichtsherr w:ist fern:er darauf hin, daß auch seine Erbzinzen, Fröhne und anderen Nutzungen sowie die dem Landesherren zu leistenden Abgaben außer verblieben sind. Wegen der wüsten Güter seien ihm zwei kurfürstliche Befehle erteilt worden, denen er nachleben müsse. Danach seien solche Güter, wenn sich kein Käufer finde, dem zuzuschlagen, der darum ansuche, damit so die Steuern, Zinse, Fröhne usw. wieder gangbar würden. Grunes Beschwerde, er könne auch von wieder angenommenen Gütern das Seinige (die rückständige Besoldung?) nicht haben, stellt der Bericht als unhaltbar hin; „es wäre denn, das ein wüsth güth ohne Entgeld und umbsonst hingegeben würde“. Und wegen des Dezems werde der Schulmeister wohl bei dem Gerichtsherrn wider die Säumnigen zu klagen wissen; es solle ihm dazu „schleinig“ verholten werden, er habe sich auch darüber weniger als nicht zu beschweren.

Erweden die Sorgen und Nöte des Königsfelder Schulmeisters wie die Leiden zahlloser anderer aus jenen Tagen unser Mitgefühl, so reizt den Freund der Heimat- und der vaterländischen Kulturgeschichte neben dem Schulgeschichtlichen das, was er aus Grunes Klage und dem Bericht des Herrn von Ende über die wüsten Gütern erfährt, und so wird, was dazu aus anderen archivalischen Nachrichten und landesgesetzlichen Bestimmungen ergänzend und erläuternd noch angeführt werden kann, willkommen sein.

Von den in Grunes Aufstellung angeführten wüsten Gütern und Häusern in Weißbach sind in dem Steuerverzeichnis von 1661 einige ohne weiteres zu erkennen, und sie lassen sich über die Jahre 66, 71, 82 bis 1688 verfolgen. So erfahren wir 1661, daß Blasius Wilhelms Gut, das nach Grunes Angabe seit etwa 1641 wüste lag, ungefähr 1660 von dem Sohne Martin Wilhelm, der bis 1671 noch als Besitzer eines andern Anwesens in Weißbach genannt wird, ganz öde und wüst angenommen worden ist. Der Hof ist ganz verfallen — es steht nicht ein Stacken darauf. Der neue Besitzer ist willens, das Gut an Gebäuden und Feldern in etwas, damit es nicht vollends ganz verwildert, anzubauen; er hofft für die nächsten vier Jahre auf Steuererlaß, und so werden die 34 Schock⁴⁾, mit denen es nach der Schätzung von 1628 behaftet ist, caduc geschrieben. 1666 erklärt Martin Wilhelm, daß er wegen Armut noch nichts angebaut habe, die Felder seien sehr geringe, er könne kein Jahr die Brötung bauen. Gleichwohl wird die Hälfte der Steuerschock von 1628 als gangbar eingestellt. Dabei bleibt es 1671, wo das Gut dem Sohne Gregor W. übergeben worden ist, und auch 1682, wo als Besitzer Hans Wilhelm genannt wird. 1688 wird die Zahl der gangbaren Steuerschock auf 20 erhöht, und aus dem Steuer-

⁴⁾ Groschenschock. — Der „Befehl“ vom 16. Febr. 1661 ordnete an, „zu Beförderung der General-Revision der Steuerschock neu: Steuerregister und Anschläge nach gegenwärtigem Zustande“ anzulegen. Darin war anzugeben, wieviel von den alten Schocken des Anschlags von 1628 als gangbar bzw. als „würklich caduc“ anzusehen seien. Als caduc galten nur die Güter, die an Gebäuden ganz abgebrannt, abgerissen, eingegangen und unbewohnt waren und an Aekern, Wiesen, Gärten, Holzung, Trift usw. von niemand gebraucht wurden. Wenn von solchen Gütern aber etwas an „fructibus naturalibus“ genutzt wurde, sollte ein Gewisses an Steuern in Anschlag gebracht werden. (caduc = hinfällig.)

verzeichnis dieses Jahres erfahren wir, wie von allen übrigen Anwesen, auch die Größe des Gutes: $\frac{1}{2}$ Hufe Landes mit 12 Schffl Feld, 1 Schffl Wiesenwachs, 3 Schffl „ungewüchsig“ Holz. (Das erwähnte andere Wilhelmsche Gut — 1661, 66 u. 71; Martin W., 1682 u. 88; Gregor W. — gilt gleichfalls als halbe Hufe: 21 Schffl Feld, $2\frac{1}{2}$ Schffl sauer Wiesenwachs, 2 Schffl Holz; von dem Besitzer heißt es 1661: „bestellet drey theil, das vierte Theil liegt wüste; kann gleichgestalt wie andere Nachbarn, weil solches in ebenmäßiger verwüstung und Flohr liegt, nicht anbauen.“ (Es bi'dete mit den Feldstreifen der Nachbarn ein Flurstück, das nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft zu bestellen war.) Von den 24 am Gute haftenden Steuerschocken werden von 1661 bis 88 durchgehends 4 als caduc angesehen. — Merten Jeschleins Gut, aus dem Grune seit etwa 1643 seine Bezüge nicht erhalten konnte, erscheint im St.-Verz. von 1661 als „Martin Jeschen Brandstätt, welche eine geraume Zeit ganz öde und wüste gelegen“ (1688: 1 Hufe; 30 Schffl Feld in 3 Arten, 3 Schffl Wiesenwachs, 4 Schffl Holz). George Hartmann, vielleicht ein Sohn des von Grune genannten, hat um 1660 das Gut angenommen, die Felder sind ganz verwildert, an Gebäuden war weder Stacken noch Stab vorhanden. Hartmann, der noch ein andres Gut ($\frac{3}{4}$ Hufe) zur Hälfte bewirtschaftet, das sich von 1667 an im Besitz Lorenz Spreers findet, ist vorhabens, auf der Brandstätte ein Gebäude zu errichten und die Felder in etwas zum Stand zu bringen; er erwartet wie Martin Wilhelm Steuerbefreiung bis Lätare 1665; sämtliche 40 Steuerschock sind caduc; 1666 werden 20 gangbar; dabei bleibt es 1671 u. 82; 1688 wird die Kaduzität auf 5 Schock beschränkt.

Die Güter der übrigen Schuldner Grunes in Weißbach lassen sich nach dem St.-Verz. von 1661 zwar nicht mit Sicherheit bestimmen, doch darf man die folgenden Fälle daraufhin ansehen.

Um 1660 hat Hans Kretschmar Christoph Günthers Brandstätte (1 Hufe; 30 Schffl Feld in 3 Arten, 2 Schffl Wiesenwachs, $2\frac{1}{2}$ Schffl Holz) ganz öde und wüste angenommen; es hat nicht ein Stacken darauf gestanden. Kretschmar ist willens, ein Gebäud: darauf zu bringen; der „arme Einkäufer“ erhofft Befreiung von der Landsteuer bis Lätare 1665. Sämtliche 35 Steuerschock sind caduc; 1666, wo noch 3 Schffl Feld wüste liegt, werden 25 gangbar, und diese Zahl steigt 1688 auf 28. — Adam Winklers Brandstätte (1 Hufe; 27 Schffl Feld in 3 Arten, 4 Schffl Wiesenwachs, $5\frac{1}{2}$ Schffl Holz; 40 volle Schock v. 1628) hat um 1653 Peter Spreer erkauf: er hat bisher — bis 1661 — etwa die Hälfte des Feldes bebauen können; „das übrige kann er ebenermaßen weil es in dem gleichen Flohr wie andere liegt, nicht in Bestellung bringen“. (Also auch eine Folge des Flurwangs bei der Dreifelderwirtschaft; Feld „in drei Arten“) Die Zahl der Steuerschock wird 1661 auf 26 festgesetzt; dabei bleibt es auch 1682 unter dem Besiznachfolger Hans Hoffmann; 1688 wird sie auf 30 erhöht. — 1652 oder 53 hat auch Martin Date ein wüstes Gut ($\frac{1}{2}$ Hufe; 21 Schffl Feld, 2 Schffl Wiesenwachs, 3 Schffl Holz; 30 St.-Sch. v. 1628) erkauf: es aber bis 1661 nur bis zum vierten Teil bebaun können; 1666 u. 71 liegt „der dritte Theil feldes wüste“; auch hat der Besitzer wie viele andere über großen Wildschaden zu klagen. Es werden bis 1688 durchgehend 8 Schock als caduc angesehen. —

Von den Häusern in Weißbach, die 1647 dem Schulmeister Grune schuldig waren, das eine schon 10 Jahre lang, wird ebendieses. Martin Müllers Haus, von 1661 bis 82 als „wüste“ und „ganz wüste“ aufgeführt, und da es auch 1688 noch „ein ganz wüstes Häußgen oder Haustädt“ ist, müssen die 3 Schock von 1628 wiederum als caduc gelten. Dagegen findet sich „Christoph Petolds wüstes Flecklein“ — bei Grune „Doffel bezeldts haus“ — später von Christoph Franke „meistens“ (1666) b:w. „in etwas“ (1671) angebaut.

Und ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm wie in Weißbach, lag'n die Verhältnisse in anderen Dörfern des Königsfelder Gerichtsbezirks. Zwar berichtet das Steuerverzeichnis v. 1661 bei Königsfeld selbst von keinem wüsten Gute, aber auch hier ist die Zahl der gangbaren Steuerschock gegen 1628 beträchtlich gesunken: von insgesamt 314 auf 228⁵⁾; denn wie anderwärts haben auch hier nur wenige Bauern alles Ackerland unter dem Pfluge, und w:ri Häuser liegen wüste und sind gerichtlich übergeben werden. — In Doberenz hat 1655 Peter Dathe ein Gut öde und wüste erkauf: und Caspar Heyer hat 1655 ebenfalls ein solches

⁵⁾ In Weißbach von 441 auf 245, in Stollsdorf von 376 auf 219, im ganzen Gebiet des Königsfelder Gerichts (Königsfeld, Weißbach, Doberenz, Weiditz, Köttwitzsch, Stollsdorf, Frauendorf, Delitzsch, Teile v. Rogwitz u. einige weitere „auswärtige Stücke“) von 3217 $\frac{1}{2}$ auf 2349; bei 16 Pf. Jahresbetrag der Landsteuer betrug demnach der Steuerausfall 48 Taler 6 Gr.

ganz wüste ohne einzige Gebäude angenommen. Toffel Geißler haust auf einem Hinterfähgütlein ($\frac{3}{8}$ Hufe; sein $\frac{3}{4}$ -Hufenquart ist beim Durchzug kaiserlicher Truppen — „beim Keyserlichen March“ — weggebrannt; er ist 1661 zur Anbauung der Gebäude — Wohnhaus, Scheune, Ställe — ernstlich ermahnt worden, aber auch 1666 hat der Sohn Barthel Geißler „wegen der Gaben“ (Abgaben?) noch nicht zum Bauen kommen können. In Stollsdorf hat Peter Müller 1655 Martin Ischilles Gut ($\frac{1}{2}$ Hufe; 15 Schffl Feld, 1 Schffl sauer Wiesenwachs, 1 Schffl ungewuchsig Holz; 20 Schock v. 1628) ganz öde und wüste angenommen, da wider Sieden noch Stab darauf gebauet gewesen, und Andreas Mede hat sich 1661 als Käufer für Barthol Mazens Gut angemeldet, das über 20 Jahr ganz öde und wüste gelegen hat ($\frac{3}{4}$ Hufe; 16 Schffl Feld, $\frac{3}{4}$ Schffl Wiesenwachs, 1 Schffl Holz; 40 Schock). Der Zimmermann Peter Müller will 1661 Andreas Ellmars Gut übernehmen, das 17 Jahre wüste gelegen hat; bei Peter Stein, der 1655 Adam Winklers Gut ebenfalls ganz öde und wüste angenommen hat, ist 1661 nur eine Hütte vorhanden, darinnen er sich mit großer Not erhalten kann; er hat weder Scheune noch Ställe und ist nicht so viel vermögend, nur ein Ställchen zu bauen; er hat sich darum 1660 ganz vom Gute machen wollen. Zwei Häusleranwesen — Martin Schönberg und Hans Wermann, mit 6 und 3 Schock behaftet — werden von 1661 bis 88 als wüste geführt; ein dritter Fleck — Martin Thieme — ist erst 1688 wieder mit einem Häuschen bebaut und 2 von den daran haftenden 4 Schock sind dadurch wieder gangbar geworden. — In Frauendorf hat Martin Kurth etwa 1652 ein Gut (1 Hufe; 18 Schffl Feld, $2\frac{1}{2}$ Schffl Wiese, 2 Schffl Holz; 35 Steuerschock) ganz wüste angenommen. Ob Hans Wilhelms Brandstätte, die auch 1652 noch vorhanden ist, aus den Kriegsjahren stammt, bleibt ungewiß; vielleicht ist der Hof 1656 zugleich mit den Gütern Hans Lerches und Nicol Kurths abgebrannt. Aber Maz Willens Brandstätte ist 1661 schon „so viel lange Jahre hero öde und wüste gelegen“. Der Pfarrer Herr Johann Büchner nimmt in diesem Jahre das $\frac{1}{2}$ -Hufenquart an in der Erwartung, daß ihm bis 1665 Steuerfreiheit gewährt wird. 1666 liegt von den $7\frac{1}{2}$ Schffl Feld noch der

größere Teil wüste (6 Sch. caduc), und erst 1688 werden unter einem neuen Besitzer (Martin Kurth) alle daran haftenden 12 Schock gangbar. Auch Hans Liebing hat ein wüstes Gut (1 Hufe; 21 Schffl Feld in 3 Arten, 3 Schffl Wiese, 2 Schffl Holz; 35 Schock) angenommen; 1661 ist eine Scheune aufgebaut; er hat aber kein Wohnhaus und muß sich im Pferdestall aufhalten, „hat genug sam zu versteuern mit 25 Schock“.

Genug der Beispiele. Sie würden sich durch weitere Einzelfälle aus andern Patrimonialgerichten sowie den Aemtern des Kurfürstentums ins Zahllose vermehren lassen. Freilich mögen die Bauern, da es sich um Einschätzung zur Steuer handelte, bei der Schilderung ihrer mislichen Lage häufig genug grau in grau gemalt haben, und die Schöffer der genannten Gerichte waren jedenfalls geneigt, bei der Entscheidung über Gangbarkeit oder Caduzität der Steuerschock mehr die Belange der Gerichtsherren als die des Staates zu vertreten. Gleichwohl war nach dem Friedensschluß von 1648 noch jahrzehntelang des Elends mehr als genug vorhanden, und die wüsten Güter gaben bis ins nächste Jahrhundert hinein immer wieder Anlaß zu kurfürstlichen Verordnungen.

Ein „Befehl“ vom 25. Juli 1649 weist darauf hin, daß bei den Kriegsdrangsalen und den dabei entstandenen großen „Beschwerungen“, das heißt Steuerlasten, den verschiedenen Contributions- und andern Anlagen, zum Teil auch wegen erlittener Brandschäden und Ausplünderung viele Einwohner in Städten und auf dem Lande ihre Häuser und Güter verlassen und sich mit den Ibrigen an andere Orte gewendet haben, unterdes nicht allein die Häuser und Güter ruinert, eingegangen und verderbet, die Acker verwildert und ganz caduc und wüste geworden, sondern auch die davon schuldigen Gefälle zurückgelassen und in Abnehmen geraten sind. Ein „Mandat“ vom 4. Oktober 1650 spricht aus, wie es die höchste Notdurft erfordert, daß das Land mit Untertanen wieder besetzt, die Häuser und Güter angebaut und bewohnt, der Ackerbau bestellt und alles in vorigen guten Stand gesetzt werden möge. Und was Heinrich von Ende aus dem Inhalt der ihm wegen der wüsten Güter zugegangenen „Befehle“ mitteilt, lehrt auch in der „Resolution“ vom 19. November 1659 wieder.



Unterricht im Hufbeschlag und in der Hufpflege in der Schulschmiede.

(Zu „Drei Briefe eines Schülers der Sächsischen Landes-Fahr- und Reitschule zu Leisnig an seine Eltern“, Seite 58—60.)



Fahren mit dem Dogcart. (Zu „Drei Briefe eines Schülers der Sächsischen Landes-Fahr- und Reiterschule zu Leisnig an seine Eltern“, Seite 58—60.)

Danach soll, wer ein wüstes Gut, ein Haus oder einen Garten annehmen will, aufs Amt beschieden werden und man soll versuchen, „anstatt des Kaufgeldes etwas Leidliches zu erheben“. Aus der einen Hälfte der Einnahme sind die Ansprüche der Kirchen- und Schuldiener und anderer bevorrechtigter Gläubiger zu befriedigen, die andere kommt anstatt der Gefälle dem Amt zu. Wenn kein Kaufpreis zu erzielen ist, soll das Grundstück dem, der sich dazu meldet, ohne Entgelt erb- und eigentümlich zugeschlagen werden; etwaige Erben oder Gläubiger haben binnen gedoppelter sächsischer Frist, also innerhalb zweimal 45 Tagen, gerichtlich zu erklären, ob sie gewillt sind, das Haus oder Gut selbst zu bestellen. Später erhobene Ansprüche sind unwirksam. Alle aufgewachsenen und rückständigen Geld- und Getreidezinsen, Steuern usw. sind abzuschreiben und den neuen Besitzern, sie mögen Erben, Gläubiger oder Fremde sein, durch einen darüber ausgestellten Amtsschein zu erlassen. Die

Annehmer sollen auf drei Jahre von allen Diensten, Zinsen, Frohnen, Subren, Steuern, Contributionen, Geld- und anderen Anlagen, außer was Kirchen und Schulen betrifft — was aber auf ein Erträgliches vom Amt zu ermäßigen ist — befreit bleiben, vorausgesetzt, daß sie wirklich wieder anbauen, das Feld bestellen und die Häuser und Güter wieder in Stand zu bringen sich bemühen. — Daß aber die angeordneten Maßnahmen auch im Verlauf eines halben Jahrhunderts nicht einmal die augenfälligsten Schäden ganz behoben hatten, beweist die Verordnung vom 21. August 1702. Nach ihr soll, wer ein vom vorigen Deutschen Kriege her wüst gelegenes Haus oder Gut von roher Wurzel auf- und ausbaut, von der Land- und Pfennigsteuer auf zehn und „in Cuatembern“ auf drei Jahre befreit werden, und wenn das Grundstück mit Steuer-schoden dermaßen überlegt ist, daß es deshalb bisher niemand annehmen wollte, so soll eine dauernde Ermäßigung eintreten.



Der Jugendliche erwartet vom Leben immer neue Erfüllungen, der Alternde neue Aufgaben.

Glück des Jünglings: Sehnen, Hoffen, Planen.

Glück des Mannes: Gestalten, Erfüllen.

Glück des Greises: Rückschauend erkennen, wunschlos schauen, leidenschaftslos ahnen.



Beim Voltigieren.

Drei Briefe eines Schülers der Sächsischen Landes-Fahr- und Reitschule zu Leisnig an seine Eltern.

I.

Liebe Eltern!

Ich bin jetzt glücklich in Leisnig eingewöhnt. Heute vor einer Woche kam ich gegen 10 Uhr unten am Bahnhof an. Ich fuhr mit dem Omnibus bis hinauf vor die Schule. Sie ist in der kurz vor dem Kriege erbauten Friedrich-August-Kaserne, und zwar in den Räumen einer Maschinengewehr-Kompanie untergebracht. Der Schule stehen an Räumen der große Pferdestall, ein weitläufiger Schuppen, die Reithalle, die Schmiede und ein Stockwerk eines Wohngebäudes, wo die Wohn- und Verwaltungsräume untergebracht sind, zur Verfügung. Dortbin ging ich und stellte meinen Koffer in der Kantine bei Frau Lungwitz ab, die ihn betreute und mir den Weg zum Geschäftszimmer zeigte. Dasselbst meldete ich mich bei Herrn Direktor Koch und wurde von ihm in die Schule aufgenommen. Er führte mich in den Schlaffaal. Dort wurde mir ein Bett und ein Schrank zugewiesen. Inzwischen war es $\frac{1}{2}$ 12 Uhr geworden. Ich ging hinunter in den Stall, wo das Füttern schon im Gange war. Auf der Stallgasse sah ich den Fahrlehrer, Herrn Braun, der die Aufsicht hatte. Ich stellte mich ihm vor, und er führte mich zu meinen neuen Kameraden. Es waren schon fünf Schüler eingetroffen. Um 12 Uhr aßen wir oben unser Mittagbrot. Der Nachmittag war dienstfrei. Ich packte meine Sachen aus, überzog mein Bett und ließ mir dann durch meine Kameraden alle Räume der Schule, Ställe, Reithalle usw. zeigen. Nach dem Kaffee ging ich in die Stadt. Zuerst war ich beim Schneider, der Maß für meine Uniformjackete nahm. Dann kaufte ich mir die Schülmütze und den Putzsack, der alles enthält, was wir zur Pflege von Pferd und Reitzeug brauchen. Abends wurden die Pferde getränkt und gefüttert. Dabei machte ich zum ersten Male mit. Im Laufe der folgenden Tage kamen noch weitere Schüler hier an, so daß wir jetzt im ganzen 18 sind. Am zweiten Tage ging der normale Dienst los, 5.30 Uhr wurden wir geweckt. Unten im Stall wird gleich gefüttert und geputzt. Von 7—8 Uhr ist Freizeit, zum Waschen, Umziehen, Bettenmachen

und Kaffeetrinken. Pünktlich um 8 Uhr versammelt sich alles im Stall. Wir gehen dann in die Reitbahn. Dort werden verschiedene Freiübungen, die dem Körper die beim Reiten nötigen Bewegungen geläufig machen, geturnt, und dann wird am galoppierenden Pferde voltigiert. (Darunter versteht man die Fähigkeit, sich auf ein an der Longe galoppierendes Pferd aufzuschwingen.) Das ist am Anfang ziemlich sauer, macht aber viel Freude. Dann wird wieder im Stall angetreten. Der Direktor, der uns Reitunterricht gibt, sagt jedem den Namen des Pferdes, welches er zu satteln hat, und dann beginnt in der Halle der Reitunterricht. Wir reiten alle auf Trense und ohne Bügel. Es fing mit einer Reitzzeit von 20 Minuten an, und jeden Tag dauert es ein wenig länger. Trotz dieser Vorsicht wird allen in der ersten Zeit das Sitzen auf Stühlen ziemlich schwer, und für jeden kommt einmal der Tag, an dem er sich wund reitet. Nach dem Reiten werden die Pferde sorgfältig trocken gewischt. Dann beginnt das Putzen der Reitzeuge. Jeder von uns hat eine Eisentrense und steigbügel bekommen, die er blank zu putzen hat und für deren Zustand er verantwortlich ist. Die Sachen werden mit Sand und Wasser geputzt, mit Sägespänen trocken gerieben und dann mit dem Putzlappen blank poliert. Nach dem Putzen werden die Pferde versorgt und dann ist Mittagspause. Die Kantinewirtin, „Mutter Lungwitz“, wie wir sie nennen, sorgt für ein sehr gutes und kräftiges Essen, dem wir alle begierig zusprechen. Punkt 2 Uhr geht der Dienst weiter. Wir haben Fahrunterricht bei Herrn Braun. Wir lernen das Fahren teils im geschlossenen Raume am Adenbachschen Fahrlehrgerät, das sehr praktisch und zweckerfüllend ist, teils draußen auf dem Platz mit Pferd und Wagen. In denselben Stunden werden wir über die Wagen- und Anspannungsarten unterrichtet. Von 4—5 Uhr ist Kaffeepause. Danach haben wir irgendwelchen theoretischen Unterricht. Was uns da alles geboten wird, werde ich Euch im nächsten Brief mitteilen. Um 7 Uhr, nachdem die Pferde gefüttert sind, ist Dienstsluß. Oben wird gegessen und um 10 Uhr gehen alle, die nicht aus irgendeinem Grunde Nachtzeichen haben, zu Bett. Seit den ersten Tagen haben wir eine Stallwache. Sie läuft

von Mittag zu Mittag. Der Betreffende muß seine Freizeit bei den Pferden verbringen und hat in der Nacht auf der Pritsche im Stall zu schlafen. Früh muß er uns wecken. Daß man es verschläft, ist nicht zu befürchten, da die Pferde von 8 Uhr an so viel Lärm machen, daß an Schlafen nicht mehr zu denken ist. Meine erste Stalwache ist ohne jeden Zwischenfall verlaufen. In nächster Zeit dürfen wir an einem Ausritt des Leisniger Reitvereins teilnehmen. Bitte grüßt alle zu Hause.

Euer Sohn.

II.

Liebe Eltern!

Gestern, Montag, durften wir an einem Ausritt des hiesigen Reitvereins teilnehmen. Alle Schüler und eine Anzahl Leisniger, die im Reitverein sind, — wir nennen sie im jugendlichen Uebermute „Sonntagsreiter“ — waren mit, so daß etwa 25 bis 30 Pferde unterwegs waren. Unser Weg führte uns in die Gegend von Klosterbuch und Westewitz. Es war ein herrlicher Sonntag, und unsere Reiterchar muß einen sehr guten Eindruck gemacht haben. Wir fühlen uns, nachdem wir das erste von dem hohen, harten Kragen verursachte Unbehagen überwunden haben, in den hübschen Uniformen sehr wohl. Den Rückweg benutzte ich mit einigen anderen dazu, die Pferdezucht des Herrn Krause in Clennen, der ein sehr tätiger Freund und Förderer der Fahr- und Reitschule ist, zu besuchen. Herr Krause zeigte uns seine Pferde und erläuterte uns seine Zuchtmethode. Außer der Zucht beschäftigt er sich auch sehr eifrig mit der Fahrkunst und besucht Ausstellungen und Pferdeschauen, von denen er viele Preise und Anerkennungen mit heimgebracht hat.

In Leisnig geht alles seinen Gang weiter. Im Reiten sind wir tüchtig vorwärtgekommen. Wir haben bereits angefangen, über ein Hindernis zu springen, und wir dürfen auch schon mit Sporen reiten, außer dem einen, der als Schüler Nummer 19 erst in der letzten Woche gekommen ist. Bügel dürfen wir nur gebrauchen, wenn wir uns bei Ausritten und dergleichen außerhalb der Reithalle befinden. Jeden Donnerstag fällt das Reiten aus, und es findet ein Pferdeappell statt. Jeder muß die Pferde, die er zu pflegen und zu putzen hat, vorführen und muß zeigen, daß sie wirklich sauber sind und daß der Pfleger seine Pflicht getan hat. Auch der theoretische Unterricht geht weiter. Der Tierarzt unterrichtet uns über die häufigsten Krankheiten des Pferdes und zeigt, wie wir uns bei Unfällen zu verhalten haben. Der Schmied gibt uns Unterweisung in der Hufpflege, und wir müssen ihm helfen, wenn er unsere Schulpferde beschlägt. Von der Leipziger Universität kommt öfters Herr Professor Dr. Holldack zu uns nach Leisnig, um Landmaschinenkunde mit uns zu treiben. Er erklärt jede Maschine und ihre Teile und gibt die zu ihrer Pflege nötigen Winke. Selbstverständlich werden wir auch in Pferdezucht und in der Anatomie des Pferdes unterrichtet. In der nächsten Zeit

wird hier noch ein Kursus für Studenten anfangen. Es wird ihnen in ganz kurzer Zeit das Reiten so weit beigebracht, daß sie einen guten Grundstock von reiterlichem Können haben und es ihnen möglich ist, sich dann selbst durch Uebung weiterzubilden. Recht herzliche Grüße!

Euer Sohn.

III.

Liebe Eltern!

In der vorigen Woche war hier in Leisnig eine Hengstkörung. Sie fand in unserer Reithalle statt. Wir mußten unsere Pferde in einen Behelfstall ziehen, und die Hengste wurden in unserem Stall untergebracht. Am nächsten Vormittag wurden die Hengste einzeln der Körkommission vorgeführt und von ihr bewertet. Anschließend durften wir den Gästen unsere Kunst vorführen. Nachmittags wurde im „Löwen“ ein Vortrag über die Pferdezucht gehalten, dem wir beiwohnten. Sonst ist nicht viel passiert. Wir reiten jetzt auch in der Reithalle häufig mit Bügel und auf Jäumung. Seit zehn Tagen sind sechs Studenten hier, die das Reiten in ganz kurzer Zeit lernen sollen. Sie sind sehr eifrig bei der Sache und haben sich alle recht wund geritten. Im Fahrunterricht beschäftigen wir uns jetzt viel mit der Anspannung und dem Fahren von mehrspännigen Fahrzeugen, also Drei- und Vierspännern. Vorgestern konnten wir uns ansehen, wie der Tierarzt an einem Pferd eine ziemlich schwierige Halsoperation und an einem anderen eine Hufoperation vornahm. Die betreffenden Tiere wurden in den Operationsstand eingespannt. Das war ziemlich schwierig, denn die Pferde zeigten großes Mißtrauen gegen den Zwangsstand mit seinen Keilen und Riemen. Sie mußten mit Gewalt hineingezwängt werden. Die Operation selbst ließen sie ziemlich ruhig geschehen.

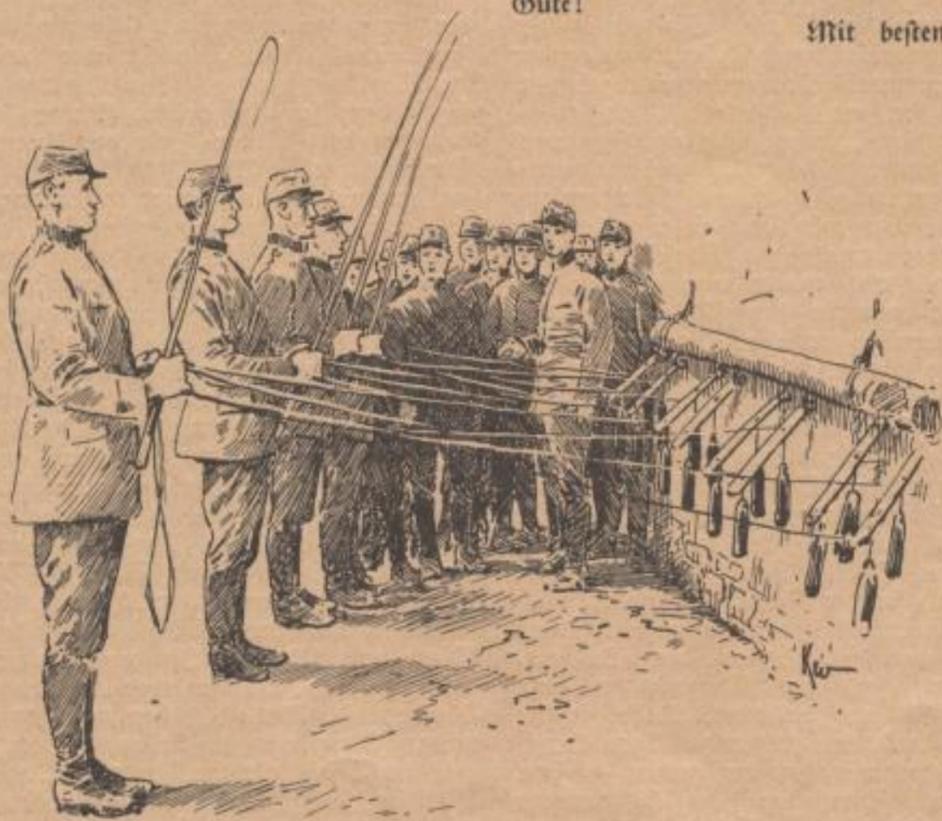
Heute in zwei Wochen findet unsere Abschlußprüfung statt. Ich hoffe, daß Ihr dazu bei nach Leisnig kommt. Wir führen alles, was wir hier gelernt haben, vor. Zuerst die Freiübungen und das Voltigieren. Dann kommt der Unterricht in den verschiedenen Lehrgebieten. Danach wird gefahren und geritten. Am Ende werden wir eine Quadrille vorführen, für die wir jetzt schon üben. Die Prüfung beginnt um 1 Uhr und dauert bis 5 Uhr. Ihr könnt sie also besuchen, ohne eine Nacht von zu Hause wegbleiben zu müssen. Am Tage darauf werden wir zu einem mehrtägigen Ritt aufbrechen. Wir besuchen verschiedene Dörfer, in denen die Eltern von jetzigen oder ehemaligen Schülern wohnen, bei denen wir und unsere Pferde einquartiert werden. Es ist nicht unmöglich, daß wir auch zu Euch kommen. Ihr könnt ja die Pferde in der Scheune und die Schüler auf dem Heuboden gut unterbringen. Der Weg wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Ich werde Euch dann sofort das Nötige mitteilen.

Ich hoffe also, Euch zunächst zur Prüfung hier wiederzusehen!

Danach wird das Viertelsjahr, das ich mit zur schönsten Zeit meines Lebens rechnen werde, vorbei sein. Ich verdanke es Eurer Güte!

Mit besten Grüßen

Euer Sohn.



Unterricht am Achenbachschen Fahrlehrgerät. (Zu vorstehendem Aufsatz.)



Rittergut Medingen. (Zum Aufsätze: „Ueber die Mehnerts usw.“, Seite 62—65.)

„Der Mond hat einen Hof“.

Von Wilhelm Naegler in Dresden.

Wenn der Himmel mit dünnen Wolken bedeckt ist, sieht man zuweilen die Sonne, den Mond, mitunter auch die Fixsterne der ersteren Größe von einem hellen Ring umgeben, an dem öfters die Regenbogenfarben vorkommen, wobei dann das Rot den äußeren Rand bildet. Der Durchmesser des Ringes ist veränderlich, beträgt aber jedesmal nur wenige Grade, so daß der Ring stets sehr nahe bei dem Gestirn erscheint. Auch seine Lebhaftigkeit ist nicht immer gleich groß, zuweilen sind nur einzelne Stücke von diesem Ring zu sehen. Diese Erscheinung wird Hof genannt. Man sieht sie häufiger beim Mond als bei der Sonne, jedoch nur deshalb, weil das Sonnenlicht das Auge zu sehr blendet. Bedient man sich aber eines geschwärzten Glases, so überzeugt man sich bald, daß dieses Gestirn ebenso häufig von einem Hof umgeben erscheint als der Mond.

Das Zustandekommen der Höfe oder kleinen Ringe wird der Beugung der Lichtstrahlen in den Rändern der kleinen Wasserflügeln von Wolken zugeschrieben. Größere Ringe, auch Halo genannt, erscheinen vorzugsweise mit 22 Grad oder auch mit 40 Grad Radius und werden auf Brechung und Spiegelung des Lichts in den feinen Eiskristallen von Cirruswolken zurückgeführt, ebenso die über und neben den Ringen zuweilen sichtbaren Lichtstreifen, Nebensonnen und Nebenmonde.

Bei anhaltend heiterer Witterung, die nur eine Folge von großer Trockenheit in der Atmosphäre ist, können die Wasserflügeln nur äußerst klein sein, weshalb die zu dieser Zeit sichtbaren Höfe am größten sind. Wird aber die Luft sehr feucht, so werden die Wasserflügeln größer, weshalb der Durchmesser des Hofes kleiner erscheint. Er kann bei starker Vergrößerung der Wasserflügeln so sehr verkleinert werden, daß er wohl noch um die Fixsterne, aber nicht mehr um die stark leuch-

tenden größeren Himmelskörper gesehen werden kann. Einmal aus dem Grunde, weil er gar zu nahe an sie zu liegen kommt und in dieser Nähe sein Licht gegen das viel intensivere des leuchtenden Körpers verschwindet, dann, weil eigentlich ein jeder Punkt des leuchtenden Körpers ein Ringsystem erzeugt, deren jedes an andere Stellen der Atmosphäre fällt, aber gewöhnlich so, daß sich Farben verschiedener Art nur teilweise decken. Sind jedoch die Höfe von kleinen Durchmessern, so werden mehrere Farben an dieselbe Stelle fallen und sich gegenseitig schwächen.

Kleine Höfe zeigen also die Vergrößerung der Wasserflügeln, mithin schlechtes Wetter an. Größere Ringe erscheinen am häufigsten im Winter und in den Polargegenden, doch sind sie wohl auch in den wärmeren Jahreszeiten und in südlichen Gegenden wahrzunehmen, aber gewöhnlich zu der Zeit, wo die aus Eisnadeln bestehenden Cirruswolken schweben. Da bei diesem Zustand der Atmosphäre sich gewöhnlich Stürme, Gewitter, Hagel- schläge einzustellen pflegen, so wird es begreiflich, wie die Höfe von jeher als Vorboten einer solchen Witterung angesehen werden konnten. Man kann beinahe behaupten, daß allen Gewittern, bei denen ein allmählicher Uebergang vom heiteren Himmel bis zur dichten Bewölkung zu verfolgen ist, ein Hof vorausgeht.

Nach Sellmann zeigen alle Lichterscheinungen, die unter dem Namen Höfe zusammengefaßt werden, in bezug auf ihre Häufigkeit eine ausgesprochene jährliche Periode, und zwar sind die von der Sonne erzeugten am häufigsten im späten Frühjahr (April bis Juni) und am seltensten im Winter (Dezember und Januar), während die vom Monde bewirkten zur Zeit des höchsten Sonnenstandes am seltensten und im Winterhalbjahr am häufigsten vorkommen.

✱



Rittergut Klosterlein bei Aue, nach einem Stahlstich aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. (Zu folgendem Aufsätze.)

Ueber die Mehnerts, Rittergut Klosterlein, Rittergut Medingen und Erbgericht Krögis.

Es gibt in unserem Sachsen Landwirtsfamilien, deren Namen einen guten Klang haben und allenthalben bekannt sind. Sie gaben im Verlaufe des letzten Jahrhunderts ihrem Berufsstande wiederholt und fast in jeder Generation hervorragende Persönlichkeiten, die nicht so leicht vergessen werden und geradezu der Geschichte der sächsischen Landwirtschaft und darüber hinaus des Landes überhaupt angehören. Zu diesen Familien gehören auch die Mehnerts, ein schon 1580 urkundlich erwähntes, im Meißner Hochlande angeheimes Bauerngeschlecht.

Der Urgroßvater der jüngsten Generation dieser Familie ist der Bauer Johann Karl Gottbelf Mehnert in Lichtenberg in der jetzigen Amtshauptmannschaft Döbeln, einem Orte, der 1847 mit Grünberg zu Grünlichtenberg in Namen und Verwaltung vereinigt wurde. Geboren 1780, bewirtschaftete er das von seinen Großeltern Merkel ererbte Gut Nummer 27. 1800 verheiratete er sich mit Christine Friederike Zwinzscher, der einzigen Tochter des Bauern Johann Christoph Zwinzscher in Grünberg, und starb 1807 auf seinem Gut in Grünlichtenberg.

Ein Sohn dieses Bauern ist 1811 in Grünberg geboren und hat fast dieselben Vornamen bekommen wie sein Vater, heißt also wieder Johann Karl Gottbelf Mehnert. In häuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, beherrschte Mehnert in seiner Jugend der Drang, sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen. Durch Fleiß, Eifer und Sparsamkeit verschaffte er sich die Mittel zum Studium der Landwirtschaft in Leipzig. Um seinen Gesichtskreis zu erweitern, bereiste er deutsche und außerdeutsche Länder. Später war er als von der sächsischen Regierung ernannter Spezial-Ablösungs-Kommissar tätig.

Als solcher hatte er bis in die sechziger Jahre hinein die wichtige Aufgabe, bei Durchführung der Gesetze über Ablösung und Gemeinbeteiligung vom 17. März 1832 mit zu helfen. Es handelte sich bekanntlich hierbei hauptsächlich um Ablösung von Fronen, Diensten und sonstigen Leistungen, wie auch um Gemeinbeteiligungen und damit verbundene Zusammenlegungen.

Nachdem er Anfang der vierziger Jahre das ihm gehörige Bauerngut Nr. 9 in Grünberg bewirtschaftet hatte, erwarb er 1840 das Rittergut Klosterlein bei Aue i. Erzgeb. Neben dessen Bewirtschaftung richtete seine Tätigkeit sich vornehmlich auf den Ausbau des damals entstehenden landwirtschaftlichen Vereinswesens.

Fast 25 Jahre war er Vorsitzender des Landwirtschaftlichen Kreisvereins für das Erzgebirge zu Chemnitz. Der II. Kammer des Sächsischen Landtags und dem Landeskulturtrat gehörte er viele Jahre lang an. Sein Hauptverdienst aber um die sächsische Landwirtschaft erwarb er sich durch die Gründung des Landwirtschaftlichen Kreditvereins Sachsen im Jahre 1866. Von den Vorurteilen, mit denen er dabei zu kämpfen und den Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, kann man sich heute keine Vorstellung mehr machen. Mit seinem klaren Blick und sicheren Urteil, gepaart mit eiserner Willenskraft und einer nur Wenigen eigenen Arbeitslust und Arbeitsausdauer, erreichte er aber doch das Ziel, das er sich gesteckt hatte, und führte seine Ideen durch.

Er blieb der Leiter des Instituts bis zu seinem Tode am 27. September 1885 in Dresden.

Wer Näheres über diese seine ureigene, segensreiche Schöpfung erfahren will, der lese die vom Direktor Dr. Ritthausen bearbeitete und reich bebilderte Denkschrift zum 50 jährigen Bestehen genannten Instituts (Dresden 1916).

Die Gelegenheit ist passend, hier etwas vom Rittergute Klosterlein zu erzählen, zumal es bis zu gewissem Grade auch bereits der Geschichte angehört, wenigstens als selbständiger Landwirtschaftsbetrieb. Es ist jetzt rings von Stadthäusern, Werkstätten und Fabriken umgeben, längst in Aue eingemeindet und schon vor 20 Jahren zeichnete eine „Blechbearbeitungsmaschinenfabrik und Eisengießerei“ als Eigentümerin. Einst war der Besitz ein Kloster der Augustiner, gegründet von Otto dem Reichen († 1190) und seinem Bruder Dedo dem Feisten, Grafen von Rochlitz, dem das kunstgeschichtlich hochberühmte, steinerne Grabmal in der Schloßkirche von Wechselburg gesetzt ist. Das neue Kloster am Schwarzwasser droben im Gebirge wurde zur Unterscheidung von dem 10 Jahre früher errichteten Kloster Zelle bei Tossen Neuzelle (Neuenzelle) benannt. Von hier aus vollzog sich durch Klosterbrüder die Gründung der Stadt Aue.

Die tschechischen Hussiten, denen Sachsen manche „Wüste Mark“ zu Schuld zu setzen hat, zerstörten das Kloster 1429 gänzlich. Während der Reformation wurde es säkularisiert und zum Rittergut gemacht. Soweit man nachkommen kann, wird als Erster ein Anton Kelner damit belehnt. Nach ihm kam es an einen Hans Biener, der zugleich mit dem Kohlenbergbau in der Planitzer Gegend



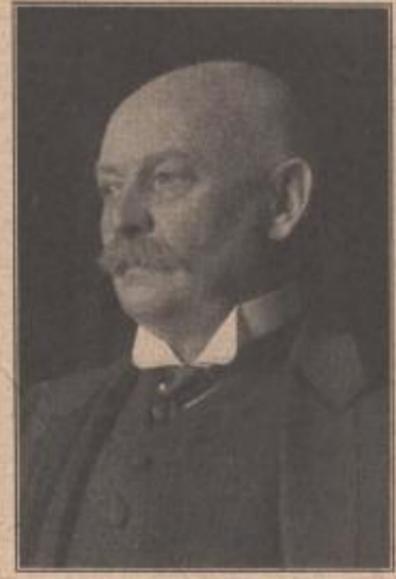
Maximilian Mehnert
geb. 1861



Johann Karl Gottbelf
Mehnert (Vater)
geb. 1786



Johann Karl Gottbelf
Mehnert (Sohn)
geb. 1811



Paul Mehnert
geb. 1852

belebt und erster Münzmeister in Dresden war. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Besitzer ein Herr Eleazar Schleber von Nimke. Alsdann ging es über an Die von Schönburg-Hartenstein, die es 1681 an Die von Wolfersdorf abtraten. Im 18. Jahrhundert kam das Gut an das Geschlecht Derer von Brandenstein, die es, wie erwähnt, 1846 an Mehnert verkauften. Im fünf-bändigen „Album der Schlösser und Rittergüter im Königreiche Sachsen“, erschienen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wird der Besitz wie folgt geschildert: „Das Rittergut ist mittlerer Stärke, hat aber ausgezeichnet schöne, seit dem Jahre 1816 neuauf-geführte, mit Blitgbleitern versehene Gebäude, welche vom Auischen Berge herab eine herrliche Ansicht gewähren. Das große, zierliche Herrenhaus trägt ein Türmchen mit einer Schlaguhr. (Bemerkung: Das ist ein Irrtum! Das Uhrtürmchen befindet sich auf einem Wirtschaftsgebäude.) Das Gut hat Schäferei, Fischerei im Fluß und in mehreren kleinen Teichen. Mit dem Rittergute Klosterlein hängt das eine halbe Stunde lang sich ausdehnende Dorf Zelle zusammen. Dieses Zelle zeichnet sich dadurch vorzüglich aus, daß das weibliche Geschlecht dieses Dorfes fast durchgängig schön zu nennen ist. Unter dem Zeller Hammer steht die kleine Kirche von Klosterlein. In dieser Kirche lagen die vielen Präbste des Klosters von 1173 bis 1833 begraben.“

In diesem, durch eine Jahrhunderte alte Geschichte gekennzeich- neten Gute Klosterlein wurde dem neuen Besitzer Mehnert von seiner Gemahlin Ernestine Friederike, der Tochter des Tuchfabrikanten J a c h e r in Werdau, am 7. Mai 1852 der erste Sohn geschenkt. Er erhielt den Namen Paul. Was dieser Paul Mehnert der sächsischen Landwirtschaft und dem sächsischen Staate überhaupt geworden ist, darüber hat Dr. Schöne im 1. und 2. Jahrgang des Kalenders berichtet. Immerhin seien die Hauptdaten aus dem Leben dieses außergewöhnlichen Mannes in diesem Zusammenhange nochmals hier erwähnt. Karl Paul Mehnert, Dr. jur. et med. h. c., Kgl. Sächs. Wiell. Geheimer Rat, Erzellenz, studierte nach Besuch des Vigtsumschen Gymnasiums zu Dresden an den Universitäten Leipzig und Bonn die Rechte. Er diente als Einjährig-Freiwilliger und dann als Reserveoffizier im 1. (Kgl. Sächs.) Husaren-Regiment „König Albert“ Nr. 18. Im juristischen Vorbereitungsdienst bei den Amtsgerichten Schandau und Dresden tätig, übte er nach bestand- nem Assessoreramen lange Jahre die Rechtsanwaltspraxis in Dres- den aus. 1885 wurde er nach dem Tode seines Vaters Vorsitzender des Direktoriums des Landwirtschaftlichen Kreditvereins Sachsen und Mitglied der II. sächsischen Kammer. 1890 bis 1893 war er Mitglied des Reichstags. 1899 bis 1909 war er Präsident der II. Kammer. 1909 bis 1918 war er Mitglied der I. Kammer, seit 1903 Vizepräsident des deutschen Landwirtschaftsrates, im Kriege Vorsitzender des Kriegsausschusses, späteren Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft, Mitglied des Reichswirtschaftsrates und seit 1919 Vorsitzender des Sächsischen Landeskulturrates.

Im politischen Leben Sachsens spielte Dr. Mehnert jahrzehnte- lang eine außergewöhnliche Rolle. Als Führer der konservativen Partei und der konservativen Landtagsfraktion übte er namentlich bei den Wahlrechtskämpfen einen weitreichenden Einfluß aus.

Das andere Gebiet, dem er sein besonderes Interesse von früher Jugend an zuwandte, war die Landwirtschaft. Er hat viele Jahre sein Rittergut M e d i n g e n bei Radeburg, Amtshauptmann-

schaft Großenhain, das er wirtschaftlich zu verbessern suchte und auf dessen Fluren er sich gelegentlich Erholung von seiner ange- strengten Tätigkeit gönnte, selbst bewirtschaftet.

Besagtes Rittergut Medingen, mit Brennerei, Säge- und Mahl- mühle, ist über 200 Hektar groß. Es hat auffallend häufig den Bes-itzer gewechselt. Vom Kurfürsten Johann Georg I. (1611—1656) er- hielt es der „Oberjägermeister Loth von Bomsdorf, der mit seiner Ge- mahlin 29 Kinder erzeugte. Diesem folgte der Kammerrat Wilhelm Ernst Bernhard Vigtsum von Eckstädt.“ Und so geht es weiter, meist in Adelsnamen, bis 1836. Da kaufte das wegen seines „Ges- fundheitsbieres“ und wegen des Wassers aus dem sogenannten Goldbrunnen berühmte Gut eine Aktiengesellschaft, die sich wieder auflöste, als in der Nachbarschaft noch mehr Brauereien entstanden.

Erzellenz Mehnert war eine Führerpersönlichkeit in der deutschen Landwirtschaft im letzten Jahrzehnt seines Lebens und verwaltete mit Weitblick und Energie die ihm von ihr anvertrauten zahlreichen Ämter.

Seine Verdienste um die Allgemeinheit wurden von den Monarchen vieler deutscher Staaten durch Verleihung zahlreicher Auszeichnungen — darunter mehrere Großkreuze — anerkannt. Die Stadt Aue, nahe seinem Geburtsort Klosterlein, verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

In persönlicher Beziehung ist folgendes zu bemerken: Mehnert war vermählt mit Katharina A d e r m a n n, Tochter des Rechts- anwalts, langjährigen Reichstagsabgeordneten und Vorstehers des Dresdner Stadtverordnetenkollegiums, Geheimen Hofrats Gustav Adermann in Dresden, dessen Ehefrau eine Teubner aus dem Leip- ziger Verlagsbau B. G. Teubner war. Die Ehe war kinderlos.

Mehnert starb kurz nach Vollendung seines 70. Lebensjahres am 18. Juli 1922 auf einer Erholungsreise in Norwegen.

Auch der Onkel von Erzellenz Mehnert, der Bruder des Bes-itzers von Klosterlein, darf in der Reihe der Mehnerts nicht un- erwähnt bleiben. Auch ihn befehlte, gleich seinem jüngeren Bruder, der Drang nach größerer Betätigung. Im Alter von erst 22 Jahren erwarb dieser Wilhelm E b r e g o t t M e h n e r t das Erb- gericht Krögis bei Meißen 1831 und bewährte sich bis zu seinem Tode 1859 als tüchtiger selbstwirtschaftender, vornehmlich auf die Züchtung der Viehzucht bedachter Landwirt. Ihm ist in erster Linie die Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins zu Krögis im Winter 1853 zu verdanken.

Da er kinderlos war, ging Erbgericht Krögis an seinen Bruder und nach dessen Tode 1855 an seinen Neffen, den Geheimen Re- gierungsrat Dr. jur. Wilhelm Maximilian Mehnert, über. Auch dieser ist, und zwar am 21. September 1801, auf Rittergut Klosterlein geboren. Er besuchte wie sein Bruder das Vigtsumsche Gymnasium zu Dresden und studierte Rechtswissen- schaft in Leipzig und Bonn. Im Vorbereitungsdienst war er an den Amts- und Landgerichten Dresden und Leipzig tätig, schließlich als Assessor und Regierungsrat bei den Amtshauptmannschaften Bautzen, Glauchau und Borna und bei der Kreishauptmannschaft Leipzig beschäftigt. Zwischen diese Zeiten fällt ein neunmonatiger Aufenthalt in Frankreich, England und Nordamerika, auch sind Studientreisen nach Norwegen, Italien, der Türkei, Ägypten und Palästina unternommen worden. Von 1903 bis 1919 war Maxi-



Erbgericht Krögis. (Zu dem Aufsätze: „Ueber die Mehnerts usw.“)

milian Mehnert Amtshauptmann in Dippoldiswalde und in Plauen, in der Kreiszeit auch ein Reihe von Jahren Mitglied der II. Kammer des Sächsischen Landtages. Seit dem Tode seines Bruders Paul ist Maximilian Mehnert der Vorsitzende im Direktorium des Landwirtschaftlichen Kreditvereins. Es sind so seit Bestehen dieses Vereins, also seit 1866, in ununterbrochener Reihenfolge drei Mehnerts, aus Bauernblut stammend, schollenverbunden und ihre Güter selbst bewirtschaftend, zu Leitern dieses gemeinnützigen Instituts vom Verwaltungsrat gewählt worden — ein Beweis seltenen und großen Vertrauens dieser über 18 000 Mitglieder zählenden, über ganz Sachsen verbreiteten landwirtschaftlichen Genossenschaft zu einer ihren Kreisen angehörenden Familie.

Geheimrat Dr. Maximilian Mehnert kann in diesem Jahr in bewundernswerter geistiger und körperlicher Frische — man wird's ihm kaum glauben — seinen 70. Geburtstag feiern. Zugleich kann er noch einen anderen Gedenktag begehen: es sind 100 Jahre her, daß die Mehnerts das Erbgericht Krögis als Familiengut besitzen.

Ueber dieses auf der Hochebene, halbwegs zwischen Meißner und Trossen, gelegene Gut seien zum Schlusse noch ein paar Angaben gemacht: Die gesamte Fläche beträgt 78 Hektar, wovon 75 Hektar eigentliche Nutzfläche sind. Sie ernährt an 60 Stück Großvieh und 20 Stück Jungvieh. Im gut durchlüfteten Stalle stehen 40 schwarzweiße Milchkühe in Schweinsburger Aufstallung. Der Stalldurchschnitt im letzten Jahre betrug laut Milchkontrolle 4100 Liter. Ein leicht gebauter, luftiger Schweinestall beherbergt etwa 75 Schweine der sächsischen veredelten Landrasse. Der derzeitige Stammvater heißt „Eisbär“; er kam vor zwei Jahren von Vogelsang in Ebersbach. Im Stall ist Holz, nicht Zement verbaut. Vor ihm liegen die Tummelplätze. Eine Edelmiststätte besonderer Art gleicht von außen mehr einer Scheune, innen zerfällt sie in sechs Abteilungen mit je drei Jellen zum Stapeln des Mistes und von Abfällen aller Art. Damit das lockere Stapeln auch bei Höherwerden einer Zelle bequemer möglich wird, ist ein sinnreich kon-

struierter, überall hin fahrbarer Fahrstuhl eingebaut. Von dem aus geschieht dann durch Abwerfen die Beschickung. Daß die ablaufende Siderjauche laut Untersuchung 0,12 Prozent Phosphorsäure enthält und sich als vorzügliches Düngemittel für die Wiesen erwiesen hat, sei nebenbei bemerkt. Einige Schritte weiter von der Gärstatt für Mist gewahrt man ein Siloturmpaar. In ihm wird vor allem Futterroggen mit Fottelwicken und Mais, alles klein gebäckselt, konserviert. Auffallend ist die Reinheit der Felder, die in neun Schlägen zu etwa 7 Hektar im Wesentlichen um das Gehöft herum liegen.

Der Besucher des Gutes hat den Eindruck, daß der Besitzer sich der Bewirtschaftung mit Liebe und Verständnis widmet und keine Arbeit und Kosten gescheut hat, um einen neuzeitlichen Betrieb zu schaffen. Nicht nur mit kühl berechnender Sachlichkeit und nach in der Praxis bewährten und von der Wissenschaft anerkannten Grundsätzen wird dieses Stück Land mit einer sich ganz in den Dienst der Sache stellenden Beamten- und Arbeiterschaft bewirtschaftet, sondern auch das Schöne findet eine Stätte, wie Zugangsweg und Park, Haus, Hof und Stall beweisen.

Mit dem Orte Krögis verbinden den Erbgerichtbesitzer auch mancherlei andere Beziehungen. So ist er Vorsitzender der Zusammenlegungsgenossenschaft, Jagdpächter der Flur seit über 40 Jahren usw., vor Allem aber ist er Ehrenmitglied des Landwirtschaftlichen Vereins zu Krögis, eine Auszeichnung, die ihm bei der Feier des 75. jährigen Bestehens des Vereins zugleich mit der Verleihung der Silbernen Denkmünze für Verdienste um die Landwirtschaft von Seiten der Landwirtschaftskammer zuteil wurde.

Mag sich das Erbgericht Krögis noch lange seines jetzigen Besitzers erfreuen und umgekehrt. Und mag ebenso der Gutsfrau Josepha Mehnert geb. Heintz der Mann und den vier Söhnen und der Tochter — der vierten Generation Mehnert seit jenem Johann Karl Gottlieb Mehnert in Grünlichtenberg — der Vater erhalten bleiben!

S. S.



Erbgericht
(Herrenhaus)

Gasthof
Schneidermeister

Schule
Fleischermeister

Kirche
Schmiede
Klempnermeister

Arzt Dr. Prinz

Dorf Krögis.

Hühnerfarm des
Gendarms Voigt

Tierarzt Dr. Rudert

Im Vordergrund bis an den Reiterbach Weidekoppeln des Gutsbesitzers Merkel.

Herbstglaube.

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer,
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün,
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter all dem Winterleide
Liegt ein ferner Frühlingstag.

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stilles Glück gesehn,
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft.
Und ein Strahl der alten Wonne
Kieselt über Tal und Kluft.

Theodor Storm.

Pflug im Herbst.

Himmel spannt weit blaue Seide.
Und wie goldenes Geschmeide
Kieselt's von den Büschen.

Morgennebel ist verweht.
Silbern über braunen Acker geht
Ein Pflug.

Dampfende Pferde im Strang
Ziehen den Pflug am Hang
Durch meine Erde.

Und den müden Sonnenschein
Gräbt der Pflug in meine Erde ein.

Selig Burkhart.

Wald= Katastrophen

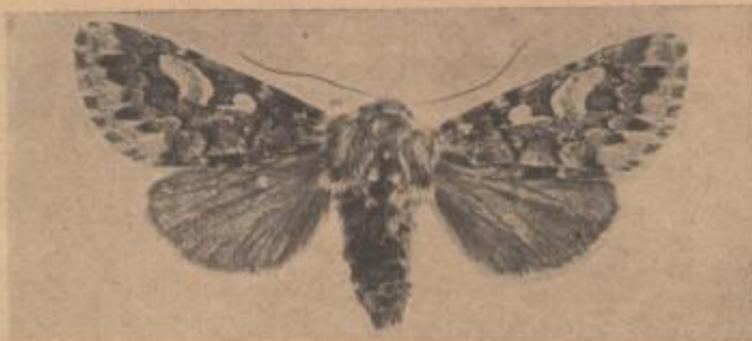


Abb. 1. Die Kieferneule (*Panolis piniperda*)
(etwa 2fache Vergrößerung).

Von
Universitäts-Professor
Dr. K. Escherich
in München.

Am Himmelfahrtstag des Jahres 1930 stand ich auf einem etwa 20 Meter hohen Turm, der inmitten eines mittelfränkischen, weit ausgedehnten Kiefernwaldes zur Beobachtung und rechtzeitigen Ankündigung von Waldbränden errichtet ist, die dort in den Sommermonaten beinahe zur Tagesordnung gehören. Welch ungewöhnliches Bild bot sich da meinen Blicken dar! Soweit das Auge reichte, ein Meer von hell- oder dunkelbrauner Farbe, das von der Abendsonne beschienen, stellenweise grell aufleuchtete. Das Grün, das vor noch nicht langer Zeit, ja vor wenigen Tagen noch, den Turm umfloss, war fast völlig verschwunden. Nur vereinzelte grüne Flecke unterbrachen, größeren oder kleineren Inseln gleich, die braune Decke; es waren die ganz jungen Kulturen, die vor wenigen Jahren auf Brandflächen gepflanzt worden waren. Alles übrige erschien wie in brauner Farbe getaucht — ein Anblick, den man nicht so leicht wieder vergißt, und der jedem, der den Wald liebt, ans Herz greift. Wieviel Arbeit, wieviel Hoffnung liegt hier rings um uns herum zerstört, vernichtet in wenigen Tagen, was in Jahrzehnten mit viel Arbeit und Sorge aufgezogen, bewahrt und behütet wurde. Kann es ein Trost für den Besitzer sein, wenn er sieht, daß es rings um seinen Wald herum in weiter Ausdehnung, im Staats- und Bauernwald, auch nicht besser aussieht als bei ihm? Wir fahren lange Zeit durch benachbarte Wälder, deren braunes Aussehen überall Krankheit und vereinzelt wohl bereits nahendes Sterben verkündet.

Alle diese erschreckenden Bilder werden hervorgerufen von der Raupe eines Schmetterlings, der Kieferneule (*Panolis piniperda*, Abb. 1). Dieser Falter legt seine Eier in langen Reihen an die Nadeln (Abb. 2 u. 3). Das Jahr 1930 mit seinem ungewöhnlich heißen Juni war besonders günstig für die Entwicklung. Die Raupen (Abb. 4) erfuhren durch die hohen Temperaturen eine mächtige Steigerung ihrer Lebensenergie und ihrer Fresslust, und so wuchsen sie mit ungeheurer Schnelligkeit heran; ihr Nahrungsbedürfnis stieg in wenigen Tagen um das Vielfache, und immer deutlicher hörbar rieselte der Kot herab. Daher auch das schnelle Verfärben der Baumkronen, das sich in wenigen Tagen vollzog und überall so sehr überraschte. In unglaublichen Massen wanderten die Raupen aufgeregt an den Stämmen auf und ab, teilweise so dicht gedrängt, daß man von der Stammrinde kaum mehr etwas sehen konnte. Der Hunger trieb sie von den kahl gefressenen Kronen, damit sie anderswo auf einem anderen Baum nach Nahrung suchten (Abb. 6). War

auch da nichts mehr zu holen, so ging's wieder herunter und an einem anderen Baum hinauf, bis sie schließlich an Ermattung und Hunger zugrunde gingen. In den Gräben, die man zum Schutze der Kulturen eiligst errichtet hatte, sah man Tausende und Hunderttausende ermatteter Raupen, die bald einen eiligen Brei bildeten.

Überall bemerkte man auch Feinde der Kieferneule am

Werke: so den wundervollen goldgrünen Puppenräuber, diesen nützlichen Laufkäfer, der über die krabbelnden Raupen stammauf und stammab lief, um bald da und bald dort einen fetten Bissen herauszuholen; so die langbeinigen Grabwespen, die unter sich eine Raupe, viel länger als sie selbst, mit großer Geschwindigkeit schlepten — von der Ferne mußte man glauben, die Wespen führen auf eiligen Schlitten dahin. Allenthalben schwärmten Vertreter, große und kleine, des Schlupfwespen-Herzes, darauf bedacht, ihre Eier in die Leiber der Raupen zu bringen. Und auch von den Raupenfliegen, die ihre Brut bereits vor längerer Zeit in den Eulenslarven untergebracht hatten, sah man noch einige Nachzügler herumsummen.

Der aufmerksame Beobachter konnte unschwer die mit den todbringenden Inwohnern behafteten Raupen erkennen. Ihre langsamen, müden Bewegungen, ihre fahle, ins Graue oder Gelbliche gehende Farbe verriet sie ohne weiteres. Der Kundige konnte aber noch etwas anderes feststellen: An manchen Zweigen und vor allem an den Gipfeln des Nichtenunterwuchses saßen oder hingen regungslos Raupenmumien, schwarz oder braun gefärbt, in allen möglichen Stellungen, mit erhobenem Vorderkörper oder gerade gestreckt oder sadendünn ausgezogen usw. (Abb. 5) — die ersten Anzeichen einer schweren Raupenseuche, die von einem Pilz, der Empusa,



Abb. 2. Verschiedene Weibchen der Kieferneule bei der Eiablage.

hervorgerufen wird. Nach alten Erfahrungen bedeutet diese Krankheit häufig das Ende der Raupenherrlichkeit. Und in der Tat, eine Woche später fanden wir schon an manchen Plätzen mehr Mumien als lebende Raupen; der Zusammenbruch dieser furchtbaren Waldkatastrophe war da.

Die Schlacht ist aus. Was nun? Ist alles verloren, was braun ist? Keineswegs! Nach den Erfahrungen früherer Zeiten wird sich vieles wieder begrünen. Schon im Herbst nach einem solchen Raupensommer zieht sich ein grüner Schimmer über das braune Meer, und wenn auch vieles von dem neuen Grün nur Trug ist und bald wieder braun wird, so erhält sich doch wenigstens ein Teil des Grüns und macht im nächsten Jahr weitere Fortschritte. Trotzdem aber sind dem mittelfränkischen Kiefernwald

tiefe Wunden geschlagen, und es wird viele Jahrzehnte dauern, bis diese Wunden wieder ausgeheilt sein werden.

Wodurch werden solche plötzliche Katastrophen hervorgerufen? So wird mancher Leser fragen. Nach dem neuesten Stand der Wissenschaft sind es in erster Linie klimatische Ursachen, die derartige Massenvermehrungen bewirken. Normalerweise werden all-

merklich nach oben; im zweiten Jahr (im sog. Prodromaljahr, das heißt Vorläuferjahr) steigt sie schon deutlich an, um im dritten Jahr (dem Eruptionsjahr, das heißt Ausbruchsjahr) plötzlich steil in die Höhe zu schnellen und nach kurzem Verbleib ebenso steil wieder auf den Nullpunkt abzusinken. In diesem letzten Stadium befand sich die mittelfränkische Katastrophe im vorigen Jahr.

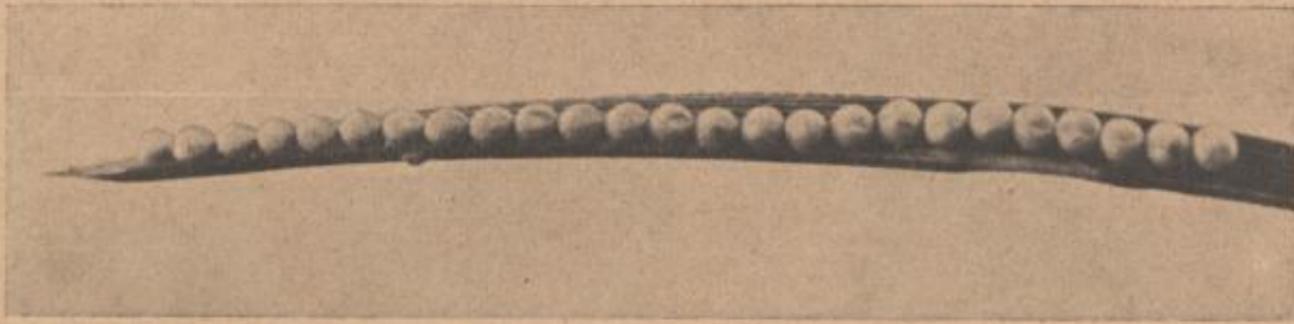


Abb. 3. Die Kieferneule legt ihre Eier in Reihen an die Nadeln.

jährlich große Mengen der Nachkommenschaft durch Witterungseinflüsse verschiedener Art vernichtet. Treten nun einmal besonders günstige Witterungsverhältnisse ein, so daß nur ein kleiner Teil der Nachkommenschaft abstirbt und also die Mehrzahl sich entwickeln kann und zur Fortpflanzung gelangt, so ist damit der Anstoß zu einer solchen Massenvermehrung gegeben. Durch eingehende stati-

Es ist noch gar nicht so lange her, kaum sechs Jahre, daß die Eule die norddeutschen Kieferengebiete heimsuchte und dort die größte Waldkatastrophe verursachte, die Deutschland je erlebt hat. Stundenlang konnte man damals mit dem Schnellzug durch kahlgestreifene Wälder fahren. Waren doch nicht weniger als 600 000 Hektar befallen, von denen etwa der vierte Teil zugrunde ging. Und un-



Abb. 4. Die grün- und gelbgestreiften Eulenraupen fressen die Nadeln.



Abb. 5. Kranke Raupen sammeln sich in Mengen an den Gipfeln, wo sie sterben und lange Zeit als Mumien hängen bleiben.

stische Untersuchungen über einen Zeitraum von hundert Jahren ist nachgewiesen, daß es vor allem gute Weinjahre sind, also Jahre mit heißen, trockenen Sommern, die die Vermehrung der Eule begünstigen. Immer deutlicher erkennen wir heute ferner, daß die verschiedenen Insektenkatastrophen nach bestimmten Gesetzen verlaufen, nach Kurven, die etwa mit den Sieberkurven menschlicher Infektionskrankheiten zu vergleichen sind. Bei der Eule verläuft die Kurve im ersten Jahr (Vorbereitungsjahr) noch kaum

gefähr zur gleichen Zeit wütete in den böhmischen Fichtenwäldern die Raupe eines anderen Schmetterlings, der Nonne (*Lymantria monacha*) ebenfalls in unerhörter Stärke, indem sie nicht weniger als 200 000 Hektar herrlichen, frohwüchsigen Waldes zum Absterben brachte. Und heute machen sich schon wieder allenthalben in ganz Mitteleuropa bedrohliche Anzeichen einer neuen Nonnenvermehrung bemerkbar.

Immer größer werden die Gefahren, die unseren Wäldern von den Insekten drohen. Und wenn wir glücklicherweise auch heute in der Arsenbestäubung der Wälder mit Flugzeug und Motorverstäuber eine Waffe in der Hand haben, mit der wir dem Insektenansturm wirksam begegnen können, so werden dadurch doch nicht die tiefsten Ursachen der in den letzten Jahrzehnten so unheimlich steigenden Insektenvermehrung beseitigt. Dies kann nur durch eine gründliche Umstellung der Forstkultur geschehen, näm-

lich durch Schaffung von widerstandsfähigeren Mischwäldern an Stelle der bisherigen reinen gleichalterigen Bestände, die den Forstschnitzlingen geradezu ideale Vermehrungsstätten darbieten. Man sieht eben auch hier wieder: Die Natur läßt sich nicht ins Handwerk pfuschen. Und gewaltsame, nur vom Standpunkt größtmöglicher Ausnützung diktierte Eingriffe müssen sich früher oder später rächen, wofür sie nicht den natürlichen, biologischen Verhältnissen gerecht werden. —



Abb. 6. Hungernde Raupenmassen wandern aufgeregt von Baum zu Baum.

Interessante Zahlen vom deutschen Walde.

Von Oberförster Graf von der Recke in Berlin.

Das Deutsche Reich hat eine Waldfläche von rund 12,7 Millionen Hektar, d. h. rund 27 Prozent der Gesamtfläche sind Wald. Der Wert des Grund und Bodens und des darauf stehenden Holzes beträgt unter normalen Verhältnissen rund 19 Milliarden Mark, d. h. der deutsche Wald bildet etwa ein Achtel des deutschen Volksvermögens. Man kann den Gesamtwert der Holzverwertung des einheimischen Holzes einschließlich Holztransport und Holzverarbeitung auf etwa 4 bis 5 Milliarden Mark = 8 Prozent des deutschen Volkseinkommens schätzen. Von der Gesamtwaldfläche entfallen auf die Staatsforsten rund 32,5 Prozent, auf Gemeinde- und Stiftungsforsten rund 17 Prozent, der Rest sind Privatforsten. Die Hälfte des deutschen Waldes dient also auch finanziell unmittelbar dem Gemeinwohl und hilft durch seine Erträge die Steuerzahler zu entlasten.

Das walddreichste Land Deutschlands ist Baden mit 39 Prozent Waldfläche, dem Bayern mit 33 Prozent folgt, während Preußen nur rund 25 Prozent Waldfläche aufzuweisen hat. Die Fläche unseres sächsischen Vaterlandes ist fast zu 26 Prozent bewaldet. Die Gesamtzahl der forstlichen Betriebe beträgt etwa 230 000, von denen 97 Prozent mit landwirtschaftlicher Nutzfläche verbunden sind.

An Laubholz hat der deutsche Wald 29 Prozent, an Nadelholz 71 Prozent aufzuweisen. Die Kiefer hat mit 5,5 Millionen Hektar

bei weitem den größten Anteil, ihr folgt die Fichte oder Kottanne mit 3,1 Millionen Hektar, dann die Rotbuche mit 1,7 Millionen Hektar und die Eiche mit 0,7 Millionen Hektar. Der Holztertrag des deutschen Waldes beträgt jährlich etwa 50 Millionen Festmeter, davon ist die Hälfte Nutzholz, der Rest sind Brennholz, Stockholz und Keisig.

In Normalzeiten werden in der Forstwirtschaft etwa 310 000 Menschen voll beschäftigt, im Holzgewerbe etwa 1,88 Millionen. Allein mit der Herstellung von Holzbauten und Möbeln beschäftigten sich 1925 rund 100 000 Betriebe mit 455 000 Personen. Durch die überaus große Arbeitslosigkeit, die in der Holzindustrie etwa 40 Prozent beträgt, haben sich die Zahlen jetzt natürlich verschoben. Welche Bedeutung das Holz als Baustoff, zur Herstellung von Möbeln, als Grundstoff für die Papiererzeugung, für die Kunstseide, als Grubenholz im Bergbau, für Schwellen und Waggonbau im Eisenbahnbetriebe, für Funktürme, und neuerdings auch durch Versäuerung als Viehfutter hat, ist allgemein bekannt.

Aber nicht nur materielle, sondern auch ideelle Werte hat die Forstwirtschaft aufzuweisen, denn die schönsten Landschaftsbilder und die beste Erholungsstätte für den müden Großstädter bietet der deutsche Wald.

50 Jahre Landwirtschaftliche Schule Annaberg 1882—1932.

Die alte Annaberger Lateinschule, jetzt Gewerbeschule, in deren oberstem Geschosse die Landwirtschaftliche Schule untergebracht ist.



Nachdem der ehemalige Landwirtschaftliche Kreisverein im Erzgebirge im Jahre 1877 die Landwirtschaftliche Schule Chemnitz und bald darauf die Landwirtschaftliche Schule Rochlitz gegründet hatte, entstand der Plan, auch für die höheren Gebirgslagen des Kreisvereinsbezirktes eine gleiche Ausbildungsstätte zu schaffen. Man entschied sich für Annaberg, das im Mittelpunkte des Erzgebirges liegt und gute Verkehrsverbindungen nach allen Seiten besitzt.

Um die Gründung der Annaberger Landwirtschaftlichen Schule haben sich besonders der damalige Kreisvereinsvorsitzende, Bankdirektor Mehnert=Dresden, der Generalsekretär des Landeskulturrates, v. Langsdorff=Dresden, Bürgermeister Voigt=Annaberg, Amtshauptmann Dr. Freiherr v. Bernewitz=Annaberg, Rittergutsbesitzer Ernst Wecke=Wiesa und Bezirkstierarzt Karl Bräuer=Annaberg bemüht.

Am 6. November 1882 fand die feierliche Eröffnung in der städtischen Turnhalle in Annaberg statt. Zum Direktor der Schule war Dr. Richard Roth, bisher Landwirtschaftslehrer in Chemnitz, ernannt worden. Neben ihm übernahmen sechs Annaberger Bürgerschullehrer den Unterricht in allgemein bildenden Fächern.

Mit 17 Schülern wurde der erste Lehrgang durchgeführt. Die Unterrichtsräume wurden in der städtischen Bürgerschule neben der Annenkirche eingerichtet. Es ist dies das ehrwürdige Gebäude der 1498 gegründeten ehemaligen Annaberger Lateinschule, die weit über Sachsens Grenzen hinaus berühmt war.

Im Herbst 1889 wurde der bisherige Direktor Dr. Roth als Direktor der Landwirtschaftlichen Schule Chemnitz gewählt. An seiner Stelle wurde Dr. Carl Petermann, bisher Landwirtschaftslehrer in Rochlitz, zum Direktor der Annaberger Schule ernannt.

In den 90er Jahren drohte der Schule, obgleich sie durchschnittlich von 20—30 Schülern besucht wurde, aus Sparsamkeitsgründen die Aufhebung. Damals ist es in erster Linie dem tatkräftigen Eintreten des stellvertretenden Kreisvereinsvorsitzenden, Rittergutsbesitzer Ernst Wecke=Wiesa, in der Ständekammer in Dresden zu

danken gewesen, daß die Annaberger Schule erhalten geblieben ist.

Direktor Dr. Petermann wurde im Frühjahr 1897 zum Tierzuchtinspektor in Chemnitz ernannt. Sein Nachfolger in Annaberg wurde Virgil Uhrmann, bisher Landwirtschaftslehrer in Chemnitz.

Von 1909 ab fanden an der Schule die Ausbildungslehrgänge der Milchkontrollbeamten für Sachsen statt. Bis 1923 wurden 23 derartige Lehrgänge in Annaberg abgehalten. Seitdem werden die Milchkontrollbeamten in Dresden ausgebildet.

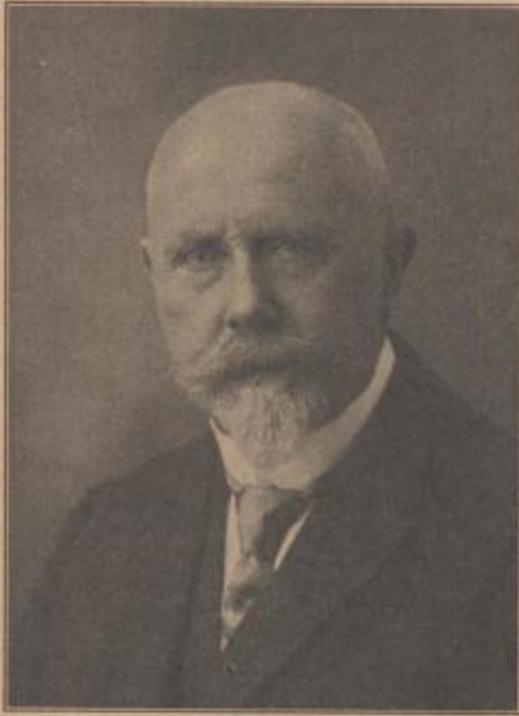
Seit dem Winterhalbjahre 1919/20 wird die Annaberger Landwirtschaftliche Schule auch von Schülerinnen besucht.

Am 1. Oktober 1924 trat Professor Uhrmann nach 27jähriger Tätigkeit als Direktor der Annaberger Schule in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Landwirtschaftslehrer in Annaberg, Dr. Johannes Wilsdorf, ernannt.

Seit Oktober 1925 besteht an der Schule eine besondere Mädchenabteilung. Im Jahre 1928 wurde der Schule ein Landwirtschaftlicher Beratungsring, dem 40 Landwirte des Bezirktes angehören, und 1929 eine Landwirtschaftliche Buchführungsstelle als Zweigstelle der Buchstelle der Landwirtschaftskammer mit 70 Mitgliedern angeschlossen.

Im Herbst 1932 kann die Schule auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Rund 1200 Schüler und Schülerinnen haben hier ihre Berufsausbildung erhalten. Damit ist der Beweis der Daseinsberechtigung einer landwirtschaftlichen Schule in Annaberg erbracht, und das 50. Jahresfest wird Gelegenheit geben, derjenigen Männer in Dankbarkeit zu gedenken, die sich vor 50 Jahren für die Errichtung und seitdem für die Erhaltung und Förderung der Schule eingesetzt haben.

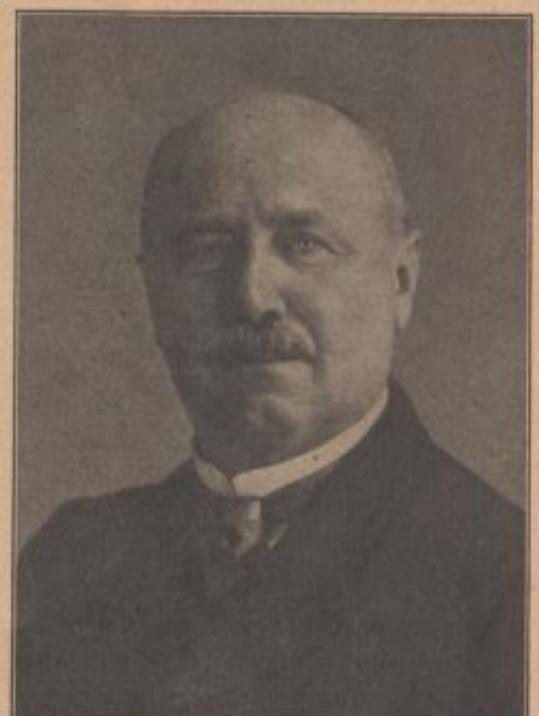
Gegen 100 Lehrkräfte haben teils haupt-, teils nebenamtlich an der Annaberger Schule gewirkt. Von den früheren Direktoren leben Geheimrat Regierungsrat Dr. Roth im Ruhestand in Dresden und Professor Uhrmann im Ruhestand in Annaberg. Oekonomierat Dr.



Geheimer Reg.-Rat Dr. Richard Roth
Direktor von 1882 bis 1889



Oekonomierat Dr. Carl Petermann †
Direktor von 1889 bis 1897



Professor Virgil Uhrmann
Direktor von 1897 bis 1924

Petermann ist leider am 8. August 1925 in Chemnitz verstorben. Auch manchen ehemaligen Lehrer und Schüler deckt bereits der grüne Rasen, dahingerafft während der Zugehörigkeit zur Schule, gefallen im Weltkriege bei der Verteidigung deutscher Ehre und deutschen Bodens, gestorben im Dienst, im Beruf, im Ruhestand. Ihrer und insbesondere der gefallenen Helden des Weltkrieges soll beim 50. Jahresfeste in Treue gedacht werden.

Der langjährige Wunsch des Verwaltungsrates und der Schulleitung, ein eigenes Schulgebäude zu besitzen, wie es heute fast alle landwirtschaftlichen Schulen Sachsens und in den anderen Teilen Deutschlands aufweisen können, ist leider bisher nicht in Erfüllung gegangen. Seit 50 Jahren befindet sich die Schule in dem obersten Geschoß des städtischen Gebäudes, Große Kirchgasse 23, in dem heute die städtische Gewerbeschule untergebracht ist.

Der Verwaltungsrat hat nach Abwägung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte beschlossen, die Feier des 50 jährigen Bestehens erst im Februar 1933 abzuhalten. Den Zeitverhältnissen entsprechend ist kein großes Fest geplant. Eine einfache Begrüßungsfeier mit Dar-

bietungen der Schüler und Schülerinnen soll am Abend vorher die Festteilnehmer zusammenführen. Am Festtage findet vormittags die Festfeier mit der Weihe einer Ehrentafel für die im Weltkriege gefallenen ehemaligen Schüler statt. Am Nachmittag und Abend veranstaltet der Verein ehemaliger Schüler und Schülerinnen einen Festball.

Um allen ehemaligen Schülern und Schülerinnen rechtzeitig die Einladung zusenden zu können, ist es der Schule erwünscht, die Anschriften von solchen „Ehemaligen“ zu erhalten, die nicht mehr in ihrem früheren Heimort und auch nicht mehr im Annaberger Bezirke wohnen. Die Anschrift der Schule lautet wie früher: Landwirtschaftliche Schule, Annaberg i. Erzg.

Möchte ein zahlreicher Besuch von ehemaligen Lehrern, Schülern und Schülerinnen auf dem 50. Jahresfeste zum Ausdruck bringen, daß die Landwirtschaftliche Schule Annaberg ihre Aufgabe, eine Ausbildungsstätte für deutsche Landwirte und deutsche Landfrauen zu sein, jederzeit erfüllt hat. Dann wird sie diese Aufgabe auch in Zukunft erfüllen!

Dr. J. Wilsdorf.

Das Kind muß in dem Unterrichte das heilige Mittel erkennen lernen, durch welches es aus der sittlichen, geistigen und Berufsunmündigkeit zur allseitigen Selbständigkeit erhoben wird.

Das Fundament einer guten Schule ist das gleiche mit dem Fundament alles Menschenglücks und nichts anderes als wahre Weisheit des Lebens.

Pestalozzi.

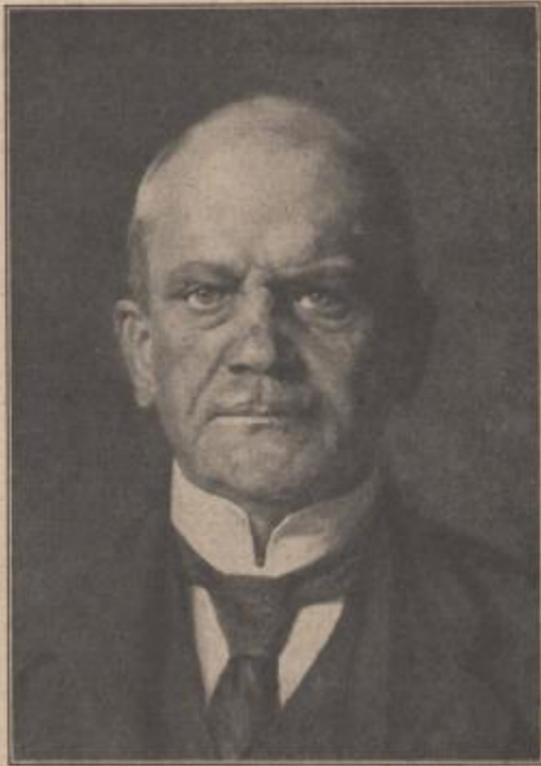
Tierpark der Weltpost.

Der eindruckswillige Betrachter dieser seltsamen Briefmarken, bewundert hier den Pracht-Kakadu von Guatemala, bestaunt Neuseelands eigenartigen Vogel Kiwi. Das wildreiche Liberia steuert der Sammlung ein Flußpferd und die Hartbeest (Antilope) bei. Nyassa in Afrika läßt eine Giraffe in die Welt springen, und Nord-Borneo schickt

Krokodil und Affen unter den Poststempel. Auf dem riesigen Landklumpen Australiens hockt ein Känguruh, aus den dunklen Wäldern Neufundlands schreit der Elch, und über Japans zartstille Tausendjährigkeit steigt die weiße Taube empor und trägt den Ölweig des Friedens über Land und Meer . . . („Grüne Post“ vom 19. Oktober 1930.)



Zum Gedächtnis.

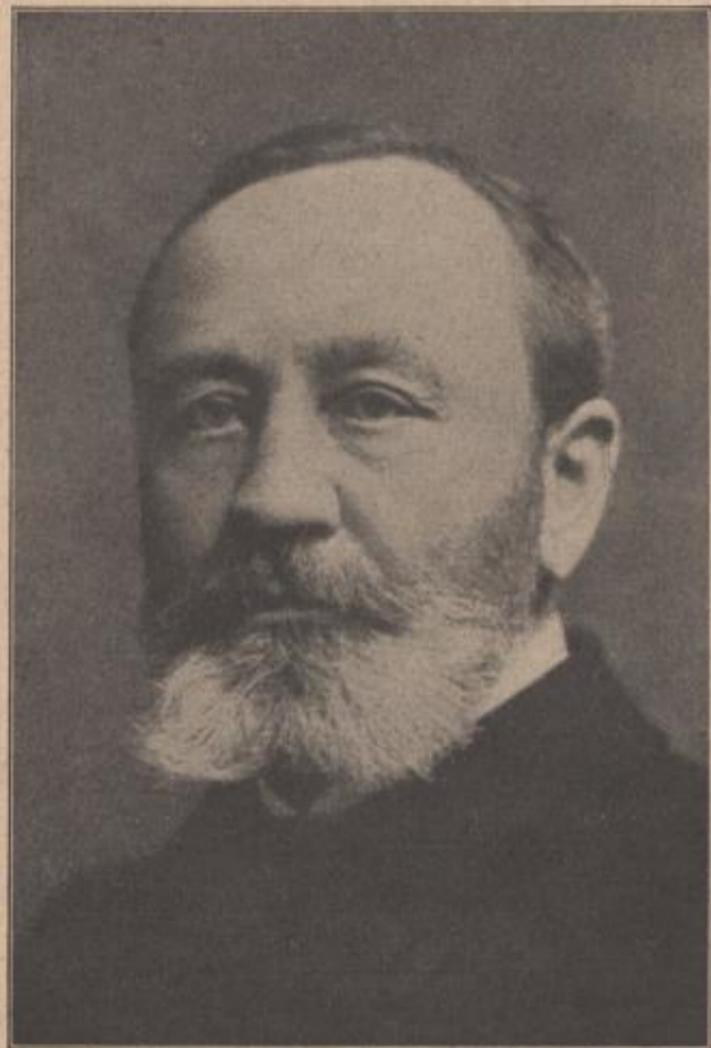


Am besten ist das Wirken des am 23. August 1930 in Wiesbaden gestorbenen Geheimen Regierungsrates Ministerialdirektors a. D. Dr. jur. Maximilian von Hübel durch eine Stelle im Ehrendoktorbrief der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig vom Jahre 1925 gekennzeichnet. Die Auszeichnung wurde gegeben „wegen der von ihm als weitblickendem Staatsmann ins Leben gerufenen Schöpfungen zur Vertiefung des Wissens und zur Erweiterung des Könnens in Landwirtschaft und Gartenbau, wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um die Förderung der Forschung und des Unterrichts, sowie in Anerkennung der dadurch bedingten Hebung der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Berufsbildung als der wichtigsten Grundlage für die nachhaltige Steigerung der Leistungen unseres deutschen Bodens“. Hübel wurde 1860 in Zwickau geboren als Sohn des damaligen Regierungsrates, späteren Kreishauptmanns Dr. Hübel; er besuchte die Fürstenschule zu Grimma und trat später in den juristischen Verwaltungsdienst. Seit 1909 Amtshauptmann in Dresden-Neustadt und 1913 Ministerialdirektor im Ministerium des Innern bzw. im späteren Wirtschaftsministerium, bewies er besondere Kenntnisse im Verwaltungsrecht und zeigte ein außergewöhnliches Geschick im Verhandeln und in hohem Maße die Gabe, auch in den verwickeltesten Verhältnissen schnell die wesentlichen Gesichtspunkte herauszufinden. Mit Recht wird seine wohlthuende Liebenswürdigkeit gerühmt und sein unbeirrbarer Optimismus. Alle aber, die mit ihm in Freundschaft verbunden gewesen, werden sich jederzeit seines offenen, mit unversiegbarem Frohsinn gepaarten Wesens mit dankbarer Freude erinnern.

Nach Mitteilungen des Geheimen Rates Ministerialdirektor Elterich im „Grimmaischen Ecce“ von 1930.

Am 3. März 1931 verstarb in Dresden nach langem, schweren Leiden im Alter von 74 Jahren Landwirtschaftsrat i. R. Otto Merbach. 1856 in Chemnitz als Sohn eines Eisenbahningenieurs geboren, besuchte er das Chemnitzer Realgymnasium und wandte sich darnach der Betätigung in der praktischen Landwirtschaft zunächst auf dem Rittergut Niederrabenstein bei Chemnitz (Besitzer: Camillo Wilsdorf), später als erster Beamter auf den Rittergütern Lichtenwalde (Pächter: Oekon.-Rat Heymann), Rittergut Dreyfzig (Besitzer: Prinz von Schönburg-Waldenburg) und Rittergut Sablis (Pächter: Oekon.-Rat Steiger) zu. In der Zwischenzeit kam er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger beim Inf.-Regt. 103 nach. Nach seiner Tätigkeit in der praktischen Landwirtschaft trat der Verstorbene als Assistent bei Oekon.-Rat Münzner in Freiberg in den kulturtechnischen Dienst ein und wurde nach dreijähriger

Tätigkeit als Nachfolger Münzners 1890 zum Oekonomie-Kommissar des Kreisvereins Dresden ernannt. Diesem gehörte er bis zur Gründung der Landwirtschaftskammer an. Als Sachbeamter für Landeskultur der Landwirtschaftskammer leitete er die Außenstelle Dresden der Abteilung Landeskultur, bis er 1926 fast 70jährig in den wohlverdienten Ruhestand trat. Während seiner fast 40 jährigen Tätigkeit im Dienste der sächsischen Landwirtschaft auf dem Gebiete des Meliorationswesens und der Wirtschaftseinrichtungen, leitete er fast 25 Jahre den Landwirtschaftlichen Verein Kleinschirma bei Freiberg. Mit Liebe und wahrer Begeisterung hing Landwirtschaftsrat Merbach an seinem Beruf. Viele hundert Hektar Felder und Wiesen sind nach seinen Entwürfen entwässert worden und unzählig viele Betriebe verdanken seiner Tätigkeit ihre geregelte, planvolle Wirtschaftsweise. Unermüdet bestrebt, zu helfen und zu raten, ging seine Arbeit meist weit über sein eigentliches Tätigkeitsgebiet hinaus. Seine offene ehrliche Art und Weise, sein herzhaftes, treues Wesen machten ihn zu einem allseitig geachteten und verehrten Berater der Landwirtschaft. Durch langjährige, praktische Erfahrungen verstand er es immer, im Verkehr mit den Landwirten den rechten Ton zu treffen, und in vielen Bauernstuben, in denen als sichtbares Zeichen der Tätigkeit des Verstorbenen der von ihm angefertigte Gutsplan hängt, wird in treuer Anhänglichkeit der „Herr Kommissar Merbach“ nicht ver-



gessen werden. Seine langjährige, treue Arbeit fand ihre Anerkennung in der Verleihung der bronzenen und der silbernen Medaille für Verdienste um die Landwirtschaft. Zu seinem 70. Geburtstag zeichnete ihn die Landwirtschaftskammer durch Ueberreichung der silbernen Plakette aus. Ein schlichter, treuer Mann von altem Schrot und Korn ging mit dem Verstorbenen heim, treu seiner Arbeit und sich selbst, verehrt und geachtet von allen, die ihn kannten.

Ernst Merbach in Dresden (als Sohn).

Curt von Kömer ist am 29. August 1859 in Lindenau bei Leipzig als Sohn des Postgutsbesitzers Reinhold von Kömer geboren worden, den er leider in frühester Kindheit verloren hat. Nach Besuch der Bürgerschule in Leipzig erhielt er seine weitere Ausbildung im Böhmeschen Institut in Dresden. Aus landwirtschaftlichen Kreisen stammend, war sein Wunsch, Landwirt zu werden. Die landwirtschaftlichen Kenntnisse und Grundlagen für die Praxis erwarb er sich teils als Volontär, teils als Verwalter in verschiedenen Großbetrieben, in Sachsen auf den Rittergütern Zweinaundorf, Sachsendorf und Kotes Vorwerk Friedrichstal, in Preußen auf Rittergut Kaltenhausen bei Jüterbog. Theoretisches



Wissen eignete er sich durch mehrsemestrigen Hochschulbesuch an. Noch in jugendlichem Alter erwarb er im Herbst 1883 das Rittergut Dittersdorf bei Ischopau, für einen Anfänger ein schwieriges Objekt wegen der klimatischen Verhältnisse, der Mißbilligkeiten mit den Arbeitskräften und der fiskalischen Lasten. Mit Leib und Seele Landwirt, hat er diese Schwierigkeiten bis in die Kriegszeit hinein, bis zum Oktober 1915, gemeistert. Ohne sich eine Erholung zu gönnen, hat er in seinem Betrieb gearbeitet und für seinen Besitz seine Kräfte geopfert. Während des Krieges konnte von Kömer seine Kenntnisse und sein Können zunächst bei verschiedenen kriegswirtschaftlichen Stellen des damaligen Landeskulturates verwerten. Sein Pflichteifer, seine praktischen Erfahrungen und sein ausgesprochenes Organisations Talent aber kamen dann besonders wieder zur Geltung, als er im April 1920 die neu gegründete Abteilung Sachsen der Deutschen Flachsbau-Gesellschaft übernahm. Auch hier machte ihm die Arbeit, wobei er sich nicht vor praktischen Vorführungen scheute, ständig Freude; stets war er darauf bedacht, ein gedeibliches und beide Teile befriedigen-

des Zusammenarbeiten von Landwirtschaft und Industrie zu erreichen. Noch voller Pläne für die nächste Zukunft, ist der Unermüdete am Heiligen Weihnachtsabend 1930 jäh aus dem Leben abgerufen worden.

Christian Friedrich von Kömer, Hauptmann a. D.
in Dresden (als Sohn).

Professor Dr. Felix Löbnis, Direktor des Instituts für landwirtschaftliche Bakteriologie und Bodenkunde an der Universität Leipzig, schied am 8. Dezember 1930 von uns, erst 56 Jahre alt. Er war am 5. August 1874 in Dresden geboren und besuchte daselbst das Annengymnasium. Nach mehrjähriger Betätigung in der landwirtschaftlichen Praxis auf den sächsischen Rittergütern Gamig bei Dohna, Ottenbain bei Gräthain und Hschirla bei Colditz, und nach abgeschlossenem Universitätsstudium wurde er Landwirtschaftslehrer in Burgdorf; seit 1905 wirkte er zunächst als Privatdozent und dann als Professor an der sächsischen Landesuniversität. Löbnis ist der Begründer der landwirtschaftlichen Bakteriologie, sie hat er planmäßig ausgebaut und hat in ihr eine ungemein vielseitige und erfolgreiche Lehr- und Forschartätigkeit entfaltet. Aus der gewaltigen Zahl seiner Schriften sei hier nur das große Handbuch der landwirtschaftlichen Bakteriologie genannt.

Im Frühjahr 1914 wurde F. Löbnis nach Nordamerika berufen und war dort von 1914 bis 1925 Leiter der Abteilung für Bodenbakteriologie im Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten. Im Jahre 1925 lehrte er als ordentlicher Professor der Landwirtschaft an die Universität Leipzig zurück.

Mit der praktischen Landwirtschaft hatte Löbnis von jeher enge Fühlung gehabt; so war denn sein Weggang nach Amerika im Jahre 1914 gerade von den sächsischen Landwirten lebhaft bedauert worden, und manchen von ihnen ist vielleicht noch in Erinnerung, wie Geheimrat André-Braunsdorf dem Unmut darüber, daß es dem Ministerium nicht gelungen war, Löbnis in Leipzig festzuhalten, recht kräftig Ausdruck verlieh. Nach seiner Rückkehr aus Amerika hat sich Löbnis besonders mit der Erforschung und der Steigerung der Leistung der Wirtschaftsdünger befaßt, so zumal mit der Edelmistbereitung und der Verwertung des Strobes als Dünger, ferner mit der Futterkonservierung.

Die Ergebnisse der Forschungen seines Instituts hat er den Landwirten in zahlreichen Vorträgen unmittelbar nahe gebracht. Er verstand es in ausgezeichnete Weise, seine Zuhörer frisch und aufmerksam zu erhalten und sie mit dem aus seinen Forschungen für sie Nützlichen und Wichtigen vertraut zu machen, weil er selber es nie verlernte, sich als praktischer Landwirt zu fühlen und alle Maßnahmen, die er etwa empfahl, unter dem Gesichtswinkel ihrer Einfügung in das Ganze des landwirtschaftlichen Einzelbetriebes zu betrachten. Jedem, der ihn gehört und gekannt hat, werden auch in Erinnerung bleiben sein gerades, offenes Wesen, der frohsinnig-frische Ton seiner Rede, sein ganzes prächtiges Menschentum.

Seinen Schülern und Mitarbeitern war er ein sie treu fördernder, gütiger Freund und Berater. Als Lehrer hatte er deshalb solch großen Erfolg, weil er nicht nur ein hervorragend tüchtiger Mann war, sondern weil er sich bis an sein Lebensende die Eigenschaft bewahrte, die schließlich doch die wichtigste für einen Dozenten, einen Lehrer, ist: die Fähigkeit, sich in das Fühlen und Denken Anderer, insbesondere der Jugend, hineinzuversetzen, und auch als gereifter Mann nie zu vergeffen, wie man selber als Student gefühlt, gedacht und empfunden hat.

Gar zu früh ist Professor Löbnis uns entzissen worden; sein Name und sein Wirken bleiben dauernd mit der Geschichte der sächsischen, der deutschen Landwirtschaft innig verbunden.

Prof. Dr. A. GOLF in Leipzig.

(Ein Bild des Verstorbenen ist im 8. Jahrgang des Sächs. Bauernkalenders (für 1929) Seite 11 zu finden.)

Grabschrift.

(Auf einem schottischen Grabstein.)

Erde gleißt auf Erden
In Gold und Pracht;
Erde wird Erde,
Bevor es gedacht;

Erde türmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein;
Erde spricht zu Erde:
Alles wird mein.

Theodor Fontane.

Abenteuer im Kirschbaum.

Eine Jugenderinnerung von Alfred Suggenberger.

Es gab und gibt auf der Welt viele Kirschbäume, aber so verlockend und halbsgefährlich, so bubentreu und doch wiederum so aller wunderlichen Launen voll war keiner und wird kaum je einer zu finden sein, wie Stemmer-Gallis Süßschmecker auf dem Kornwang. Er stand stolz und einsam am Ostrand der Hochflur und sah ohne jegliches Verlangen über die larebegraßten Lehnen auf die Rütewiesen hinab und nach dem Morgenwald hinüber. Denn er war da auf der Windschneide dabei und hatte da dabei sein wollen von allem Anfang an. Man erzählte von ihm, er sei als junges Bäumchen mit vielen anderen schön in Reih und Glied auf einem nahen Ackerlein gestanden; doch habe er sich hartnäckig geweigert, gleich seinen Gespannen Schosse zu werfen und ein wohlbeschaffener Jungbaum zu werden. Er habe es vorgezogen, ein richtiges Krüppeldasein zu führen, bis ihn der Sohn seines Besitzers, der Stemmer-Kaveri eines schönen Tages mit der Keuthau zornmütig aus dem Boden gebacht und sein geschundenes Wurzelstöcklein hierauf mit verkehrten Gutwetterwünschen seitab auf dem mageren Hügel eingescharrt habe. „Da magst du noch gar ausweben, du Undank, du Serbelknoten!“ Das sei des Jungbauers Baumsorgen gewesen. Aber das Bäumchen habe sich dann auf seinem neuen Standort wie durch ein Wunder bald grün gemacht und habe die anderen in kurzen Jahren an Sonnenglauben und Wachsbegierde weit überholt. Der Stemmer-Kaveri, hieß es, sei nur dank der steingefogenen Kraft der Süßschmeckertischen fast hundert Jahre alt geworden; habe er doch noch in seinem vier- undneunzigsten jeden Tag dreimal in der Krone des Baumes den Bauch voll Kirschen gegessen, bis er deren Steine unterm Kinn mit dem Daumen hätte betasten können. Mit Recht habe er sich immer großgemacht, das sei das gescheiteste von seinen gescheiten Werken gewesen, daß er den Süßschmecker an seinen richtigen Platz getan. Das müsse man halt so gewissermaßen im Gefühl haben, wo ein Baum hingehöre.

Zu meinen Bubenzeiten war der Süßschmeckerbaum im ganzen Umkreis bekannt und um seiner Stattlichkeit willen angesehen. Wenn ein Bauer auf schönem Heimwesen rückwärts lutscherte, pflegte man zu sagen, den hätte man halt auf den Hungerhubel verpflanzen sollen. Auch seinen Eigensinn rechnete man dem Süßschmecker hoch an. Er hatte die Gepflogenheit, in vollen Kirschenjahren mitunter zu feiern, wogegen er mit den Spätfrostern auf bestem Fuße stand und sich von ihnen keineswegs gefährden ließ. So kam es, daß er nicht selten, wenn im ganzen weiten Bann kaum ein paar saure Weichselkirschen zu finden waren, wie vom Wunder gesegnet über und über voll glänzend schwarzer Früchte hing, ein wahrer Spagenwallort und Bubentrost. Denn damals waren die Kirschen noch in doppeltem Sinne vogelfrei; man brauchte es nur klug anzustellen und sich nicht erwischen zu lassen. Ja so ein ergatterter Kirschenschmaus war nicht bloß ein Fest für Herz und Gaumen, nein, er trug überdies bei Kleinen und Großen abenteuerumgoldete Ehren ein.

Aber auch in Jahrgängen, die mit dem Kirschentrost dermaßen gesegnet waren, daß ein großer Teil, besonders der kleinen Brenn- kirschen, unbegebet und ruhmlos am Zweig verdorren mußte, blieb der Süßschmecker auf dem Kornwanghubel, wenn er zufällig den Ueberfluß mehrren half, der Mittelpunkt manches heimlichen Denkens und Trachtens. Das machte das Rühmlein, das über dem Baum schwebte, das machte die Würze seiner Frucht, der Glaube an deren lebensverlängernde Gesundheitskraft.

Mein Bruder hatte ihn den „Morgenbaum“ getauft. Wir konnten jeweilen zur Zeit des Kirschenreifens von unserem Kammerfenster aus die Sonne hinter seiner Krone heraufsteigen sehen. Der Baum wurde dann viel größer; es war ein Glühen und Leuchten in ihm, wie wenn er brennen würde. Da mußten die Kirschlein wohl auch etwas abbekommen.

Eines Sommers hatten wir Hofbuben den löblichen Beschluß gefaßt, zu keinem einzigen fremden Baum zu Gäste zu geben, als zum Süßschmecker. Es gab in jenem Jahr weitherum Kirschen die Fülle. Auch nachdem unsere eigenen Bäume im Wiesgarten und am Jachenrain ausgeplündert waren, hätten wir keinen Mangel leiden müssen. Aber erstlich wohnte der Stemmer-Galli in dem fast eine halbe Stunde entfernten Steinachern und pflegte höchstens ein- oder zweimal täglich nach dem Baume zu sehen, und zum anderen sprach auch die Ehrfucht ein Wörtlein mit: Denn es war nicht jedermanns Sache, den Süßschmecker zu er-

klettern. Da mußte einer manches Stücklein Kletterharz¹⁾ ge-
gessen haben, bevor er diesen Stamm zu bezwingen vermochte.

Anfänglich nahmen wir die Zeit der Mittagsstunde wahr, wo weit und breit niemand auf dem Felde schaffte. Aber der Galli mußte irgendwoher Wind bekommen haben, worauf uns denn nichts anderes übrig blieb, als daß wir uns mit dem späten Abend verbündeten.

So rückten wir also auch wieder einmal beim Junächten aus, mein Bruder, Gottlieb Bräm und ich. Wir pirschten uns im Schutze der Nachtraubecke nahe an den Baum heran und spähten wie gewohnt aus sicherer Deckung, ob die Luft rein sei. Die Vorsicht erwies sich diesmal als sehr angebracht. Wir waren nur erst wenige Minuten auf dem Anstand, als von der Dorfseite her ein Mann auf den Baum zukam. Nach seiner Größe und nach der Art, wie er beim Geben die Arme schlenkerte, die Ellbogen nach außen gerichtet, mußte es der Stemmer-Galli sein. Er bückte sich und tastete mit der Hand die Kette ab, mit der die umgelegte Leiter an den Stamm festgeschlossen war, worauf er sich auf den Leiterbaum setzte und ein Pfeifchen anzündete.

„Der hat's allweg nicht eilig“, flüsterte Gottlieb nach einer Weile, indem er sich behutsam auf den Rasen hinstreckte. Wie taten daselbe und richteten uns auf eine Geduldprobe ein, zu der wir dann auch reichlich Gelegenheit bekamen. Das Gemeindehausglöcklein von Steinachern verkündete bereits die zehnte Stunde, und der Stemmer-Galli saß immer noch unbeweglich auf seiner Leiter. Wir glaubten bald, er sei eingeschlafen, als er unversehens aufstand und unter lautem Gähnen die Arme reckte. „Sackermängiß — hat mir am End' einer einen Bären aufgebunden?“ sagte er halbblau zu sich selber. „Hänu — probiert man's halt ein andermal. Ein ungeschlafener Mensch ist nur ein halber Mensch.“ Er stoffelte noch ein wenig unterm Baume hin und her, um dann endlich abzuziehen.

Gottlieb wollte ungesäumt ans Werk, doch hielt ihn mein Bruder zurück. „Nur gemach, der Galli könnte Mucken im Grind haben!“ Erst als wir uns vor Ueberraschung ganz sicher fühlten, schlichen wir durchs taumasse Gras behutsam zum Baume hinüber. Gottlieb als der gewandteste Kletterer stellte sich als Aufstiegsbrücklein an den Stamm und wir halfen ihm nachher von oben so gut als möglich auch herauf. Auf bequemem Asthock schnauften wir dann erst ein wenig aus; denn jetzt kam die zweite, nicht etwa leichtere Arbeit.

Der weiß nur halb, was ein Baum ist, der nicht mit ihm um seinen Segen gekämpft hat. Es ist etwas Feindliches da, eine zähe verschwiegene Abwehr. Der Baum mag für den Vorübergehenden noch so wohlverzweigt und harmlos aussehen, man bekommt eine ganz andere Meinung von ihm, wenn man sich nur erst einmal rittlings auf einen der waagerechten Seitenäste hinausarbeiten will, ohne die geringste Handhabe über und neben sich zu finden. Und dann erst die schräg aufragenden Tragstämme der Nebenzwipfel, an denen mitunter kaum ein zermürbtes Nestlein dem Fuße trügerischen Halt verspricht! Man vermag es oft kaum zu glauben, daß so ein mächtiges Baumgebäude einmal ein zarter Sproßling gewesen, den ein Kind hätte aus dem Boden reißen und fortwerfen können.

Der Morgenbaum war schon gar nicht für bequeme Faulenzer eingerichtet. Auch für den frechsten Kletterjungen hatte er manche Aufruf zu knaden, besonders wenn man es zur Nachtzeit mit ihm zu tun hatte. Doch wir kannten uns auf ihm aus. Und wir wußten auch aus Erfahrung, daß er die schwere Arbeit wie ein König zu belohnen pflegte. Wer konnte sich etwas Feineres ausdenken, als so in einer Astgabel zu sitzen und zu schmausen, bis selber die Seele genug hat!

Wie immer, hielten wir der Höhe zu, wo keine Leiter hinreichte. Es ging uns so herrlich, daß wir den kleinen Aufschub bald vergessen hatten. Die Kirschen hingen uns förmlich in den Mund hinein, ganze Büschel, ganze Trauben. Und wie sie schmeckten, so zum Schmelzen weich und ausgereift! Es war, als ob der Sommer all seine Mühe an diesen Baum verschwendet hätte. „Der Galli sollte eigentlich der Sonne ein Trinkgeld geben“, sagte Gottlieb Bräm fast überlaut.

¹⁾ Ausgeflossenes und verbärtetes Kirschbaumharz, das angeblich zum Klettern geschickt machen soll.

„Bst!“ verwarnte ihn mein Bruder. Er wollte irgend etwas gehört haben.

Wir hielten uns eine Weile mühsenstill. Plötzlich vernahmen wir vom nahen Ackerweg her das Geräusch von Schritten. Es kam jemand gemächlich auf unseren Baum zu. Durchs Geäst hindurch konnten wir wahrnehmen, daß unten ein Streichhölzchen angefaßt, aber vom leichten Nachtgefäusel gleich wieder ausgelöscht wurde.

„Sackermängiß — grad das letzte!“ kam es mürrisch herauf. Aus dem Ton der Stimme und aus dem sonst wenig gebräuchlichen Wort zu schließen, stand der Stemmer-Galli wieder unten.

Wir waren im stillen jeder für sich der Ueberzeugung, daß er von unserem Vorhandensein keine Ahnung habe. Uns wahrzunehmen war ihm in der Dunkelheit unmöglich. Wir brauchten uns einfach nicht zu vermucksen, dann konnte er wieder abziehen wie das erstemal.

Also, wir warteten unbeweglich. Und der Stemmer-Galli wartete auch. Das Warten schien ihm eine göttliche Sache zu sein, was bei uns dreien schon weniger der Fall war, besonders da es für uns keine Möglichkeit gab, uns gegenseitig auch nur durch ein windiges Wörtlein zu verständigen.

Aus einer halben Stunde wurde eine ganze; es blieb alles beim alten. In Steinachern schlug es zwölf Uhr, abgedacht und doch freundlich wie immer: pämm — pämm — pämm!... Der Stemmer-Galli grunzte ein wenig unterm Baum und räusperte sich, als wollte er sagen: „Ja, ich habe es gehört. Schon gut!“ Mein Sitz in der Astgabel kam mir mit der Weile unbequem vor. Die andern müssen sich auch schämen, dachte ich. Und sie schickten sich, ich hörte nicht das leiseste Geräuschlein von ihnen.

Wiederum eine Stunde. Unser Sünderglöcklein schlug Eins. Da kam plötzlich eine Stimme zu uns herauf. Wir mußten uns wahrhaftig im ersten Augenblick besinnen, ob es nicht die Stimme des allwissenden Gottes sei; sie kam aber ohne allen Zweifel von unserem bewachten Wächter her: „Ihr könnt dann so allsgemach herunterkommen, wenn's euch paßt!...“

Keiner von uns rührt sich. Nach einer Pause kommt die Stimme wieder herauf, nichts weniger als streng, eher wohlwollend und leutselig: „Meint ihr, ich hab etwas gegen euch? Da wär ich wohl dumm! Eßt doch Kirschen, so viel ihr in die Haut hineinbringt, ihr braucht bloß zu sagen: „Es tut mir leid!“ Alle drei miteinander schön laut und deutlich: „Es — tut — mir — leid!“

Schweigen im Baume. Wie hatte er denn herausgebracht, daß wir unser drei waren?...

Wieder nach einer Pause fragt der Galli gelassen: „Habt ihr Kratten bei euch?“

Schweigen im Baum.

„Habt ihr Zweige abgebrochen?“

Schweigen. Gottlieb setzt sich auf seinem Astitz bequemer zu recht, ich desgleichen. Es schwebt etwas wie ein heimliches Kommando über uns: Solang der Zeit hat, haben wir auch Zeit...

Der Stemmer-Galli spazierte jetzt unterm Baume hin und her, wahrscheinlich um sich des Schlafes zu erwehren. Das dauerte eine gute halbe Stunde lang. Dann setzte er sich wieder auf den Leiterbaum.

„Sackermängiß — wenn ich nur wenigstens rauchen könnte!“ brummelte er bei sich selber. „Hat vielleicht zufällig einer von euch ein paar Zündhölzchen im Sack?“ fragte er fast bittend herauf.

Keine Antwort.

„Mit so einem Taubstummenein hat man allerdings nicht viel Kurzweil“, meinte der Galli jetzt launig. „Da muß alleweil einer allein schwatzen. Aber mir fällt das Maul nicht ab. Ich kann euch schon ein bißchen unterhalten, damit es schneller Morgen wird. Habt ihr vielleicht schon davon gehört, wie mein Großvater den Süßschmecker da auf diesen Platz gepflanzt hat? Das muß man nämlich wissen, die Kirschen sind nachher noch einmal so gut, schon wegen dem Glauben.“

Und nun erzählte er uns gemächlich und weitläufig die Geschichte des Baumes, schier von den ersten zwei Keimblättchen an. Wir kannten sie ja auswendig und merkten immer, wo der Galli am stärksten log; aber den Umständen gemäß unterbrachen wir ihn nie. Selbst die lähne Behauptung, seinem Großvater hätten in punkto Verstand zweiundzwanzig Gemeinderäte samt den dazu gehörigen Weibern die Stange nicht gehalten, ließen wir stillschweigend gelten; wir mußten nur immer über seine göttliche Aufgeräumtheit staunen und über die boshaften Witze, die er geschickt einzuflechten verstand.

„Habt ihr vielleicht wieder lange Zeit?“ fragte er nach einer Kunstpause. „Wenn's euch recht ist, so will ich gern auch noch

berichten, wie der Mauser-Jogg und der Viehhändler Kleiner von Steinachern vor vierzig Jahren dem Traubenwirt in Kirchdorf eine Maß Wein abzwickten. Die zwei, der Jogg und der Kleiner, haben im Traubenwirtschhaus miteinander eine Maß gewettet, ob der Kirchdorfer Käsbiffenturm vom Unterwind oder vom Oberwind umgeweht würde. Den Wein haben sie getrunken, aber auf die Fache muß der Wirt so lang warten, bis man weiß, wer die Wette verloren hat. Ja, früher, wo man noch nicht geschult gewesen ist, sind noch gescheite Sachen die Menge passiert. Es kommen mir bloß nicht alle zugleich in den Sinn. Nun, ihr habt es ja nicht so eilig, da kann ich schon noch dies und das ausstudieren.“

Wieder eine längere Pause. Da pläzt Gottlieb Bräm zu unserm Schrecken einsmals heraus: „Ich habe dann also drei Zünde hölzchen.“

Der Stemmer-Galli kommt in eine heftige Erregung. „Was? Du hast Feuer und sagst mir's nicht? Du Racker, du Unkraut, du Saulümmel! Jetzt muß ich mir Geschichten aus dem Grind herauspressen bis auf tausend, nur damit ich das verfluchte Laster des Tabakens vergessen kann — und du hast derweil Zündhölzlein im Sack! — Augenblicks mach dich herunter, oder soll mich der Büggel piksen, ich hol' dich an den hintern Beinen herab! — Sei, vorwärts! Wird's bald? Oder meinst du am Ende gar, ich tue dir etwas wegen der paar Kirschen? O je — da könnten meinethalb sämtliche Engel mit ihren Verwandten kommen, ich würd' ihnen noch Musik machen unterm Baum! Ich hab' doch bloß einzig herausbringen wollen, wer's von uns länger aushält, ihr oder ich.“

„Ist es Euch aber auch richtig Ernst mit dem allem?“ fängt Gottlieb ziemlich beherzt zu unterhandeln an.

„Sackermängiß — wenn ich etwas sage, so gilt es wie wenn's vom Notar verschrieben wärel!“

„Jaa — — und dann die andern?...“

„Löffelzeug — den andern geschieht im Himmel und auf Erden nichts!“ schwört Galli ohne Bedenken. „Kein Haar wird ihnen gekrümmt. Aber tubaken will ich jetzt und nicht in drei Wochen. Besinn dich wohl: noch vier Minuten, nachher steh' ich für nichts mehr gut: verzeigt müßt ihr sein, ihr Lederschlengelwar!“ Und er nannte uns alle drei beim Namen. „Ich hab das sonst nicht im Sinn gehabt, beimeid nicht, schon eueren Alten zulieb“, fuhr er fast wohlwollend weiter. „Aber wenn ihr's nicht anders haben wollt — nun gut! Erkennt hab ich euch, wenn jemand darnach fragen sollte, schon an der Manier, wie ihr auf den Baum geklettert seid; ich hab' euch nämlich vorher einmal bei Tag zugeguckt. — So, und jetzt zähle ich leise für mich auf fünfzig. Macht, was ihr für gut findet, das ist ganz eure Sache.“

„Wollen wir's nicht wagen? Der Gescheitere gibt nach“, flüsterte mir Gottlieb zu, bereits so gut wie entschlossen. Er machte sich, ohne meinen Bescheid abzuwarten, daran, von seinem Hochsitz auf ein tieferes Stockwerk abzurutschen, und wir folgten zögernd nach, von Siegesgefühl keine Spur.

„21 — 22 — 23 — 24...“ zählte Galli unten überlaut mahnend; nachher verschluckte er die Zahlen wieder.

Nun waren wir unten bei der Astwurzel angelangt; aber keiner wollte den Anfang machen. Der Stemmer-Galli sagte zu unserer Aufmunterung wieder ein paar Zahlen zwischeneraus laut her, und zwar in steigendem Ton: „42 — 43 — 44...“ Da ließen wir uns denn, einer nach dem andern, vom untersten Ragast auf den Rasen hinuntergleiten.

Gottlieb beeilte sich, an seinem Hofenboden ein Streichholz anzufachen und es dem Galli in der hohlen Hand hinzubalten. Der nahm den Dienst wohlgefällig an und sog und schmauchte mit Schlemmerbehagen. „Sackermängiß — so gut hat mir jetzt schon lange kein Pfeifchen mehr geschmeckt“, sagte er mit boshafter Anzüglichkeit. „Und daß ihr denn also nicht auf der falschen Fährte seid; ich habe nun das göttliche Recht, euch vor den Gemeinderat zu bringen, denn als der erste von euch seinen Ast losließ, war ich mit Zählen bereits auf 53. Was sagt ihr dazu?“

Wir sagten nichts dazu. Gottlieb räusperte sich zwar einige mal, doch er brachte seinen Protest nicht heraus.

Galli weidete sich eine Weile an unserer Verblüffung, worauf er uns großmütig beruhigte: „Habt keine Angst, ich spreng' euch nicht vor die Herren. Das sind auch frühere Kirschenbuben, ich will sie nicht in Verlegenheit bringen. Ueberhaupt, der Abend freut mich. Haben wir uns nicht unterhalten wie die Fürsten? Die reinsten Kinderlehre. Der Baum gilt mir jetzt noch etliche Nummern mehr als vorher. Es muß doch etwas Besonderes an ihm sein, daß es denen Buben eine halbe Nacht lang so berrgottenwohl sein kann auf ihm, ohne daß einer ein Kirschelein isset.“

Nach diesen Worten langte er unversehens aus und versetzte dem unmittelbar vor ihm stehenden Gottlieb Bräm eine ziemlich gefahrene Ohrfeige, entschuldigte sich jedoch fast gleichzeitig in ver-

bindlichster Weise: „Nicht übelnehmen, gäll! Es tut mir im Ernst leid! Aber ich bin dir die schuldig gewesen, weil du mir die Hündhölzchen so lange verheimlicht hast. Ich hab dir, wenn du dich recht besinnst, weiter nichts zugesagt, als daß dir wegen der Kirschen nichts geschehen würde. Und jetzt wünsche ich euch recht angenehme Ruhe.“

Er hielt jedem von uns die Prage hin; die war wie ein Wurzellnorren anzufühlen; er wäre leicht in der Lage gewesen, der Kinderlehrstunde einen viel unfreundlicheren Ausgang zu geben.

Wir zogen den Abschied nicht unnötig hinaus, sondern trollten uns unserer Wege, was der Galli seinerseits auch tat. Als wir uns außer Schußweite fühlten, stand mein Bruder plötzlich still und hielt auch uns an. „Der hat uns aber anders am Seil herabgelassen!“ sagte er ärgerlich. „Von Rechts wegen — ja, wenn's auf mich anlame, so wollten wir noch ein Halbstündlein daran setzen. Ich glaube, es hat ihn etwas heimgetrieben, sonst hätte er es nicht auf einmal so eilig gehabt!“

Der Reiz des Wagnisses war zu groß, als daß wir ihm hätten widerstehen können. Nach kaum zehn Minuten saßen wir wieder auf dem Baume, jeder an seinem Platz, und führten den unterbrochenen Schmaus mit großer Genugtuung zu Ende. Diesmal wurden wir nicht gestört. „So viel Kirschen hab' ich noch nie im Bauch gehabt“, sagte Gottlieb Bräm beim Abstieg ächzend. „Aber ich hab' mir halt besonders Mühe gegeben wegen dem andern. Man sollte eigentlich immer auf jeder Seite eine Watsche be-

kommen; mir ist immer, mein Kopf stehe noch jetzt ein bißchen schief.“ —

Viele Jahre später habe ich den Stemmer-Galli einmal am Wirtstisch an den Abend erinnert und ihm auch das Schlußergebnis seiner erzieherischen Bemühungen nicht verhehlt.

„Das hab' ich ganz genau gewußt, daß euch der Schelm noch einmal reiten würde“, gab er mir lachend zurück. „Aber erstlich mußte ich an jenem Morgen um zwei Uhr mit dem Nachbar Strehler zum Streuemähen ausrücken, und zum andern hab ich euch die paar Kirschen von Herzen, aber von Herzen gegömt.“ Er teilte mir nachträglich noch mit, daß er den Baum im kommenden Winter umzuliegen gedenke. „Der Stamm ist jetzt noch kerngesund“, sagte er. „Ich will nicht warten, bis er Gebrechen hat. Wenn man bloß eine Tochter aussteuern muß, gehört Hart-hölzernes zum Brautfuder. Und drei, vier Jahre brauchen Kirschbaumene Bretter immerhin, bis sie tot sind. Das Grittli ist jetzt neunzehn, und nach ihrer Beschaffenheit wird bis dahin denkwahl schon einer anbeißen; es braucht nicht einmal der erstbeste ab dem Hausen zu sein.“ Ich verschwieg ihm einstweilen, daß Grittli's Beschaffenheit mir auch schon zu schaffen gegeben hätte.

Zur gegebenen Zeit stand dann richtig ein Kirschbaumener Doppelast auf ihrem Aussteuerwagen, einer, der von sich reden machte. Aber der Wagen wurde auf einem Hofe abgeladen, dessen Besitzer keine Verfe verbrach.



G. Frick

Ein hundred Millionen Mark.

Während Deutschland vor dem Kriege 145 000 Pferde im Werte von 110 000 000 Mark vom Auslande bezog, hat die gewaltige Aufbauarbeit der Nachkriegszeit dazu geführt, daß wir heute in der Lage sind, unseren Gesamtbedarf aus der deutschen Zucht heraus zu decken.

Im Jahre 1930 wurden nur noch 12 900 Pferde im ungefähren Gesamtwerte von 7 400 000 Reichsmark eingeführt, davon 7 400 zum Kaltblutzollsatz von 140 Reichsmark. Die Haupteinfuhrländer sind Holland, Belgien, Dänemark und Oesterreich. Ausgeführt wurden

1913 5 965 Pferde = 5 965 000 Mark,

1930 21 300 Pferde = 6 900 000 RM.

Der Einfuhrüberschuß betrug demnach 1913 110 000 000 Mark, im Jahre 1930 nur noch 500 000 RM. Diese Zahlen beweisen, daß es dem deutschen Pferdezüchter

gelingen ist, in unermüdlicher Arbeit das Ziel: die deutsche Pferdezucht und -haltung unabhängig vom Auslande zu machen, zu erreichen. Die erfolgreiche Lösung dieser Aufgabe bedeutet:

Im Jahre 1930 haben die deutschen Pferdezüchter der nationalen Wirtschaft im zähen Kampf mit schwersten wirtschaftlichen Gewalten

mehr als 100 000 000 Mark

zu erhalten vermocht!

Zweifel und bisher Unbelehrbare mögen das erkennen, in sich gehen und der Pferdezucht wiederum diejenige Bedeutung im Wirtschaftsleben des deutschen Volkes einräumen, die allein diese wenigen Zahlen unumstößlich unter Beweis stellen!

Oberlandstallmeister Gatermann in Berlin.



Denkstein

für Geheimrat Dr. Andrä
auf Braunsdorf am Rittergut
Wilsdruff,

errichtet am 17. Sept. 1930 vom Landwirtschaftlichen Verein Wilsdruff unter Vorsitz des Gutsbesizers Otto Preußner in Kaufbach.

Es legten u. A. folgende Vereinigungen und Personen, zu denen Andrä als Gründer, Förderer, Mitarbeiter oder Freund in Beziehung stand, prachtvolle Kränze der Dankbarkeit und Verehrung nieder:

1. Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen,
2. Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer Dresden,
3. Verband der deutschen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften,
4. Gemeinde Braunsdorf,
5. Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft und Deutscher Landwirtschaftsrat,
6. Sächsischer Landbund,
7. Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft,
8. Sächsische Landwirtschaftsbank,
9. Baron von Schönberg auf Rothschönberg als Besitzer der Rittergüter Wilsdruff und Limbach,
10. Haftpflicht-Ver sicherungs-Genossenschaft sächsischer Landwirte,
11. Landwirtschaftliche Feuerversicherung,
12. Landwirtschaftsbank Wilsdruff,
13. Landbund Meißen,
14. Verein junger Landwirte Wilsdruff,
15. Pferdeversicherungsverein,
16. Die Weidegenossenschaften Birkenhain, Hennersdorf und Wendischcarsdorf,
17. Der Landwirtschaftliche Verein Spechtshausen,
18. Gutsbesitzer Andrä in Wadnitz für die Andräische Verwandtschaft.
19. Carl Wolf, Staupitzmühle zu Döbeln.

Winternacht.

Weiche, dunkle Flügel
breitet segnend sacht
über alle Hügel
nun die Winternacht.

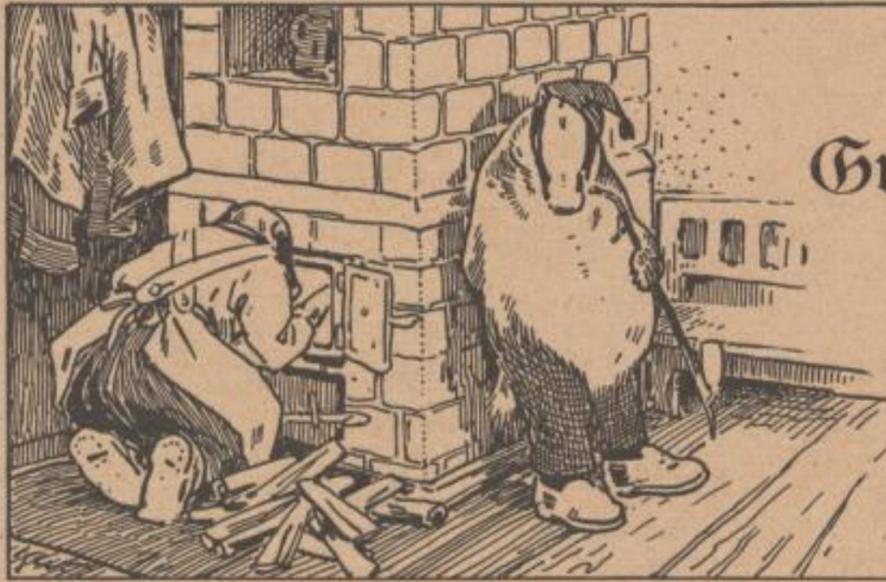
Ferne Lichter laden
hell mit weißem Schein —
auf verschneiten Pfaden
geh' ich still allein.

Und mir ist, als rühre
leise Hand mich an,
daß ich traumhaft spüre
toter Zeiten Bann.

Und mir ist, als schwimmen
in dem Nebelduft
längst verklung'ne Stimmen
rufend in der Luft.

Und mir ist, als winken
aus der Himmelsruh
mir im Sternensinken
liebe Augen zu . . .

Lulu von Strauß und Torney.



Grimbart, der Dachse.

Von Martin Braesß

in

Dresden.

Die großen Raubtiere sind längst aus deutschen Landen gewichen. Sie passen nicht mehr in unsere heutigen Verhältnisse. Braun, der Bär, der grobe, aber gutmütige Bursche, hat schon seit fast einem Jahrhundert sein deutsches Heimatrecht im bayrischen Hochgebirge verloren; selbst in den österreichischen, den schweizer und italienischen Alpen ist er sehr selten geworden. Auch der Wolf, der schlimme Geselle, ist den Nachstellungen der Menschen zum Opfer gefallen, und nur ausnahmsweise wechselt wohl mal noch ein hungriger Isengrim zu kalter Winterzeit aus den polnischen Wäldern oder aus den Vogesen über die Grenze; er wird dann bald zur Strecke gebracht. In Sachsen war's schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit den Wölfen vorbei. Auch dem Luchs, der großen, blutdürstigen Kage, ist es nicht besser ergangen; Fallens, Gift und die tödliche Kugel haben auch mit dem letzten auf deutschem Boden ausgeräumt. Auf Nimmerwiedersehn! Wir hören wohl noch mit Vergnügen die netten Geschichten, die das deutsche Märchen von den Räubern zu erzählen weiß; wir lassen uns durch die Ortsnamen, die wir ihnen verdanken — Bärenfels, Bärenbecke, Bärenburg oder Wolfsgrün, Wolfshügel, Wolfenbüttel u. a. — noch gern an die früheren wehrhaften Bewohner erinnern; wir stehen sinnend vor den „Wolfsäulen“, die man dem „letzten Wolf“ in dem oder jenem Revier zum Gedächtnis errichtet hat, und wir staunen über die große Menge von Bären, Wölfen und Luchsen, wie sie z. B. die im sächsischen Staatsarchiv aufbewahrten Jagdverzeichnisse der Kurfürsten des 17. Jahrhunderts nachweisen*) — aber wir trauern nicht um die wilden Gesellen und wünschen sie nicht wieder zurück.

Freilich, was uns übrig geblieben, ist wenig genug, dürftige, ja klägliche Reste. Die scheue Wildkage fristet nur noch in den Waldungen, Dickungen und Felsenklüften der Mosel und im Südbatz ein unsicheres Dasein; Keineke, dem schlauen Betrüger, wird überall nachgestellt, wo er sich zeigt — doch hat er's noch immer verstanden, dem Jäger ein Schnippchen zu schlagen — und Grimbart, der Dachse, ist auch schon recht selten geworden. Wohl mögen noch alle Waldgebirge Deutschlands den griesgrämigen Einsiedler beherbergen, aber die letzten Jahrzehnte haben doch auch mit ihm stark ausgeräumt. Ich habe die meisten Gebirgswälder unserer deutschen Heimat durchstreift, bin Keineke oftmals begegnet und habe mich an dessen hoffnungstroher Jugend ergötzt; selbst den Edelmarder und den Steinmarder habe ich in freier Natur angetroffen: aber nur ganz ausnahmsweise ist mir Grimbart einmal über den Weg gelaufen. Persönliches Mißgeschick — vielleicht. Indessen, ein besetzter Dachsbau muß, wenigstens für unsere sächsische Heimat, bereits zu den Naturdenkmälern zählen; in anderen deutschen Gauen mag Meister Grimbart auch heute noch etwas häufiger sein.

Ich weiß einen Dachsbau, gar nicht fern von der Großstadt; schon aus diesem Grunde verrate ich es nicht, wo er sich

*) In 106 Jahren, 1611 bis 1717, sind in dem damaligen Sachsen, das allerdings wesentlich größer war, als unser heutiges, 709 Bären, 6937 Wölfe und 505 Luchse zur Strecke gebracht worden.

findet. Der Förster hat mich hingeführt und mir erzählt, daß seit Menschengedenken Grimbart sein Heim hier aufgeschlagen hat. Alte Forstkarten bezeugen es; mehr als hundert Jahre lang besteht diese ehrwürdige Burg. Die mächtigen Buchen, die heute den Hang beschatten, mögen schwächtiges Jungholz gewesen sein, als die ersten Dachse sich ansiedelten, und das starke Wurzelgeäst, das die gewaltigen Felsenrümmer umfaßt hält, war damals gewiß nur ein schwaches, weitmaschiges Netzwerk. Aber die Höhlungen zwischen den Steinrümern boten hinreichenden Schutz. Viele Zugänge führen hinab in die Tiefe, wo sich im lockeren Boden mit Leichtigkeit drei oder vier Kessel ausgraben ließen — wozu hat man denn die schaufelförmigen Krallen an den Füßen —, der eine immer tiefer als der andere, stufenmäßig bis hinab zu dem Hauptkessel. Die Röhreneingänge sind versteckt zwischen den Wedeln vom Adlersfarn, zwischen Brombeergerank und Himbeergerüpp; nur der Haupteingang, wo all das Stengel- und Blattgewirr niedergetreten und der lehmige Boden geglättet ist, verrät uns, daß der Bau „befahren“ ist — heute wie vor mehr als hundert Jahren.

Herbst ist es, Ende September. Rotgolden ist die Sonne zur Küste gegangen hinter dem gegenüberliegenden Hang; weißliche Nebel steigen vom Tal auf. Jetzt ist es Zeit für den Burgbewohner, den Bau zu verlassen, um nach Nahrung Umschau zu halten. Aber heimlich muß es geschehen, ganz heimlich! Die Hühnerjagd hatte schon am Morgen die Jäger ins nahe Feld gelockt; bis hinab in die Burg hörte man das Schießen, und wer weiß, ob nicht dort auf der Kanzel am Waldestrand der Grünrock jetzt schon auf Anstand sitzt, den Bod endlich zur Strecke zu bringen, auf den er's seit Tagen abgesehen hat. Vorsichtig schiebt der Dachse den spitzen Kopf aus der Röhre; er windet aufwärts, nach rechts und nach links. Dann ein paar Schritte; nun steht er im Freien zwischen den silbergrauen Buchenstämmen. Kräftig schüttelt er seine stichelhaarige Schwarte, daß der Erdstaub herausfliegt und all das Flohgesindel, das er vielleicht von seinem Nachbar aufgelesen hat, dem Fuchs, der nur wenig Schritte entfernt gleichfalls in einem unterirdischen Bau wohnt. Mit seinem Ungeziefer und seinem Gestank ist ihm Keineke und die ganze Fuchsfamilie herzlich zuwider.

Und wie liederlich sieht es aus vor deren Haustüre: ein Krabbenflügel, der Schädel eines Karnickels, Taubensfedern, stinkende Fleischreste und Knochen, umsummt vom Fliegengeschmeiß, wenn die Sonnenstrahlen ihren Weg durchs dichte Buchenlaub zum Eingang von Malepartus, der Raubhöhle, finden. Wie sauber dagegen Grimbarts Wohnung, selbst wenn sich zur Pfingstzeit die heranwachsende Jugend täglich ein Weilchen vor der Burg tummelt. Kot liegt nirgends umher; den vergräbt der Dachse sorgfältig etwas abseits dort zwischen den Jungfichten, zu denen ein schmaler, ausgetretener Pfad führt. Jetzt erscheint auch die Dächsin auf dem Plan. Seit einem Monat wohnt sie mit dem alten Griesgram zusammen; im übrigen aber geht sie ihre eigenen Wege. Sie kümmerst sich auch jetzt nicht um den Gemahl, sondern trottet gemächlich den Hang hinab ins Tal, wackligen Gangs. Ein Weilchen noch leuchten ihre hellen Seiten im Zwielflicht, dann ist die plumpe Gestalt im Nebel lautlos verschwunden. Vielleicht sucht Frau Grimbart drunten den Obstgarten auf hinter der Mühle, wo süße Birnen

und saftige Pflaumen massenhaft am Boden im Gras liegen; vielleicht klettert sie auch über die niedrige Steinmauer, die an der Südlehne des Tals den Weinberg umschließt, nach den Trauben zu schauen, ob die ersten wohl reif sind. Die Vorliebe für diese Gottesgabe teilt sie mit Keinele. Unterdessen „sticht“ und „würmt“ der Gatte im Buchenwalde; er bricht die Erde auf, lange oberflächliche Furchen, auch mal ein tieferes Loch, daß man meint, Frischlinge hätten mit ihrem schnuppernden Rüssel die Bodendecke durchwühlt. Tausend Leckerbissen, die er hier findet: Würmer, allerlei Insekten und deren Puppen. Selbst die Steine wendet er um; die Blind-schleiche, die sich hier verborgen glaubte, ist ihm willkommen, und wenn's eine Kreuzotter wäre, sie wird schnell überwältigt und schmatzend verzehrt. Den Giftzahn des Reptils fürchtet der Dachs ebensowenig wie der Igel, und sollte er doch mal einen Biß davontragen, einen erwachsenen Grimbart kümmert das nicht; gegen Schlangengift ist er gefeit. Aus Wespenstichen macht er sich auch nichts; ja mit Vorliebe gräbt er nach den Nestern dieser wehrhaften Kerbtiere und verschluckt sie samt ihrer Brut. Zwischen giftigen und essbaren Schwämmen kennt er kaum einen Unterschied; er frißt, was sich bietet. Leider sind auch die bodenständigen Vogel-nester nicht sicher vor ihm; die Eier schlürft er, und die junge Brut verschluckt er, als ob's Engerlinge wären. Der Förster hat mir oft geklagt, daß Hühner und Hasanen in seinem Revier durch den Dachs stark zu leiden haben.

Wenn die ersten Wintertage kommen, verläßt der Einsiedler den Bau nicht mehr; zusammengescharrtes Laub und Gras hat er durch den Laufgang in den tiefsten Kessel hinabgezerrt. Hier liegt er nun, eng an die Gattin geschmiegt, und verschläft die harten Tage des Winters. Mag es schneien wie's will, mag der Sturm toben und der Frost den Baumstamm zersplittern, Grimbarts kümmert es nicht in der warmen Höhle, metertief unter der Erde. Wenn aber die Februarsonne wieder höher vom Himmel herabscheint, da schnup-pern die beiden am Burgeingang zum erstenmal wieder mit Wohlgefühl die wonnige Luft ein, suchen ihr „Vertchen“ auf unter den Fichten und beginnen dann wieder zu „würmen“ in dem abgestorbenen Laub unter dem Schnee, auch tiefer im Boden, dessen Oberschicht die Feuchtigkeit unter dem Einfluß der Sonne bereits durchweicht hat.

Im März zieht junges Leben in der unterirdischen Burg ein. Drei Kinder hat Frau Dächsin zur Welt gebracht, hilflose Geschöpfchen, blind noch und zahnlos, die runden Körperchen von weißlichem Haarleid nur dürftig bedeckt, daß die Haut rosig hindurchschimmert. Zu schlafen und am Milchquell zu saugen, darin besteht ihre einzige Beschäftigung. Die Dächsin ist die beste Mutter der Welt. Tagsüber trinkt und wärmt sie die Kleinen, und nur zu nächtlicher Stunde schleicht sie lautlos hinaus, nach Beute zu suchen, daß der lebenspendende Quell nicht versiegt. Jetzt ist die stürmischste Zeit in Grimbarts Ehe. Naht sich der Vater den Kindern, ja zeigt er sich nur in einer der Laufröhren, gleich faucht ihm die Alte wütend entgegen: „brumb, wuwu“, bleckt ihre Zähne und zauft ihn tüchtig am Fell, daß ihm das Wiederkommen vergeht. Sie weiß schon, warum sie es tut. Dem Vater ist nicht zu trauen; das Räuber-wesen steckt ihm im Blut, und die eigenen Sprößlinge sind nicht sicher vor seiner Gier, wenigstens nicht in den ersten Wochen ihres Daseins.

Allmählich wachsen die kleinen Dächse heran; längst haben sich ihre Augen geöffnet, und die Perlenzähne im Schnäuzchen verlangen schon derbere Kost. Hütet euch jetzt ihr Karnickel und Junghühner, hütet euch ihr Hasanen und Hühner und ihr am Boden brütenden Kleinvögel; der böse Feind streift zu nächtlicher Stunde durch sein Revier! Bald dürfen auch die Kleinen die Mutter ein Stückchen begleiten; sie zeigt ihnen, wie man die Würmer und Engerlinge, auch saftige Wurzeln aus der Erde gräbt, wie man Heuschrecken, Maitäfer und Kogläfer fängt oder die Nachtfalter, die einem um den Kopf schwirren, auch spielt sie wohl ein wenig mit der kleinen Gesellschaft vor dem Höhleneingang im dämmernden Abend. Ihr erstes Kinderkleidchen haben die Jungdächse längst abgelegt; sie gleichen bereits den Eltern: weißgrau der Rücken, Unterseite und Beine fast schwarz, als schönste Zierde aber der tiefschwarze Seitenstreifen, der fast von der Schnauzenspitze an über das Auge bis in den Nacken zieht und von dem sich das reine Weiß der Stirn, der Wangen und Ohren sehr wirkungsvoll abhebt.

Bald nachdem die Sonne ihren höchsten Bogen am Himmel beschrieben hat, lösen sich immer mehr die Bande zwischen Mutter und Kindern und die zwischen den Geschwistern. Die Jugend ist nun so weit, sich selbständig durch die Welt zu schlagen; um einen Unterschlupf hier oder dort ist sie nicht bange. Der Förster meint, all die Dachsbau, die sich hier im Gebirge finden — vier oder fünf mögen es sein — sind Ableger der alten Burg auf seinem Revier, die dafür sorgt, daß Grimbarts Familie nicht ausstirbt, und er ist stolz darauf, in dem so alten Geschlecht bei sich Herberge zu geben. „Raubtiere“, sagt er, „sind's doch nicht ganz in dem Sinne wie Marder, Fuchs und Wildkatze. Zwar ist's ein Raub-tiergebiß, das ihnen Mutter Natur mit auf den Lebensweg gegeben hat, aber Grimbarts Speisezettel beschränkt sich keineswegs auf warmblütige Beute, auch Kriechtiere, Lurche und wirbellose Kleingetier liebt der Dachs, wie er sich auch an Pflanzenkost hält. Die vielen Wildrosen, Himbeer- und Brombeersträucher, die niemals in der Nachbarschaft seines Baues fehlen, pflanzt er sich selbst, wenn auch in etwas anderer Art, als die Gärtner unter uns Menschen.“

Und der Grünock hat recht. Grimbarts Vettern in den östlichen Hochsteppen mögen wilde Raubtiere sein, die nachts manches Jungtier aus der Herde reißen, aber unser gemütlicher harmloser Dachs, der plumpe, philiströse Gesell hat westeuropäische Kultursitten angenommen und ist schon beinahe ein nützliches Glied unserer Tiergesellschaft geworden, den man ruhig sollte gewähren lassen, zumal er heute nirgends mehr so häufig auftritt, daß er die Niederjagd ernstlich gefährdet. Unser sächsisches Jagdgesetz erkennt dies auch an; denn während es dem Fuchs und dem Iltis keine Gnadenfrist gönnt, gewährt es dem Dachs eine Schonzeit vom 1. Februar bis zum 31. August, daß er ungestört seine Nachkommenschaft großziehen kann.

Möge der Förster, möge jeder Jagdberechtigte, deren es so viele unter den Landwirten gibt, dafür sorgen, daß die wenigen Dachsbau unserer Heimat erhalten bleiben und die Zeit niemals komme, wo man wie dem Wolf auch Grimbart ein Denkmal setzt: „Hier grub man den letzten Dachs im Revier aus!“

Ich hab' es mir zum Trost eronnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:

Ich zage nicht, es muß sich wenden
Und heiter wird die Welt ersteh'n,
Es kann der rechte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren geh'n.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Theodor Storm (Epilog 1850.)

Der Verband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine im eheml. Königreiche Sachsen und die ihm angeschlossenen Vereine.

Vorsitzende: Käthe Jung, Rittergut Mühlbach bei Wurzen

1. Stellvert. Vorsitzende: Emilie Burg, Rittergut Oberkennitz bei Löbau

2. Stellvert. Vorsitzende: Elise Langer, Knobelsdorf b. Waldheim i. Sa.

Geschäftsführerin: Margot v. Seydlitz, Dresden

Geschäftsstelle: Dresden-A. 1, Sidonienstraße 14, Lg. Fernspr.: Sammelnummer 25146.

Reihenfolge: Sitz des Vereins, Name und Wohnort der Vorsitzenden. — Wo kein Wohnort angegeben ist, ist der Sitz des Vereins auch der Wohnort der Vorsitzenden.

Bezirk der Kreisdirection der Landwirtschaftskammer Dresden.

1. Bohra, Martha Crome, Glausnitz b. Königsbrück i. Sa.
2. Dresden-Land, Käthe Anders, Kloßsche, Königsbrücker Straße 84
3. Dürrröhrsdorf, Johanna Gargill, Elbersdorf b. Dürrröhrsdorf
4. Dippoldiswalde, Magdalene Flemming
5. Frauenstein, Anna Grahl
6. Freiberg, Frieda Berger, Kruppenhennersdorf b. Halsbrücke
7. Gersdorf, Martha Eichler, Hartmannsbach b. Gottleuba
8. Großenhain, Elisabeth Funke, Kottewitz, Priestewitz-Land
9. Großschirma, Selma Vöhr, Rothenfurth b. Großschirma, Nh. Freiberg
10. Helmsdorf, Ella Hald, Oberhelmsdorf Nr. 4 bei Dürrröhrsdorf
11. Kalkreuth, Nh. Großenhain, Elise Bahr
12. Langenwolmsdorf b. Pirna, Johanna Herrmann
13. Lampertswalde b. Großenhain, Helene Böhme
14. Lommatsch, Adele Blümich, Jessen b. Lommatsch
15. Meißen, Elise verw. Abbel, Meißen-Alt-Zaschendorf 12
16. Miltitz-Roitzschen, Elisabeth v. Seyniz, Miltitz, Meißen-Land
17. Nassau, Erzgeb., Frida Richter
18. Neustadt, Margarethe Oberländer, Polenz b. Neustadt
19. Rössen, Maria Schaeffer, Raupitz b. Starbach, Nh. Meißen
20. Pirna, Agnes Döring, Langenhennersdorf, S. Schweiz, Nh. Pirna
21. Preßschendorf, Nh. Dippoldiswalde, Bertha Seidler
22. Radeburg, Marie Mißbach, Freiteltsdorf b. Mittellebersbach, Nh. Großenhain
23. Riesa, Nora Rudolph, Promnitz, Riesa-Land
24. Höckendorf, Anna Moritz, Obercunnersdorf b. Dippoldiswalde
25. Schönfeld, Martha Wirthgen, Maltschendorf, Post Schönfeld, Bezirk Dresden
26. Spechtshausen, Elisabeth Gähner, Hartha-Hintergersdorf b. Tharandt
27. Weißig, Hilde Strehle, Delsnitz b. Lampertswalde, Nh. Großenhain
28. Wilsdruff, Marie Kaiser, Grumbach, Dresden-A. 28 Land

Bezirk der Kreisdirection der Landwirtschaftskammer Leipzig.

29. Bad Lausitz, Magdalene Schellhorn, Elbisbach, Bad Lausitz-Land
30. Beerwalde, Sidonie Ehrlich, Reinsdorf, Mittweida-Land
31. Bergisdorf, Post Lobstädt, Bezirk Leipzig, Hilda Eißner
32. Bernsdorf, Hildegard Gehrt, Schleenhain, Pegau-Land
33. Dahlen i. Sa., Anna Beyer

34. Döbeln, Baleska Mehner, Großbauchitz b. Döbeln
35. Dölzig, Helene Kreller, Günthersdorf, Post Schkeuditz, Bezirk Leipzig
36. Eula, Flora Semper, Saubitz, Borna-Land, Bez. Leipzig
37. Frohburg, Hedwig Schilling, Wolfstiz, Borna-Land
38. Gagen, Gertrud Finke, Auligk, Post Großsch, Bezirk Leipzig
39. Geithain, Gertrud Anger, Ottenhain b. Geithain
40. Grehwitz, Joh. Kleinert, Solzern a. d. Mulde
41. Großstorkwitz b. Pegau, Helene Dieß
42. Großwischstanden, Frida Gerth-Morigsch, Schnaudertreibitz b. Großsch
43. Großsteinberg, Bezirk Leipzig, Margarete Siegel
44. Hainichen, Bad Lausitz-Land, Bezirk Leipzig, Elise Steiger
45. Hainichen, Milda Berger, Moberndorf, Mittweida-Land
46. Hartha, Hedwig Däweritz, Steina, Post Saalbach, Nh. Döbeln
47. Hirschfeld, Luise Pöglch, Wolfshain b. Beucha, Nh. Grimma
48. Hohenheida, Leipzig C 2 Land, Martha Feuscher
49. Kitzscher, Post Dittmannsdorf, Bez. Leipzig, Stefanie v. Arnim
50. Knobelsdorf b. Waldheim, Elise Langer
51. Lampertswalde, Dschas-Land, May v. Thielau
52. Liebertwolkwitz, Clara Refardt, Großpössa, Post Liebertwolkwitz
53. Leisnig, Marga Otto, Albertstraße 8
54. Markranstädt, Marie Seidler, Gärnitz b. Markranstädt
55. Mülbis, Marietta Wünnig, Trages, Post Dittmannsdorf, Nh. Borna
56. Mügeln, stellvert. Vors. Tosca Claus, Mahris, Dschas-Land
57. Mugschen, Frieda Kraft, Zschannewitz, Leisnig-Land
58. Nerchau, Frieda Weidel, Schmorditz b. Nerchau
59. Dschas, Elise Schubert, Altochaj b. Dschas
60. Otdorf, Döbeln-Land, Gertrud Böhme
61. Schwarzbach, Annemarie Maurer, Rochlitz, Edw. Schule
62. Strehla, Flora Lorenz, Ledwitz, Dschas-Land
63. Thierbach, Post Dittmannsdorf, Nh. Borna, Johanna v. Auenmüller
64. Taucha b. Leipzig, Marie Zinnert
65. Waldheim, Helene Wagner, Meinsberg b. Waldheim
66. Bernsdorf, Bezirk Leipzig, Hila v. Sydow
67. Wurzen, Käthe Jung, Mühlbach, Wurzen-Land.
68. Ziegra, Döbeln-Land, Gertrud Schmidt
69. Zöpen, Clara Graupner, Rahnsdorf, Borna-Land, Bez. Leipzig

Bezirk der Kreisdirection der Landwirtschaftskammer Chemnitz.

70. Annaberg, Elisabeth Raumann, Geyer b. Annaberg.
71. Aue, Alma Günther, Aue-Zelle i. Erzgeb.
72. Auerswalde b. Chemnitz, Saupe.
73. Augustsburg, Frieda Böhme, Jägerhof.

74. Burgstädt, Frieda Müller, Mohsdorf b. Burgstädt.
 75. Chemnitz, Helene Gese, Chemnitz-Bernsdorf, Zichpauer Straße 186.
 76. Chemnitzthal, Milda Donner, Clausnitz b. Markersdorf, Chemnitzthal.
 77. Drebach (Erzgeb.), Anna Gläser, Nr. 8.
 78. Gultitzsch, Bezirk Zwickau, Ella Richter.
 79. Ebersbrunn, Nh. Zwickau, Paula Fröhlich.
 80. Einsiedel, Bezirk Chemnitz, Helene Dertel.
 81. Eppendorf, Sa., Emilie Frenzel, Nr. 86.
 82. Frankenberg, Frieda Arnold, Mühlbach b. Frankenberg.
 83. Geringswalde, Nh. Rochlitz, Elisabeth Eickrich.
 84. Gersdorf, Bezirk Chemnitz, Frieda Kreisbmar.
 85. Görigshain, Luise Bonitz, Wiederari, Nh. Rochlitz.
 86. Hartmannsdorf b. Chemnitz, Olga Dehne.
 87. Hartmannsdorf, Bezirk Zwickau, Minna Friedrich.
 88. Hermsdorf, Ella Bauch, Bernsdorf b. Hohenstein-Ernstthal-Land.
 89. Königshain, Bezirk Leipzig, Elisabeth Genge.
 90. Marienberg (Erzgeb.), Marie Morgenstern.
 91. Meerane (Sa.), Viddy Töpfer, Gerberstraße 4.
 92. Mittelbach b. Chemnitz, Martha Ludwig, Nr. 8.
 93. Mittweida, Marga Knoll, Altmittweida, Nh. Rochlitz.
 94. Mühlau, Bezirk Leipzig, Dora Berger, Nr. 159.
 95. Niederhermersdorf b. Chemnitz, Doris Felix.
 96. Oberfrohna, Marianne Koch, Bräunsdorf b. Oberfrohna.
 97. Oberlungwitz, Milda Speck.
 98. Dederan, Gertrud Klamm, Gahlenz b. Dederan.
 99. Oberhau (Erzgeb.), Johanna Graßmüller.
 100. Penig, Hedwig Uhlig, Obersteinbach b. Penig.
 101. Rochlitz, Else Winkler, Rogwitz b. Rochlitz.
 102. Röhrsdorf b. Chemnitz, Martha Scheibner.
 103. Reinsdorf b. Zwickau, Ella Rudolph.
 104. Rothenbach b. Glauchau, Selma Kain.
 105. Ruhdorf b. Oberfrohna, Leonie Heinzig.
 106. Stangengrün b. Auerbach-Land i. B., Marie Wappler.
 107. Reustädtel, Klara Friedrich, Schneeberg-Reustädtel.
 108. Stein, Bezirk Leipzig, Alwine Heine.

109. Stollberg, Marie Gränig, Erlbach-Kirchberg b. Stollb.
 110. Thum (Erzgeb.), Martha Hofmann, Wiesenstraße 293.
 111. Voigtsgrün, Bezirk Zwickau, Camilla Schubert.
 112. Waldenburg, Wilhelmine Vogel, Langenchursdorf, Post Glauchau-Land.
 113. Zwickau, Elisabeth Barth, Stenn b. Zwickau.
 114. Zschopau, Ilse Huhn, Dittersdorf i. Erzgeb.
 115. Wolfersgrün b. Kirchberg i. Erzgeb., Klara Niesel.

Bezirk der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer
im Vogtland.

116. Auerbach, Hildegard Fischer, Rodewisch, Bezirk Auerbach i. B.
 117. Lengsfeld, Marie Hammisch, Grün, Post Lengsfeld i. B.
 118. Pausa i. B., Hanna Dietrich.
 119. Plauen, Fanny Hager, Oberlosa b. Plauen i. B.
 120. Rothenkirchen, Oly Niesel, Bernesgrün i. B.
 121. Frankenhäusen, Margarethe Hertel, Werdau, Odm. Schule.

Bezirk der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer
Bauzen.

122. Bauzen, Dr. Dorothea Derligki, Pommritz b. Bauzen.
 123. Bischofswerda, Erna v. Lippe, Demitz-Thumitz, Nh. Bauzen.
 124. Bernstadt, Hildegard Hauspach, Dittersbach b. Ostrik.
 125. Löbau, Hedwig Dürr, Wendisch-Paulsdorf b. Löbau/Sa.
 126. Pulsnitz, Dorothea Weikmann, Pulsnitz M. S.
 127. Schirgiswalde, Winkler, Crostau b. Schirgiswalde.
 128. Zittau, Wanda Held, Mitteloderwitz, Post Niederoderwitz, Nh. Zittau.
 129. Ramenz, Hanna Rade, Bischheim-Gersdorf i. Sa.

Chor der Bäuerinnen.

Wir sind die Stillen im Lande,
Wir sind das vergessene Heer,
Wir streiten den Streit mit dem Leben
Schier ohne Rat und Lehr.

Wir tragen auf unseren Schultern
Des Werktags bleierne Last —
Wir ziehen Rosen im Garten
Und laden die Freude zu Gast.

Sie kommt nicht mit Festen und Kränzen,
Begehrt weder Dank noch Sold,
Sie blüht uns im Kinderlachen,
Sie reißt uns im Erntegold.

Die Sonne ist unser Zeichen,
Sie bräunt uns Wange und Arm;
Wir largen mit zuckernen Worten,
Auch schweigende Liebe hält warm.

Es ist in unsern Seelen
Viel Wissen um heimliche Not,
Die Erdkraft muß uns erlösen,
Der Lehre heiliges Brot.

Aus Bauernblut und -boden
Stieg mancher zu Sieg und Glück;
Auf uns, auf die Stillen im Lande,
Fällt auch ein Rühmlein zurück.

Alfred Huggenberger.

Reige.

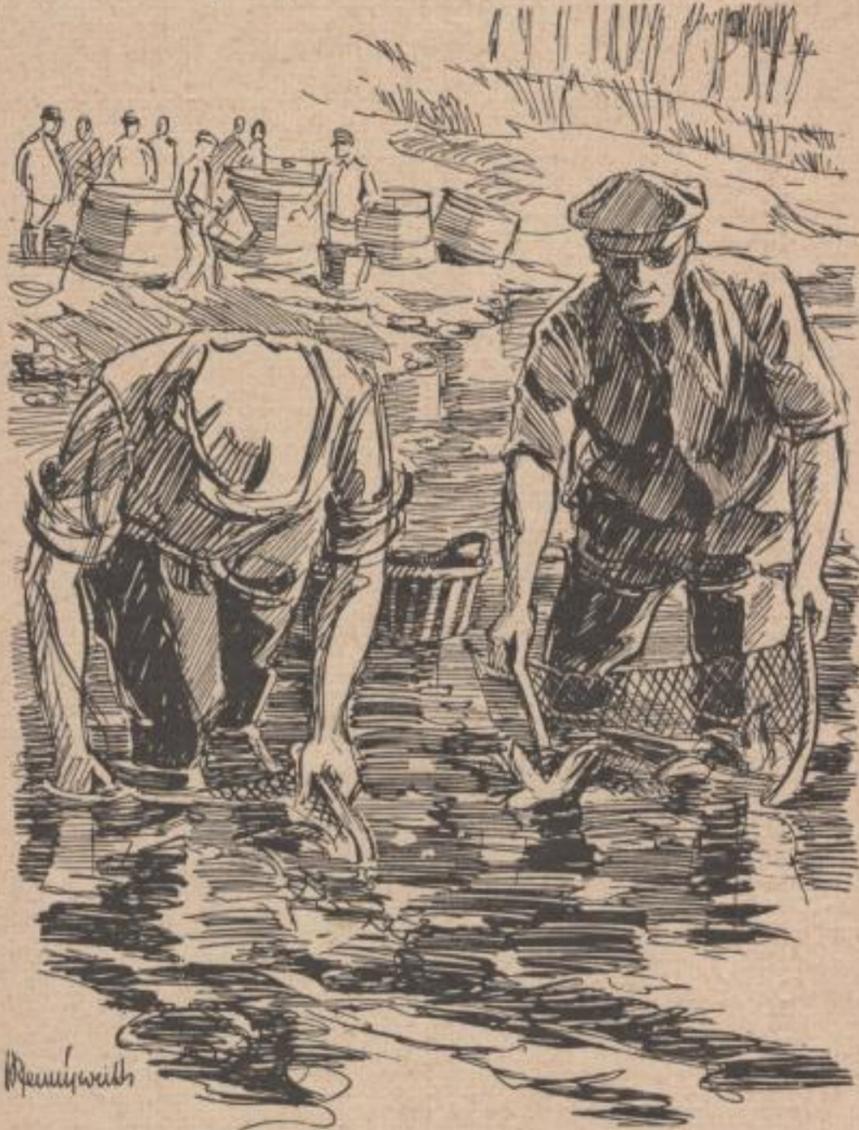
So hoch und feierlich die herbe Luft!
Vom Laub umraschelt schon die schmale Steige,
Und süß durchweht von reifer Aepfel Duft.
Die Linde reckt die bronzegoldnen Zweige,
Der Wein hängt Purpurketten um das Haus —
So reich und reif ist dieses Sommers Reige
Und leuchtend wie ein letzter Aesternstrauß!

Lulu von Strauß und Torney.

Lehrausflug zum Teichfischen bei Oberau.

Von Dr. Horst Höfer in Meissen.

Für den „Großteich“ des Rittergutes Oberau, in einem Westzipfel des Moritzburger Waldes gelegen, war Teichfischen angelegt. In aller Herrgottsruhe waren wir, Lehrer und Schüler, zur Stelle. Statt einer geschäftigen und zuschauenden Menschenmenge trafen wir aber zu unserem Erstaunen weiter Niemand an als einen



Reinhold

Das Fischen mit dem Ketscher

Wächter, verschlafenen Wächter. Er war keineswegs erfreut über die unerwartete Störung, trock aber doch aus seiner einem Schäferlaren ähnlichen, fahrbaren Holzliste mit Dach, Rädern und Deichsel ausgestattet, heraus. Er gab uns die Auskunft, daß das Teichfischen wegen zu langsamem Wasserablaufes um 24 Stunden verschoben sei und — wie Fischdiebe sahen wir ja schlechterdings nicht aus — schob sich wieder in seinen fensterlosen, mit Stroh ausgepolsterten Schlafwagen zurück. Was tun? Mit Schulehalten war nichts mehr. Sollte man nun morgen wiederkommen? Gut, wenn der verlorene Tag anderweitig eingeholt wird. Die Enttäuschung über das entgangene Schauspiel wäre sonst zu groß gewesen.

Also, am nächsten Morgen waren wir wieder zur Stelle. Der Fischwächterkarran stand leer beiseite. Etwa 150 Menschen bevölkerten den kieferbestandenen Damm am Teichausfluß, wo der vergitterte „Möndch“ nunmehr schon fast ganz im Trockenen steht. 150 Menschen, von denen die meisten müßige Zuschauer, einige wenige Käufer und noch weniger Tätige sind. Bis auf eine etwa 300 Quadratmeter messende Pflüge, zu der sich Rinnsale durch den schwarzen, im Frühlicht silbern glänzenden Schlamm schlängeln, ist der ganze zehn Hektar große Teich abgelassen. In dieser Restlache stehen Männer in gebückter Haltung und fischen mit sogenannten Ketschern, kurzgestielten Handnetzen, die auf kleinem Aufenthaltsraum zusammengedrängten Fische, Karpfen, Schleien und einige Hechte müdelos heraus. Die Beute kommt, vorher nach Fischarten auf flachen Holztabletten sortiert, am Ufer in Bottiche, die in langer Reihe nebeneinander stehen. Das ist zugleich der Fische Bad, das sie vom Schlamm reinigt. Aus diesen Behältnissen trägt man die zappelnde

Ware, abermals mit Ketschern herausgehoben, in zweihenkligen Körben, allemal etwa einen Zentner, hinauf auf den Damm. Dort oben harrten sechs Fischtransportwagen, mit den dicken schweren Säulen des Rittergutes bespannt, des Beladenwerdens und der Abfuhr, beim zu den Fischbehältern im Oberauer Schloßteich. Je zwei Fässer lagern der Länge nach auf dem Wagen. Ein wulstiger, geflochtener Strohkranz liegt wie ein Trichter um die beträchtliche, in die Dauben geschnittene Saßöffnung. Die Luft statt Wasser schnappenden Kaltblüter purzeln wieder in ihr Element zurück, manche, die es allzu eilig hatten, zunächst daneben auf das Wagenbrett oder noch tiefer in den zergleisten, feuchten Waldboden.

Daß der Großteich ein „Himmelsteich“ ist, haben meine Schüler gar schnell erfaßt. Kein Bach, nur der Himmel mit seinen Niederschlägen speist und erhält die Wasserfläche. Besetzt ist sie in der Hauptsache mit Karpfen, die heute wohl bis auf den letzten trotz Sträubens in die Transportfässer gefüllt wurden. Vor zwei Jahren waren ihrer 1050 Stück „Einsömmrige“ aus Schweinfurth, der Fischzuchtanstalt unweit Gröditz bei Riesa, gekommen, alle jung, froh, frisch, trotz der weiten Reise. Da aber mußten sie ins kalte, tiefe Wasser des waldumstandenen Teiches. Viele erkälten sich dabei. Ja, auch kaltblütige Fische können sich erkälten, wenn sie einen zu jähen Temperaturwechsel erleiden. Viele erkälten sich sogar zu Tode, nachdem sich die dünne Oberhaut und selbst die dicke Lederhaut in Fetzen bis zur Entblößung der Muskein abgelöst hatte. Im zweiten Jahre ihres Daseins rückt die ganze Gesellschaft so gewissermaßen in eine Klasse höher, in die der „Zweisömmrigen“. Wird im Mai das Wasser wärmer, so kommt der Hunger, der sie vom Herbst an während aller vorbergehenden Monate niemals geplagt hat. Da genügt dann nicht bloß die natürliche Nahrung, die der Teich in seiner Unzahl von Wasserflöhen, Hüpfelungen, Flohtreibern, Schnecken und allerlei Insektenlarven bietet. Der Mensch muß hinzuliefern. Er weiß, daß auch der Karpfen, ganz wie er selbst, ein Allesfresser ist. Vom Mai bis Ende August kam alle zwei Tage ein Mann vom Rittergut und streute an flachen Uferplätzen jedesmal einen



Reinhold

Reinigen und Sortieren der Fische

halben bis einen ganzen Zentner grobgerissene Mais- oder Lupinenkörner ins Wasser, wohl wissend, daß jene mehr die Fettbildung, diese den Wuchs an sich fördern. Selbst verschiedene Düngemittel, von der Jauche und dem Stallmist bis zum Superphosphat und schwefelsauren Ammon müssen helfen, des Menschen späteren Lederbissen zu ernähren und zu mästen.

Das klingt zunächst grotesk. Es ist aber richtig. Freilich geschieht diese Fütterung auf Umwegen. Diese Düngemittel nämlich, zum Teil vom Ufer, zum Teil von Rähnen aus ins Wasser gegeben, fördern oft zu geradezu wunderbarer Ueppigkeit die Flora des Teiches, von der einzelligen Bakterie bis zur vielzelligen Alge. Und von dieser Pflanzenwelt lebt die Kleintierwelt, besonders aus der Familie der Kleintrebse und Schnecken, und damit ist ja der biologisch-ökonomische Anschluß an die Karpfen und anderen Nutzfische gegeben. So kommt, nach der zweiten langen winterlichen Fresspause, der dritte Sommer heran, und im folgenden Herbst haben die „Dreisommerigen“ das nette Durchschnittsgewicht von fast 3 Pfund erlangt. Als solche haben wir sie jetzt gesehen. Freilich statt der ursprünglichen 1050 „Sagkarpfen“ waren es bloß 725 Stück, mit einem Gesamtgewicht von rund 20 Zentnern. Ueber 300 Stück fehlten also an der zu erwartenden Zahl. Man kann sich die Enttäuschung des Teichwirts vorstellen, aber an Enttäuschungen ist er als Landwirt freilich hinlänglich gewöhnt. Was geschah mit den Fehlenden? Der Otter streift hier nicht; der blau- und braun-



Einfüllen der Fische in die Transportfässer

farbige, prächtige Eisvogel vermag bloß die kleinen Fischelein der Brutstreckteiche zu zehnten, und über andere Räuber wurde hier nicht gellagt. So sind sie von Dieben entwendet worden oder Krankheiten zum Opfer gefallen. Außer der vorerwähnten Erklärung gibt es noch vielerlei Fischkrankheiten, von denen die Kiemenfäule, der Lungentuberkulose des Menschen nach Art und Wesen und Wirkung nicht unähnlich, als die gefährlichste

gilt. Auch von Läusen können die Fische geplagt, gepeinigt und zugrunde gerichtet werden.

Die Schleien, von denen der Oberauer Fischefang 2 1/2 Zentner an Ertrag ergab, gehören aus ernährungswirtschaftlichen Gründen mit in die Lebensgemeinschaft eines Fischteiches. Als „Grundfische“ nützen sie mehr den Boden der Wasserfläche mit seinem Reichtum an Würmern, Schnecken, Muscheltreben, Milben und Insektenlarven aus. Und was ihnen noch besonders an ökonomischen Vorzügen nachgesagt wird: der Kot der Karpfen ist ein Teil ihrer Nahrung! Der Mensch schokiere sich darob nicht, denn als Genießer von Schnepfendreck ist er Liebhaber für Ähnliches.

Von den Hechten suchten einige Exemplare vergeblich im Schlamm und im reftlichen Wasser der zufassenden Hand oder dem herannahenden Ketscher zu entfliehen. Auch der Hecht gilt als nützlich, ja notwendiger Nebenfisch. Freilich, die sprichwörtliche Rolle, durch sein Verhalten die angemästeten trägen Karpfen-„Bourgeois“ etwas in ihrer behaglichen Ruhe zu stören, spielt er mit nichten. Seine wahre Aufgabe ist vielmehr die, unter den Wildfischen, dem sogenannten Fischunkraut, gehörig aufzuräumen. Das besorgt er als geborener Raubfisch oft so gründlich, daß er auch seinesgleichen nicht verschont, sofern es von minderer Größe ist.

Wenn man nun solch zentnerschweren Fischefang sieht, könnte man meinen, daß Teichwirtschaft ein gar einträgliches Geschäft sei. Man überschlägt. Etwa 2000 Mark bringen die Fische ein: ein nettes Sümmchen! Aber schon schmilzt es als Reineinnahme zusammen, wenn man bloß an die Kosten der drei zweispännigen Geschirre denkt, die allein wegen des unerwarteten Minderertrages vergeblich auf Abtransport von Fischen warteten. Für sie sind so Mark Unkosten nicht zu hoch gegriffen. Ebensoviel wird auf den Tagelohn der beschäftigten Leute kommen; und erst recht das Geld für zwei Sommer Futter und Düngung und seinerzeit für den Zentner Sagfische aus der Brutanstalt! Kurz, es wird auch in diesem Zweige der vielseitigen Landwirtschaft von einem Verdienst schwerlich gesprochen werden können.

Wie es auch sei, einen bestimmten Eindruck gewinnt man gar bald: Die Teichwirtschaft ist eine praktische Wissenschaft für sich, die nur bei eingehendem Studium, langer Erfahrung und besonderer Passion wirtschaftlichen Erfolg bringen kann.



Schloß Oberau.

Chronik der sächsischen Landwirtschaft.

(Von 1. August 1930 bis 31. Juli 1931.)

Zusammengestellt von Dr. Döring in Plauen.

- 1930.
2. August Verlegung der Landwirtschaftskammer, Abteilung Tierzucht, Außenstelle Vogtland, von Auerbach nach Plauen.
28. August verschied im 72. Lebensjahr der 1. Vorsitzende des Sächsischen Fischereivereins, Geheimrat Dr. jur. Dr. rer. pol. h. c. Maximilian v. Hübel, Ministerialdirektor i. R.
6. September Einweihung einer Gedenktafel für den verstorbenen Landbundsführer Max Schreiber aus Mischwitz an dem Landbunduause in Meissen.
11. September Bullenschau des Landesverbandes sächsischer Herdbuchgesellschaften in Dresden-Reick.
12. September Mitgliederversammlung des Vereins landwirtschaftlicher Buchführungsinteressenten im Freistaat Sachsen in Dresden.
17. September Feier zum Gedenken des am 30. April 1925 verstorbenen Führers der sächsischen Landwirtschaft, Geheimen Oekonomierat Georg Andra-Braunsdorf in Wilsdruff. Einweihung eines Gedenksteines am Eingang des Rittergutes Wilsdruff.
- 27.—29. Sept. Feier des 150-jährigen Bestehens der „Staatlichen Lehrschmiede“ zu Dresden (Direktor Dr. A. Fischer).
- 28.—29. Sept. Dorftag in Schmiedwitz bei Kamenz, veranstaltet von dem Landesverein Sachsen für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Vorträge: „Kulturnot und Landflucht“, „Das Kino im Dorfe“, „Landvölk und Dorfbücherei“.
1. Oktober Einziehungsbeginn der „Milchmark“.
12. Oktober Hauptversammlung des Landesverbandes für Obst- und Weinbau in Chemnitz. Vortrag von Landwirtschaftsrat Umbauer aus Bautzen: „Obstbau im Haus- und Kleingarten“. Werbefilm: „Pflanzkrankheiten und tierische Schädlinge im Obstbau“.
14. Oktober Einweihung des neuen Schulgebäudes für die Landwirtschaftliche Schule Pirna.
19. Oktober Besichtigung der Ent- und Bewässerungsanlagen der Eligastbachmüllorations-Genossenschaft. Vorträge von Regierungsbaumeister Orlich aus Meissen, Oberlandwirtschaftsrat Dr. Claus aus Dresden, Kulturbaumeister Schubert aus Dresden und Kulturbaumeister Bosler aus Dresden.
31. Okt. — Fischereiausstellung in Plauen unter Förderung des Sächsischen Fischereivereins.
9. Nov. Hauptversammlung des Landesverbandes der Versuchsringe im Freistaat Sachsen. Vortrag von Generaldirektor Böhme aus Klaffa: „Betriebswirtschaftliche Tagesfragen unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftseigenen Futtermittel“.
7. November Anerkennung der Eierabsetzzentrale für den Freistaat Sachsen (Sitz Dresden) durch den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft.
16. November Verbandsitzung des Verbandes sächsischer Edelschweinzüchter in Dresden.
21. November Verbandsitzung des Verbandes zur Zucht des veredelten Landschweins in Dresden.
21. November Verbandsitzung des Verbandes zur Zucht des veredelten Landschweins in Dresden.
28. November 3. Lehrfrauentreffen in Chemnitz. Milchwirtschaftliche Besprechung.
28. November Braugerstenausstellung der Oekonomischen Gesellschaft in Dresden.
30. November trat Landwirtschaftsrat Dietrich, Direktor der Landwirtschaftlichen Schule Tharandt, in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Landwirtschaftsassessor Dr. Bed. Direktor Dietrich hat vom 1. April 1926 an die Schule Tharandt geleitet.
2. Dezember 1. Milch-, Butter- und Käseprüfung im neuen Landesveterinäramt, milchwirtschaftliches Institut der Landwirtschaftskammer, in Dresden.
4. Dezember Bullenschau in Dresden-Reick.
- 6.—12. Dez. Großer deutscher Stafettenritt ländlicher Reiter quer durch Deutschland. Die sächsischen ländlichen Reit- und Fahrvereine beteiligten sich daran.
8. Dezember starb Professor Dr. Felix Köhnig, Direktor des Institutes für landwirtschaftliche Bakteriologie und Bodenkunde an der Universität Leipzig, im Alter von 87 Jahren. Er leitete das Institut seit dem Jahre 1925.
24. Dezember verschied im 72. Lebensjahr Curt v. Kömer, vom Jahre 1915 ab Geschäftsführer der deutschen Glashaufbau-Gesellschaft, Abteilung Sachsen.
28. Dezember Die Betriebe der Gutbesitzer Alfred Möbius in Niederanschütz bei Döbeln und Max Michael Rämisch in Georgewitz bei Löbau werden mit dem Reuning-Steigerpreis für mustergültige bäuerliche Wirtschaftsführung ausgezeichnet.
28. Dezember Gründung von Landberatungsstellen bei den Kreisdirektionen Dresden und Bautzen.
- 1931.
21. Januar 16. Gesamtsitzung der Sachkammer für Forstwirtschaft in Dresden. Behandlung der Fragen: Landberatungsstelle, Holzmarktfrage, forstlicher Unterricht an landwirtschaftlichen Schulen.
15. Februar Generalversammlung des Landesverbandes (Arbeitsgemeinschaft) für Grünlandwirtschaft im Freistaat Sachsen in Dresden. Vortrag von Güterdirektor Cronmeyer aus Bockendorf: „Die landwirtschaftliche Bedeutung genügender Mengen wirtschaftseigener Futters und die zweckmäßige Art ihrer Verfütterung.“
20. Februar Hauptversammlung der Oekonomischen Gesellschaft in Dresden. Vortrag von Oberlandwirtschaftsrat Dr. Lenhard aus Dresden über: „Die deutsche Agrarkrisis in der Weltwirtschaftskrisis der Gegenwart.“
27. Februar Mitgliederversammlung des Landesverbandes Sächsischer Waldbesitzer. Vorträge von Oberregierungsrat Ortel, Geschäftsführer des Reichsforstwirtschaftsrates, und von Forstmeister Dr. Freiberr von Vietinghoff-Riesch aus Neschwitz.
8. März verstarb Landwirtschaftsrat Oekonom-Oberkommisnar Georg Otto Merbach. Von 1891 bis 1921 war er beim Kreisverein Dresden, von 1921 bis 1928 beim Landeskulturrat und der Landwirtschaftskammer tätig.
7. März Hauptversammlung des Verbandes erzgebirgischer Fleckviehzuchtgenossenschaften und des Herdbuchvereins der Züchter des erzgebirgischen Fleckviehs in Annaberg.
12. März Bullenschau in Dresden-Reick.
14. März Öffentliche Tagung der Bauernhochschulungsgemeinde und des Landesvereins Sächsischer Bauernhochschulen unter dem Vorsitz von Rittergutsbesitzer Clemens Welde auf Dörschnitz in Meissen. Es wurde beschlossen, die Wiederaufrichtung der Bauernhochschule in Meissen zu betreiben.
15. März Einrichtung von Landberatungsstellen bei den Kreisdirektionen Leipzig, Chemnitz und Plauen.
17. März Gesamtsitzung der Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen in Dresden. Lehngutsbesitzer Hantzschel aus Leubsdorf berichtete über die Organisation der Milchverwertung. Der Haushaltplan wurde genehmigt. Der Antrag auf Aufhebung der Kubumlage wurde abgelehnt.
19. März Mitgliederversammlung der Dresden-Leipziger Herdbuchgesellschaften in Döbeln.
21. März Mitgliederversammlung des Chemnitzer Herdbuchvereins in Chemnitz.
28. März Gründung des Gauers „Freistaat Sachsen“ durch den Klub deutscher Geflügelzüchter.
31. März trat Oberlandwirtschaftsrat Professor Dr. Kumath, Direktor der Landwirtschaftlichen Schule Pegau, die er seit 1. Oktober 1926 leitete, in den Ruhestand. Mit der Leitung der Schule wurde Landw.-Ass. Hempel beauftragt.

- | | | | |
|-----------|--|-----------------|---|
| 1. April | Zusammenschluß des Versuchsrings, für Futterkonfervierung mit dem Landesverband für Grünlandwirtschaft. | 27. u. 28. Mai | 41. Verbandstag des Verbandes der Landwirtschaftlichen Genossenschaften im vormaligen Königreich Sachsen. Einstimmige Wiederwahl des bisherigen Verbandsdirektors Hofrat Dr. Schöne in Dresden. |
| 21. April | Hauptversammlung und Vertreterinnenversammlung des Verbandes landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine in Dresden. Vorträge: Dr. Fritz Künkel aus Berlin: „Sind wir rechte Führerinnen?“ Elisabeth Boehm aus Halle: „Die Mitwirkung der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine an der deutschen Woche.“ | 30. u. 31. Mai | feierte die Sächsische Landes-Fahr- und Reitschule zu Leisnig ihr 10 jähriges Bestehen, verbunden mit Reits-, Fahr- und Springturnier. |
| 24. April | Jahreshauptversammlung des sächsischen Fischereivereins in Dresden. Vorträge: „Stellung und Bedeutung der Binnenfischerei in der deutschen Volkswirtschaft.“ Filmvortrag über verschiedene Gebiete des Fischereiwesens. | 2. — 7. Juni | Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Hannover. |
| 11. Mai | 17. Gesamtsitzung der Sachkammer für Forstwirtschaft in Dresden. | 13. — 15. Juni | 1. Wanderausstellung des Verbandes Deutscher Pflanzenärzte in Dresden.
Hauptversammlung der sächsischen Pflanzenschutzgesellschaft. |
| 15. Mai | § 38 des Reichsmilchgesetzes trat in Kraft. | 23. Juni | Hauptversammlung der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer Leipzig in Cunnersdorf. Vorträge: Geheimrat Reg.-Rat Prof. Dr. Falke: „Betriebswirtschaftliche Gegenwartsfragen“. Reichsminister a. D. Landrat Dr. Haslunde aus Arnberg: „Leibesübungen und moderne Landwirtschaft“. |
| 17. Mai | Wahlen zur neuen Landwirtschaftskammer mit folgendem Ergebnis: Wahlvorschläge der Nationalsozialisten: 22 Sitze, Wahlvorschläge der landwirtschaftlichen Vereine und Bezirkslandbünde: 10 Sitze. Sonderliste des Kreislandbundes Plauen und der Vereinigung westsächsischer Landwirte, Crimmitschau: 2 Sitze. | 27. Juni | Frühjahrsversammlung der Leipziger Oekonomischen Sozietät. Vortrag vom Geheimen Reg.-Rat Prof. Dr. Falke: „Betriebswirtschaftliche Gegenwartsfragen“. |
| 22. Mai | Hauptversammlung der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer Dresden in Stolpen. Vortrag von Rittergutsbesitzer Schlange-Schönungen: „Wirstelle ich meinen Betrieb unter den heutigen Verhältnissen um?“ | 1. Juli | Gesamtsitzung der Landwirtschaftskammer. Der bisherige Präsident der Landwirtschaftskammer, Rittergutsbesitzer Vogelsang in Ebersbach, wurde mit 59 von 50 abgegebenen Stimmen wiedergewählt. |
| 22. Mai | Mitgliederversammlung des Landesverbandes Sächsischer Herdbuchgesellschaften — Abteilung Oberlausitz — in Bautzen. | 7. Juli | 60. Geburtstag des Begründers und Förderers der sächsischen Grünlandbewegung, des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Falke. Er rief vor 25 Jahren, im Jahre 1906, die erste sächsische Genossenschaftsweide in Ehrenberg ins Leben. 1923 schuf der Jubilar den Landesverband für Grünlandwirtschaft. |
| 27. Mai | Hauptversammlung der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Vogtland in Kleinbessen bei Werdau. Vortrag von Oekonomierat Keiser aus Berlin: „Die Agrarpolitik der letzten Zeit und ihre Auswirkung auf den landwirtschaftlichen Betrieb“. | 11. Juli | in Dresden-Reick großes öffentliches Reit- und Fahrturnier der ländlichen Reit- und Fahrvereine und Pferdeschau des Landesverbandes Sächsischer Pferdezüchter. |
| 27. Mai | 2. Vogtländischer Landfrauentag in Kleinbessen bei Werdau, veranstaltet von der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Vogtland. Vortrag von Max Feibig aus Bautzen: „Dorfkultur und Dorfkunst“, Volkstänze, getanzt von den Mädchenabteilungen der landwirtschaftlichen Schulen Auerbach, Werdau und Plauen. Kleine Ausstellung „Dorfkultur und Dorfkunst“. | 14. Juli | Hauptversammlung der Kreisdirektion für die Oberlausitz in Bautzen. Vortrag von Oberlandwirtschaftsrat Dr. Lenhard aus Dresden: „Die deutsche Landwirtschaft in der Weltwirtschaft der Gegenwart“. |
| | | 18. u. 19. Juli | öffentliches Reit- und Fahrturnier des Vogtländischen Reiterbundes in Bad Elster. |
| | | 19. Juli | Verbandstag des Landes-Ziegenzucht-Verbandes in Hohensein-Ernstthal. |



Das Jahr des Landwirts.

(vom September 1930 bis Ende August 1931).

Von Dr. Albert Reuter in Döbeln.

Wetterpropheten sagten für 1930/31 einen zeitigen und strengen Winter voraus. Deshalb hatten es viele Landwirte mit den restlichen Erntearbeiten sehr eilig. Schon Mitte September setzte die Hauptkartoffelernte ein.

In den ersten Oktobernächten 1930 trat leichter Frost auf; er zerstörte die herrliche Dahlienblüte. Eine selten schöne, bunte Laubfärbung unserer Bäume und Sträucher sollte als schwacher Ersatz gelten.

Reichliche Niederschläge in der Zeit vom 5. bis 13. Oktober erschwerten den glatten Fortgang der Kartoffelernte. Döbeln hatte 57 Millimeter Regen. Dagegen wurde durch die anschließend trockene Wetterperiode vom 14. bis 21. Oktober die Rübenerte wesentlich gefördert. Es war ein freudiges Ernten, denn selten gaben die Acker so reiche Hackfruchterträge. Nur hätte auch der Lohn für die aufgewendete Erntemühe nicht ausbleiben dürfen. In dieser Richtung wurden die berechtigten Hoffnungen leider nur zu sehr enttäuscht, denn die Kartoffelpreise erreichten nicht einmal mittlere Höhe. Sie sanken sogar bis unter 1 RM. für den Zentner.

Was wir oben von den Erträgen der Hackfruchternte sagen konnten, läßt sich leider nicht auch von den Erträgen der Getreidernte mitteilen. Durch das starke Lager war der Weizenausbruch kaum mittelgut geworden; der Hafer schüttete ungenügend. Reiche Ernte konnte wiederum im Weinbau verzeichnet werden.

Von den wetterkundlich interessierenden Ereignissen der nun folgenden Zeit darf erinnernd festgehalten werden, daß der November reichlich Niederschläge brachte (im Niederland 98 Millimeter) und nur in einigen Nächten Fröste. Selbst der Dezember zeigte noch kein winterliches Bild. Am 1. Advent konnte man da und dort blühende Veilchen beobachten. Die Temperatur sank nur einmal, und zwar nachts auf 7 Grad unter Null. Mittags wurde in den meisten Fällen der Nullpunkt wieder erreicht und nicht selten sogar überstiegen. Bis in die Mitte des Januar 1931 wurde gepflügt und Dünger gefahren. Im Februar hielt sich — wenigstens im sächsischen Niederland — die Schneedecke nicht länger als sechs Tage. Aus dem Erzgebirge wurden allerdings in dieser Zeit starke Schneeverwehungen gemeldet.

Am 20. März ließ sich schon die Lerche hören. Und im Laufe des letzten Märzdrittels wurden an den Südhängen Sommerweizen und Hafer bestellt.

Dabei soll nicht vergessen sein, daß während des ganzen Monat März das Quecksilber zur Nachtzeit allermeist bis 7 Grad unter Null sank, wenn es auch zur Zeit des höchsten Sonnenstandes bis zu 12 Grad Wärme anstieg. Diese ungewöhnliche Temperaturschwankung setzte sich bis zum 16. April fort, hemmte — infolge der starken Abkühlung während der Nacht — die Vegetation und erregte Sorge um ein gutes Durchkommen der Winterfaat. Um die Osterzeit (5. April 1931) waren deshalb auch die Wiesen und Kleeschläge noch grau, und selbst bis in die erste Maiwoche hinein war der Klee noch so kurz und lüdig, daß man die Mäuse hindurchhüpfen sah.

Jedem drängte sich die schmerzliche Beobachtung auf, daß die Natur im Vergleich zu einer normalen Entwicklung um reichlich zwei Wochen zurückgeblieben war. Glücklicherweise wurde das im Wachstum Versäumte bald und vollständig wieder eingeholt, denn vom 8. Mai an folgten Kirsch-, Birn- und Apfelblüte rasch aufeinander und kamen zu gesunder Entfaltung.

Sonniges Wetter im Juni erleichterte die Heuernte, die schon im ersten Monatsdrittels beginnen konnte. Die Reife der Wintergerste trat im ersten Julidrittels ins letzte Stadium. Zu stärkerem Lager des Getreides in dieser Zeit kam es in Nordwestsachsen infolge erheblicher Niederschläge (am 8. Juli allein 30 Millimeter). Den kühlen und regenreichen Juliwochen folgten dann vom 23. Juli an recht warme Sonnentage, die das Getreide rasch zur

Reife brachten. Ende Juli stand der Roggen auf Puppen, und in der ersten Augustwoche fielen unter Sensenklang und Bindergerassel Weizen und Hafer. Täglich erreichte im Schatten das Quecksilber 30 Grad. So konnte schon nach 8 Tagen im Niederland der größte Teil des Getreides eingefahren werden. Die letzten 3 Augustwochen waren aber ganz ungewöhnlich kalt und brachten täglich Niederschläge aus Gewitter- oder Böenwolken. In Döbeln wurden 71,6 Millimeter gemessen. Die Wetterstationen bezeichnen den August von 1931 als den kältesten in den vergangenen 100 Jahren. Durch diese nasskalte Witterung litt die Ernte in Mittelsachsen und im Gebirge ganz außerordentlich. Getreide wuchs aus, und Grummt verdarb auf den Wiesen.

Damit hätte unsere rückschauende Betrachtung das Ende des hier vorzuführenden Jahreslaufes erreicht. Sie hat aber noch von der Sorge und Not zu berichten, die auch in diesem Jahr den Landwirt bedrückte. Ein verheerendes Unwetter wütete am 6. Juli im oberen Schwarzwassertal in der Nähe von Schwarzenberg. Von Hagel- und Wasserschäden wurden besonders beimgefaucht die Gegenden von Glauchau, Rochlitz, Leisnig, Kofwein und Striche der Lausitz.

Von den in aller Stille arbeitenden, aber nicht minder schadenbringenden Feinden des Landwirts muß in diesem Jahre der Braunrost erwähnt werden, der fast alle Getreideschläge befiel. Als Unkraut hatte sich stärker als je die Schmiele breitgemacht. Weit weniger als früher schadete die Rübenfliege, da sie erst in der zweiten Generation in größerem Maße auftreten konnte. Auffällig gesund blieben die Kartoffelschläge.

Weit drückender als die bisher erwähnten Nöte machten sich aber die Nöte wirtschaftlicher Art geltend. Im Tiefstand der Preise für die landwirtschaftlichen Produkte prägten sie sich auch für den Außenstehenden am deutlichsten aus. Der Roggenpreis ging auf 7,50 RM. für den Zentner herunter. Der Weizenpreis wurde noch vor dem Ausbruch der Ernte von 12 RM. auf 10 RM. herabgesetzt. Die Schweinepreise erreichten einen Tiefstand von 37 RM. je Zentner, und Ende Juli wurden sogar für 20 Pfund schwere Ferkel nur 7,00 RM. bezahlt. Die Butter hielt nur wenige Pfennige über Friedenspreis, und viele Molkereien zahlten ihren Lieferanten nur 13 Pfennige je Liter Vollmilch.

Diesen jede Rentabilität ausschließenden Spottpreisen für landwirtschaftliche Produkte standen, wie in den Jahren zuvor, die hohen Preise für die Produkte gegenüber, die der Landwirt kaufen mußte und die Höhe der Entlohnung für die von ihm zu verrichtenden Arbeitsleistungen.

Verhängnisvoll für die vielen überschuldeten Güter wurde noch die vom 1. August 1931 an festgesetzte Erhöhung des Diskontsatzes von 10 Prozent auf 15 Prozent und des Lombardsatzes von 15 Prozent auf 20 Prozent.

Wenn auch die Landwirtschaft fast ohnmächtig all diesen Verhältnissen gegenüberstand, so hat sie doch nicht kampfs- und mutlos den Dingen zusehen; sie hat sich gewehrt und verschiedentlich Rettungsversuche unternommen: Die Landwirte schlossen sich zu einer Milchproduzentenvereinigung zusammen, um die Preise für Molkereiprodukte nicht weiter absinken zu lassen; manche Landwirte wendeten sich der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise zu, weil sie Ausgaben im Düngerkonto verringern wollten; wieder andere Landwirte stimmten für eine Personalveränderung in ihren Berufsvertretungen und glaubten, darin ein Mittel zur Lösung der verzweifeltsten Lage zu finden.

Zu groß ist aber die Not des Bauernstandes und zugleich die allgemeine deutsche Not, als daß mit einem Male sie bezwungen werden kann. Vor einem jedoch möge uns der Himmel bewahren, daß zur Not noch das Schreckensgespenst der Verzweiflung tritt, das rückhaltlos zur Entscheidung drängt: Erlösung oder Untergang.





Rittergut und Kirche Syhra, von Süden aus gesehen.

Rittergut Syhra bei Geithain.

Den größten Teil des von Einsiedel'schen Mannlehns Syhra nimmt das Rittergut Syhra ein. Es liegt in der Amtshauptmannschaft Borna, fast in der Mitte zwischen Leipzig und Chemnitz. Gegenwärtig umfaßt Rittergut Syhra mit Grundstücken in Theusdorf und Wüst-Edartsberg sowie dem Vorwerk Niedergräfenhain 368 Hektar, davon 90 Hektar Wald und 278 Hektar landwirtschaftlich genutzte Fläche einschließlich Wiesen und Teichen. Syhra ist eine sorbische Gründung. Sein Name soll soviel wie feuchte, sumpfige Gegend bedeuten. Daraus weisen die verschiedenen Wasserläufe sowie vor allem einige sehr feuchte Wiesen des Rittergutes hin. Seit 1470 befindet sich das Rittergut Syhra urkundlich in ununterbrochenem Besitz der Familie von Einsiedel. Es liegt aber nahe, anzunehmen, daß bereits vor 1468 Hans von Einsiedel, genannt der Ältere, Syhra zu seinem Besitz erworben hat. Der guten Beschaffenheit seiner Felder wegen war es schon in alter Zeit den Besitzern des Gutes möglich, ihre Herrschaft weiter auszudehnen. So wurden noch im 15. Jahrhundert drei Bauernhöfe des benachbarten Ortes Niedergräfenhain erworben und zu dem noch heute zu Syhra gehörigen Vorwerk Niedergräfenhain verschmolzen. — Von altersher gehört zu Syhra der ungefähr drei Viertel Stunde entfernte Wald Edartsberg und bis 1919 ebenfalls der noch weiter abgelegene Streitwald. Rittergut Syhra besaß bis zur Einführung der neuen Gerichtsorganisation eigene Gerichtsbarkeit. Der Gutsherrschaft von Syhra waren die Einwohner der Dörfer Syhra, Theusdorf, Edartsberg, Niedergräfenhain sowie die Schänke in Altdorf und Anteile der Dörfer von Weniggossa, Hermsdorf, Ober- und Niederfranken-

hain, Rathendorf, Seifersdorf, Bruchheim und Kolla untertan. Die Einwohner der vorgenannten Orte hatten sich zu Hand- und Spannfroendiensten zu stellen und teilweise Zinsen und Abgaben in Form von Eiern, Milch, Butter und Käse zu leisten.

Abraham von Einsiedel erhielt Syhra 1568 in der väterlichen Teilung. Er hat das Rittergut und Herrenhaus neu errichtet und erweitert. Seitdem sind die damals aufgeführten Gebäude bis auf den heutigen Tag in der Anlage nicht wesentlich verändert worden. Abraham war der jüngste von Brüdern, die die väterlichen Besitzungen untereinander teilten. Er begründete die Syhraer Linie der Familie von Einsiedel, die sich bis heute erhalten hat. Diese Linie hat zeitweise eine größere Ausbreitung genommen; so haben sich im Laufe der Jahrhunderte die Güter Groß- und Kleinzößen, Lobstädt und Hopfgarten im Besitze dieser Linie befunden. Hopfgarten ist auch heute noch Eigentum dieser Linie.

Zu Syhra gehören die Patronate Syhra und Niedergräfenhain. Seit 1912 sind die bis dahin getrennt besetzten Pfarrstellen durch das Landeskonsistorium vereinigt worden. In der uralten Kirche zu Syhra befinden sich die in Stein gehauenen Standbilder von Vorfahren der Besitzer des Gutes, ferner eine bei der Beerdigung des Abraham von Einsiedel getragene große Fahne mit dem Wapen und ein Altarbild aus der Hand eines Schülers von Lucas Cranach.

Der Boden von Syhra besteht größtenteils aus Lößlehm und ist durchgängig als fruchtbar anzusprechen. Die Landwirtschaft hat abwechselnd in Selbstverwaltung gestanden oder ist verpachtet worden.

Zur Zeit werden sämtliche Betriebszweige mit Ausnahme der Steinbrüche von den Besitzern selbst verwaltet. In Sybra wird hauptsächlich Weizen angebaut. Der Anbau von Gerste hat gegenüber früherer Zeit etwas nachgelassen, seitdem in Sybra keine eigene Brauerei mehr vorhanden ist und der Absatz von Braugerste sich wesentlich verschlechtert hat. An Hackfrüchten wird die Kartoffel bevorzugt, die in der zu Sybra gehörigen Brennerei gut verwertet werden kann. Wiesen und Weiden sind in dem nötigen Umfang vorhanden. Der Anbau von Obst erfreut sich seit langer Zeit in Sybra besonderer Pflege. Hauptsächlich werden Kirschen angebaut, aber auch Hartobst ist in reichlicher Menge vorhanden. Die ausgedehnten Kommunalwege, die zum Rittergut Sybra gehören, sowie die das Rittergut umgebenden Gärten und ein Teil der Weiden sind mit Obstbäumen besetzt. Mit dem Ersatz der durch den harten

Winter 1928/29 verursachten schweren Schädigungen in den zum Rittergut gehörigen Äleen ist in erheblichem Umfang begonnen worden. — In der Viehhaltung nimmt seit einigen Jahren die Schweinezucht einen hervorragenden Platz ein. Seit 1925 sind die Schafe vollkommen abgeschafft. In den vorhandenen Teichen wird Karpfenzucht getrieben, deren Ertrag als Speisefarpfen in der Gegend verwertet wird. An Nebenbetrieben ist in Sybra eine Brennerei vorhanden. Die Steinbrüche sind, wie schon angedeutet, verpachtet, da ihr Betrieb der weiten Entfernung des Gutes wegen sich nicht rentieren würde. Seiner vorzüglichen Härte wegen wird das Material gern als Straßen- und Pflasterstein verwendet; aber auch für Wirtschaftsgebäude ist der Stein aus dem Eckartsberger Steinbruch gut verwertet worden.

Joachim-Hans von Einsiedel in Dresden.



von Einsiedel.

Der Umfang der Pelztierzucht in Sachsen.

Das Statistische Landesamt teilt mit: Seit dem Jahre 1921, in dem die ersten Silberfüchse in Deutschland eingeführt wurden, hat sich die Zucht von Edelpelztieren zu einem beachtlichen Zweige der deutschen Tierhaltung entwickelt. An ihr ist auch der Freistaat Sachsen in wesentlichem Umfang beteiligt, wie die Anfang Februar 1931 vom Statistischen Landesamt vorgenommene Edelpelztierzählung ergab. Es wurden in Sachsen insgesamt 37 Edelpelztierfarmen festgestellt, die sich auf die Kreishauptmannschaften in folgender Weise verteilen: Bautzen 3, Chemnitz 7, Dresden 17, Leipzig 5 und Zwickau ebenfalls 5 Farmen. Am stärksten vertreten waren sie in der Amtshauptmannschaft Freiberg mit 4 und in der Amtshauptmannschaft Pirna mit 6 Farmen. Auf den 37 Farmen wurden Anfang Februar gehalten insgesamt 680 Edelpelztiere.

Von dieser Gesamtzahl entfielen auf Silberfüchse 254 (39,08 v. H.), Blaufüchse 35 (13,08 v. H.), Weißfüchse 2 (0,31 v. H.), Griesfüchse 2 (0,31 v. H.), Rotfüchse 4 (0,62 v. H.), Kreuzungsfüchse 1 (0,15 v. H.), Nerze 208 (31,54 v. H.), Waschbären 25 (3,85 v. H.), Nutria 37 (5,69 v. H.), Amerikanische Dachse (Silberdachse) 5 (0,77 v. H.), Karakulschafe 10 (1,54 v. H.), Iltisse 16 (2,46 v. H.), Steinmarder 2 (0,31 v. H.), Baummarder 2 (0,31 v. H.). Mit der Gründung von Farmen wurde in Sachsen begonnen im Jahre 1925, so daß die beachtenswerte Ausdehnung der Edelpelztierzucht im Laufe verhältnismäßig weniger Jahre erzielt wurde. (Eine dieser Farmen, Königslust bei Sehma im Erzgebirge, wurde im 10. Jahrgang des Kalenders (1931), Seite 60 und 61, mit Abbildungen näher beschrieben.)

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Goethe.

Das Vortreffliche sollte durchaus nicht bekrittelt noch besprochen, sondern genossen und andächtig im Stillen bedacht werden.

Goethe.



Hof und Herrenhaus des Rittergutes Sybra.

Erinnerung an das Sächsische Gesetz vom 17. März 1832.

Es geziemt sich, nach 100 Jahren kurz dieses bedeutsamsten Aktes der sogenannten Bauernbefreiung in unserem engeren Vaterlande zu gedenken. Unrichtig ist die übliche Anschauung, daß die Große Französische Revolution von 1789 erst in Mitteleuropa zu freiheitlichen Regungen und Erfolgen geführt habe. Bei uns hat schon vorher der Wettiner Friedrich August III. der Gerechte (1763—1827) als Kurfürst versucht, selbstverständlich unter Widerstand des bevorrechtigten Adels, die bindenden Fesseln der Bauernschaft zu lösen. Friedrich der Große von Preußen und Kaiser Franz Joseph II. von Oesterreich waren in dieser Hinsicht ihm gleichgesinnte Nachbarfürsten. Die erfreulichen Anfänge wurden aber durch die Französische Revolution und ihre Folgen für Deutschland — die Unterdrückung durch Napoleon I. und die notwendigen Befreiungskriege — gehemmt und aufgehalten. Erst unter König Friedrich August IV. nahm das von seinem Oheim begonnene Werk seinen Fortgang. Sachsen wurde zunächst ein Verfassungsstaat als Glied der deutschen Wirtschafts- und Reichsgenossenschaft. Bewegungen in Leipzig und Dresden gegen die verrottete Stadtverwaltung führten zum Sturze des Grafen von Einsiedel. Die neue Regierung unter Bernhard von Lindenau erkämpfte von den zum letzten

Male einberufenen alten Ständen am 4. September 1831 die neue Verfassung. Es erfolgte die Errichtung einer Ersten und einer Zweiten Kammer. Letztere beruhte auf Wahlen aus den Ansässigen (20 ritterschaftliche, 30 städtische, 25 bäuerliche Abgeordnete, auf sechs Jahre). Dann kam u. A. das Gesetz vom 17. März 1832 mit der Aufhebung des Gesindezwanges, der Fronen und der Servituten (= Dienstbarkeiten). Wenn auch von einer wirklichen Hörigkeit oder gar Leibeigenschaft der Bauern nie geredet werden konnte und sie für ihre Arbeiten und Naturalabgaben fast durchweg, allerdings karg, entschädigt wurden, so datiert doch erst von hier an der wirtschaftliche und der damit verbundene geistige und charakterliche Aufschwung des sächsischen Bauerntums. Die „Ablösung“ der Verpflichtungen aller Art an die bis dahin Bevorrechtigten besorgte die 1834 gegründete Landrentenbank. Sie zahlte zunächst die Rittergüter aus, die ohne eine Kapitalentschädigung für verlorene Hilfe zu Grunde gegangen wären. Die befreiten Bauerngüter entrichteten dann in Form der Landrente das vorgestreckte Geld nach und nach zurück. Am 30. September des Jahres 1914 ist der letzte Pfennig der letzten noch laufenden Landrente bezahlt worden.

H. S.

Landwirtschaft und menschliche Ernährungsweise.

Von Prof. Dr. Otto Kestner,

Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Hamburg.

Vorwort der Schriftleitung: Es dürfte die Kalenderleser interessieren, auch einmal einen Mann der Wissenschaft zur Lage zu hören, der außerhalb der Landwirtschaft steht. Ein ganz klares Bild ist zur Zeit bei der Erwerbslosigkeit von Millionen nicht zu gewinnen. Im Uebrigen ist die deutsche Landwirtschaft bereits in einer Art Umstellung: Die Grünlandwirtschaft und die vermehrte Geflügelhaltung wirken bereits im Sinne des Verfassers des folgenden Aufsatzes. Sie erzeugen mehr Fleisch, Milch und Eier. Zunächst hat es aber auch noch gute Wege, ehe diejenige Menge Weizen weniger verzehrt wird, die wir alljährlich für rund 500 Millionen Reichsmark aus dem Auslande hinzukaufen.)

Es ist eine merkwürdige Erfahrungstatsache, daß bei Erörterungen darüber, wie der notleidenden Landwirtschaft geholfen werden könne, alle möglichen Sachkundler zu Rate gezogen und gehört werden; nur einen Sachverständigen auf dem Gebiete der menschlichen Ernährung pflegt man in Deutschland nicht zuzuziehen, und dabei handelt es sich doch bei den landwirtschaftlichen Erzeugnissen ausschließlich um Stoffe, die mittelbar oder unmittelbar der menschlichen Ernährung dienen. Die in Frage stehenden Erzeugnisse sollen von den Menschen gegessen werden. Das Schicksal der Landwirtschaft hängt also davon ab, ob die essende Bevölkerung ihr in genügender Menge ihre Erzeugnisse abnehmen wird, und ob sie das auch tun wird, wenn die Preise dafür steigen. Darauf aber kann die menschliche Ernährungslehre eine klare Antwort geben, und diese Antwort muß einmal dahin lauten, daß leider alle Hilfsmaßnahmen, die man bisher versucht hat, erfolglos bleiben müssen. Zum anderen aber kann die menschliche Ernährungslehre einen Weg zeigen, der schwer ist, Geld kostet, aber dafür auch einen sicheren Erfolg verspricht.

Es soll durch Zollerhöhung versucht werden, den Anbau von Roggen und Weizen lohnender zu machen, als er heute ist. Er ist nicht nur in Deutschland nicht mehr lohnend, auch Nordamerika und andere Länder klagen über die Notlage der Getreideerzeuger. Der Grund ist aber nicht, daß die Erzeugung übermäßig zugenommen hätte, sondern der Bedarf der essenden Bevölkerung an Getreide geht fortdauernd schnell zurück. Brot war in früheren Zeiten das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Es konnte das sein, solange die große Masse der Bevölkerung schwere körperliche Arbeit leistete, denn der Schwerarbeiter braucht eine Nahrung, in der er mit einer gewissen Menge von Eiweiß eine reichliche Menge verbrennbarer Stoffe erhält, und das ist im Brot der Fall. Aus dieser Zeit stammt die hohe Bewertung des Brotes. Heute aber sind nur noch verhältnismäßig wenige Menschen Schwerarbeiter im eigentlichen Sinn. Die Maschine hat den Menschen in fast allen Berufen, in der Landwirtschaft, im Handwerk und in der Industrie den größten Teil der mechanischen Arbeit abgenommen. Die Menschen brauchen daher heute ebensoviel Eiweiß wie früher, aber viel weniger verbrennbare Stoffe. Sie haben infolgedessen einen großen Teil der Brotnahrung durch Fleisch, Milch oder Eier ersetzt, die reicher an Eiweiß und ärmer an verbrennbaren Stoffen sind. Sie würden das in noch viel höherem Maße getan haben, wenn die tierischen Nahrungsmittel billiger wären. In Nordamerika und England sind sie billiger als bei uns, in Nordamerika spielen auch Gewohnheit und Ueberlieferung eine geringere Rolle als bei uns, und die Umstellung ist daher schneller und gründlicher erfolgt als bei uns. Als ich vor dem Kriege in Nordamerika war, wurde schon sehr wenig Brot gegessen. Jetzt aber findet man den Brotverbrauch noch weiter stark vermindert.

Zu Fleisch und Milch gehören, ebenfalls aus physiologischen Gründen, Obst und Gemüse. Wir können also sagen, daß der Bedarf an Brot notwendig in dem Maße von Jahr zu Jahr sinkt, in dem die Arbeit der Menschen sich zweckmäßiger und rationeller gestaltet, und daß der Bedarf an Fleisch, Milch, Eiern, Obst und Gemüse in dem gleichen Maße dauernd steigen muß. Beides folgt aus der Natur des Menschen. Ge-

treide wird also für die menschliche Ernährung, das kann man mit Bestimmtheit voraussetzen, Jahr für Jahr weniger gebraucht werden, und eine richtige Politik würde sein, schleunigst eine Umstellung herbeizuführen. Denn an einem Erzeugnis, dessen Verbrauch dauernd sinkt, kann kein Mensch verdienen. Die wirksame Hilfe für die Landwirtschaft würde darin bestehen, ihr eine Umstellung von Getreide- und Kartoffelbau auf Viehzucht, auf Geflügel und Eier, und auf Obst- und Gemüsebau zu ermöglichen. Macht man den Getreidebau künstlich einträglich, so schiebt man die Umstellung hinaus und verschlimmert die ganze Lage!

Weiterhin ist beabsichtigt, für einige Zeit durch Zölle Fleisch und Butter zu verteuern, damit die Landwirtschaft sich auf diese Erzeugnisse umstellen kann, also ganz im Sinne der obigen Ausführungen. Man nennt das Erziehungszölle. Auch hier kann die menschliche Ernährungslehre mit voller Bestimmtheit sagen, daß das höchstens ganz vorübergehend gelingen wird. Es ist nämlich dem Menschen zweifellos möglich, sich für eine recht lange Zeit falsch, in diesem Falle eiweißarm, zu ernähren. Die Menschen gehen dann nicht zugrunde, nur ihre Leistungsfähigkeit sinkt, und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten nimmt ab. Bei der heutigen wirtschaftlichen Lage eines großen Teiles unserer Bevölkerung wird eine Verteuerung der tierischen Nahrungsmittel daher sofort zu einem Verbrauchsrückgang führen. Während der Zeit der Erziehungszölle wird der Absatz also sinken. Die Erziehung wird also nicht glücken. Besonders groß ist die Gefahr bei der Butter, weil der geschmackliche und sonstige Unterschied zwischen Butter und Margarine immer kleiner wird, und die Menschen bei einer Steigerung der Butterpreise sofort zur Margarine übergehen.

Dafür kann nun die menschliche Ernährungslehre einen positiven Vorschlag machen. Sie kann beweisen, daß der Verbrauch an Eiern, an Gemüse und besonders an Obst in Deutschland sehr stark gesteigert werden muß. Eier sind für Kinder unglaublich wichtig, und die reichliche Verwendung von Eiern in der Küche verbessert den Geschmack vieler Speisen und ist für den Wohlgeschmack des Mittagessens entscheidend, wenigstens wenn die Frauen kochen können. Der Verbrauch an Obst und Gemüse ist bei uns lächerlich gering, wenn wir ihn mit dem Verbrauch in anderen Ländern vergleichen. Der außerordentlich geringe Verbrauch führt dazu, daß der Absatz im Gegensatz zu Fleisch und Milch nicht geregelt ist. Die Versorgung der Großstädte mit Obst erfolgt bei uns zum guten Teil noch wie im Mittelalter. Bei dem geringen Absatz nimmt kein Kaufmann die Organisation in die Hand, und infolgedessen kommt es zu sehr hohen Preissteigerungen auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher. In Hamburg z. B. sind, selbst im Sommer, frische Gemüse teurer als Konserven, ein schwer verständlicher Zustand. Deutsches Obst, besonders Äpfel, sind nur eine kurze Zeit des Jahres zu haben, während in dem klimatisch nicht günstigeren Nordamerika sie das ganze Jahr billiger und besser zu kaufen sind. Freilich ist der Absatz dort einheitlich geregelt und in großem und wohlbedachten Maße durchgeführt.

Es sei noch darauf verwiesen, daß die Umstellung der Landwirtschaft von Getreide auf Fleisch, Milch, Eier, Butter, Obst und Gemüse für unsere Handelsbilanz ein sehr großer Vorteil sein würde. Führen wir doch für fast drei Milliarden Reichsmark Lebensmittel ein, und davon zwei Drittel teure Lebensmittel, nur ein Drittel billiges Getreide! Von den teuren Lebensmitteln könnte der weitaus größte Teil auch in Deutschland erzeugt werden, wenn mit voller Absicht darauf hingewirkt würde, und wenn durch Eingreifen der Behörden oder durch kaufmännische Geschicklichkeit für eine Verbilligung von Obst und Gemüse in den Städten gesorgt würde.

Die Landwirtschaft muß sich also, wenn ihr auf die Dauer geholfen werden soll, in ihrer Erzeugung unbedingt umstellen, und zwar so schnell wie möglich. Zölle nützen nur vorübergehend. Sollte es nicht möglich sein, die Umstellung durch Barprämien zu erzielen? Dann würde der Landwirtschaft auf die Dauer geholfen werden, und die essende Bevölkerung würde billigere und zweckmäßigere Lebensmittel bekommen.

Ein Zehntel Tagewerk.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Ich habe ein Grundstück.

Weißt du, Stadtmensch, was das heißt, ein Grundstück haben? Nein, das weißt du nicht. Du lebst auf keinem Grund. Du lebst in einem Häusermeer. Drei, vier Stockwerk, abgestemmt von Mutter Erde, lebst du kümmerlich auf einem dünnen Bretterboden. Darunter Leere — mich wundert, wie du Wurzel schlagen, wie du eine Krone breiten kannst.

Mein Grundstück ist nicht übersichtlich. Es steigt und fällt. Seine Grenzen sind mir trotz des Zauns verwirrend.

Meinem Nachbarn nicht. Der hat alle Grenzen aller Dorfgrundstücke, so verzackte sie sind, im Kopf. Von Kindsbeinen an.

Meine Kindsbeine waren eben städtisch. Sie liefen gerade Straßen ab. Sie umkreisten, wenn es hoch kam, einen Marktplatz. Aber dem vertrackten Grundstück, das jetzt mein ist, sind sie nicht gewachsen.

Her mit dem Katasterblatt! Mit Blaustift nachgezeichnet, was der Geometer ausmaß! Hin und her und her und hin, in spitzen und in stumpfen Winkeln kreuz und quer. So, die Blaustiftlinie ist geschlossen.

Ich erschreke. Was mir aus dem Kartenblatt entgegenzieht ist ein Gesicht. Sieht es ernst aus, lacht es, starrt es, grinst es? Ist's nicht die zerbackte Wange eines Korpsstudenten? Zuden nicht darunter die Schultern? Hunderttausendjährige Gesichte meines Grundstückes sind's, die zuden.

Weg mit dem Katasterblatt — mir graut vor meinem Grundstück. Wenn mein Grundstück nun ein Wesen wäre, wie ich es bin — gibt es etwas, das noch mehr lebendig wäre als die Scholle? Die Scholle, der die Ewigkeit auf die gefurchte braune Stirn geschrieben ist? Die Scholle, mit der verglichen wir nur Eintagsfliegen sind? Die Scholle, die die Hand hohl macht und uns einfängt: „Mir gehörst du! Schneide mir die grünen Haare! Kraue mich mit deinem Pfluge, Sklave!“

Ich schaue auf vom Schreibtisch, sehe draußen meine Tochter Rosen schneiden, sie zum Strauß vereinen. Sehe, wie sie glücklich über den Kies herankommt, mir die Rosen darreicht: „Freu' dich, Vater!“

Plötzlich graut mir nicht mehr. Ich bin meinem Grundstück wieder gut. Mag es immerhin der Herr und ich sein Sklave sein — kann man einem Herrn, der seinen Knecht mit Rosen überschütet, böse sein?

Rosen? Sind denn Rosen eines Grundstückes Sinn und Ziel?

Insi's min's Grund knallt eine Peitsche. Der Deisenrieder pflügt. Pflügt mit der Gelassenheit, die seit Urgedenken Grund und Bauer aneinanderketten.

Ein kleines Dreieck jenseits meines Wiesenbuckels pflügt er. Meine Augen wandern zwischen seinem Grund und meinem hin und her. Auf einmal ist es mir, als ob mein Zaun sich weite, auswärts buchte und des Nachbarns Dreieck mit umschließe. In meinen Eingeweiden knurret von einem Urahn her und seiner Scholle ein Instinkt, der Boden hunger.

„Deisenrieder, g'hört der Ackerzypfel dir?“

Er pflügt weiter. Stumm.

Ich sehe ein, ich habe dumm gefragt. Wem denn sonst als seinem Pflüger kann ein Grund gehören.

„Wie groß das Ackerdreieck da wohl sein mag?“

„A Zehntel Tagewerk schätz' i.“

„Ein Zehntel Tagewerk ist wohl nicht der Rede wert?“

„Der Red' net — der Arbeit wohl“, wischt er von der Stirn sich den Schweiß.

„Deisenrieder, von meinem Grundstück sieht man keinen Wald.“

„Soll woll.“

„Daß ich's kurz mach', Deisenrieder, wollt Ihr mir das Stück verkaufen?“

Bis hierher bin ich neben seinem Pflug hergegangen. Jetzt hält er ein: „Verlassen? Was drauf wächst, verlassen? Freili —“

„Nein, das Grundstück selber mein' ich — seht, Ihr habt an sechsia Tagewerk, und da kommt's Euch, wenn Ihr's ineinander rechne', auf ein Zehntel Tagewerk weniger kaum an...“

Ich rede in die leere Luft — gut ein Dutzend Ochsenlängen weiter pflügt der Deisenrieder schon.

Nach einer Woche oder zweien treff' ich ihn im Wirtshaus: „Was ich sagen wollte, Deisenrieder —“

„Reßl, zahl'n! Drei Halbe und zwoa Brot — jesses, fünfse! Um halbe fünfse sollt' i beim Herrn Pfarrer —“

„Kann der nicht ein wenig länger warten?“

„Könne' scho — mögn net — psüat Good.“

Ich sehe ein, nach Feierabend und bei sich im Hause muß ich ihn erwischen. Da kommt er mir nicht aus. Da kann ich, wie es hier der Brauch ist, erst von dem und jenem sprechen, bis die Rede langsam auf das Zehntel Tagewerk läme.

Wieder nach drei Wochen rück' ich ihm ins Haus. Nicht unbewaffnet. „Deisenrieder, schau', wie wär's mit diesem Pfund Tabak —“

„Was kost's?“

„Nichts, Deisenrieder, nichts.“

„Was mir kost, is mir wert.“

„Versteh' mich doch, ich will ihn Euch verehren.“

Er sieht mich an. Hart, fest und ernst wie alle Bauern, wenn's um Grund und Boden geht: „Mir san z' alt zum Sanga-mandl spielen — i verlass' loan Grund.“

„Auch nicht, wenn Ihr für den Kaufpreis Euch das Doppelte an Grund wo anders —?“

„Wo?“

„Irgendwo.“

„Bei ins verlass' loaner loan Grund.“

„Aber der an mich verkauft hat —“

„Der is nunterg'schwommen. Der hat müssen. I muß net.“

„Und wenn ich Euch das Dreifache —“

„Zu was brauchst' n?“

„Für ein kleines Sommerhäuschen. Ich seh' so gern in den Wald —“

„I aa — und zu was brauchst' n sonst?“

„Sonst? Hm, sonst zu nichts.“

„Aber i!“

„Ich habe mich erkundigt: Von dem Hafer auf dem kleinen Dreieck kann ein Kof im Jahre kaum für einen Monat Futter kriegen.“

„A Kof und a Monat is a Kof und a Monat.“

„Und wenn Ihr Weizen baut, so langt es kaum für's Brot von einem kleinen Kind.“

„A Brot für a Kind — was is dageg'n dei' Summerhäusl?“

„Deisenrieder, ich biete euch äußerst —“

„I hab mi aa erkundigt“, unterbrach er mich, „Ihr arbeit's mit 'm Hirn. I arbeit' mit mei'm Grund. Wie waar's — er tippte mir mit seiner Pfeife auf die Schläfe — „wie waar's, i schneidet enk was raus, a Dreieck bloß, a loans — oa Dreieck gegen 's andre — woll'n ma tauschen?“

„Mit Euch ist nicht zu reden, Deisenrieder. Ich hab' es gut gemeint —“

„Und i net schlecht.“

„Ich hab' Euch helfen wollen —“

S'in al'er Bauernschädel zuckte: „Helfen? Mir? Mit was?“ „Geld ist knapp, und Euer Stall braucht einen neuen Boden — ist nicht neulich eins von Euren Kossen durchgebrochen?“

„Sei nur froh, wenn du nit durchbrichst bei der Arbeit.“

Da gab ich's auf mit ihm.

Er nicht mit mir.

Er hat mich oft besucht. Ueber vieles haben wir geplaudert. Manches habe ich von ihm gelernt. Vor allem, wie man aufrecht bleibt, wenn's einem schlecht geht.

Denn es ging ihm immer schlechter. Nicht nur unter ihm der Boden, auch über ihm die Decke drohte durchzubrechen.

Es lag nicht an ihm. Es lag an seinem Sob'n. Der war ein Lump, der zweimal das vertat, was sich der Vater hart erschwigte.

Air, daß er deshalb bei mir klagte. Aber einmal, als es auf die Neige ging mit ihm, erwischte er im Zwielicht meinen Rockknopf: „Trag' mir's net nach mit sellem Grund. Ich hab net anders können. Er hat schon mei'm Vatter'n g'hört. Und dem sei'n Vatter'n aa. Der Lehrer hat's aus einer Urkund, daß er uns scho g'hört hat, wie der Schwed' im Land war. Freili“, schloß er, „wem er g'hören wird, wenn i nimmer da bin —“

S'in schon halb verglastes Auge sah mich forschend an. Ich hielt ihn aus, den Blick.

Als ich heimkam, war ein Freund da. Ich führte ihn im Haus herum. Ich zeigte ihm mein Grundstück. Er zeigte über'n Zaun: „Dieses Stück dort müßtest du noch haben. Schon des Waldblicks wegen. Denke dir darauf ein Gartenhäuschen. Dich

darin, in alten Tagen deine Lebenssumme auf ein Wandbrett frigelnd . . .“

Ich gab ihm keine Antwort. Er klopfte mich begönnernd auf die Schulter: „Solltest du nicht wissen, was der Mann von Weimar auf dem Gickelbahn ins Gartenhaus geschrieben?“

Er sah mich an wie ein Professor im Examen. Da sagte ich's d.nn auf:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur; balde
Ruhest du auch.

Er war mit mir zufrieden. Dann legte er mir beide Hände auf die Schultern: „Nun, denke mal, auf jenem Gickelbahn sei jenes Gartenhaus mit seinem Weitblick, der ihm das Gedicht geschenkt hat, nicht gestanden und die Verse wären nicht geschrieben worden!“

„Denn wäre statt des Gartenhäuschens ein Stück Acker da-
gelegen, ein Zehntel Tagwerk etwa, über das ein Pflug ging,
damit er Brot gab für ein Kind. Brot für ein Kind, jahraus,
jahrein — meinst du nicht, das läme selbst dem größten Verse
gleich?“

Enttäuscht, verächtlich rutschten seine Hände von meiner Schul-
ter: „Und ich habe dich für ideal gehalten!“

Und fuhr mit dem letzten Postauto nach der Stadt zurück.

Das tiefe Tuten dieses Autos mischte sich mit den hohen
Tönen eines Sterbeglödchens. Der Deisenrieder war gestorben.

Noch am Tage der Beerdigung kam der Sohn zu mir: Er
wisse, daß ich für das Zehntel Tagwerk dort vergeblich viermal
den normalen Wert geboten habe — er sei nicht wie der Starr-
kopf seines Vaters und er würde mit sich reden lassen —“.

„Ich aber nicht mit mir.“

Nun, er wäre, wenn ich den Normalpreis dreimal bezahle,
auch zufrieden.

„Ich aber nicht.“

Um, weil ich es sei und sonst niemand Bauinteresse für ein
Gartenhäuschen habe, wolle er aufs Doppelte — und als ich
schwiege —, auf den einfachen Preis heruntergehen.

Da empfahl ich ihm, die alte Urkunde aus der Schweden-
zeit beim Lehrer nachzulesen.

Und setzte noch am gleichen Tage unter meinen letzten Willen
einen Nachtrag: „Ich erlege meinen Erben als Bedingung auf, das
Zehntel Tagwerk in der Richtung nach dem Walde nie zu
laufen“ . . .

Wasserkraftwerk Kloster Buch.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Der elektrische Strom, den das Leitungsnetz der säch-
sischen Landes-Energieversorgung den Stromverbrau-
chern in den Städten und Dörfern und darunter auch
Tausenden landwirtschaftlicher Betriebe zuführt, wird
zwar vorwiegend in den Braunkohlen- und Großkraft-
werken Hirschfelde und Böhlen, zum Teil aber auch in Was-
serkraftwerken erzeugt. Die sächsischen Wasserkräfte haben
allerdings einen anderen Charakter als zum Beispiel die-
jenigen der Alpen. Es sind reine Laufwasserkräfte ohne
Speicherfähigkeit, deren Bedeutung für die Stromerzeu-
gung sich deshalb auch sehr stark nach der mehr oder
weniger großen Regelmäßigkeit der Wasserführung rich-
tet. Von der gesamten Stromerzeugung in den Kraft-
werksanlagen der Landes-Energieversorgung, die bei-
spielsweise im Jahre 1930 988 Millionen Kilowattstun-
den betrug, entfallen im gleichen Jahre auf die Wasser-
kraftwerke 29 Millionen Kilowattstunden.

Das Wasserkraftwerk Kloster Buch, dessen reizvolle
Lage im Tale der Freiburger Mulde unser Bild zeigt,
wurde in den Jahren 1923 bis 1925 von der Sächsischen
Wasserbaudirektion errichtet. Es liegt etwa eine halbe
Wegstunde oberhalb der gleichnamigen Bahnstation der
Strecke Dresden—Döbeln—Leipzig. Das Nutzungsrecht
dieser Anlage wie auch der übrigen staatlichen Wasser-
kraftwerke ist durch einen Pachtvertrag der Aktiengesell-
schaft Sächsische Werke, in deren Händen die Landes-
Energieversorgung liegt, übertragen worden. 1930 wur-
den in den beiden Generatoren des Wasserkraftwerkes
Kloster Buch rund $4\frac{1}{2}$ Millionen Kilowattstunden er-
zeugt, eine an dem durchschnittlichen Jahresverbrauch
eines einzelnen landwirtschaftlichen Betriebes von rund
300 Kilowattstunden gemessen immerhin recht stattliche
Menge elektrischer Arbeit.

Dr. Kramer in Dresden.





Der Mäusebussard.

Von Dr. Demandt in Lüdenscheid in Westfalen.

Noch liegt die Dämmerung des Frühlingmorgens über der Landschaft, und der Nebel bedeckt die weite Feldflur. Da löst sich ein dunkler Klumpen aus dem Astwerk einer alten Eiche, und ein großer Vogel streicht mit schwerfälligem Schwingenschlag ins Feld hinaus. Zwei langgezogene Rufe, die infolge des heftigen Ruderschlags wie ein gestottertes „Hiäh“ klingen, erreichen unser Ohr aus der Richtung, in der der Vogel verschwand. Als die Sonne den Nebel vertrieb, zeigte uns das Glas zwei dieser großen Vögel. Der eine hockt auf dem Eckpfahl der Weidekoppel, der andere auf einem Leitungsmast. Wenn wir nach ein bis zwei Stunden wieder vorbeikommen, hat sich das Bild kaum geändert. Die beiden Vögel sitzen noch immer auf ihrer Warte, und wir möchten wohl meinen, daß solche Trägheit eines Raubvogels unwürdig sei. Denn daß es sich um Raubvögel handelt, läßt die aufrechte Körperhaltung schon erkennen. Der Arbeiter, der in der Morgenröthe regelmäßig die Vögel sieht, hat weiter kein Interesse an den beiden „Habichten“, wie man große Raubvögel allgemein in seiner Heimat nennt, und der Jagdpächter, der sich auf seine Raubvogelkenntnis etwas einbildet, möchte wohl den auf dem Zaune sitzenden „Habicht“, den er an seiner hellen Unterseite als solchen sicher zu erkennen vermeint, ganz gerne abschießen, wenn er nur heran könnte. Den braunen Vogel auf dem Leitungsmaste, den kennt er natürlich, das ist ein Bussard. Dieser ist zwar nach seiner Meinung auch nicht so ganz harmlos, aber es ist ein geschützter Vogel.

Sie irren beide, der Arbeiter wie auch der Jäger. Denn schon allein die Tatsache, daß wir beide Raubvögel auf freiem Felde so offen und unentwegt verharren sehen, genügt, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß es sich um zwei Mäusebussarde handelt. Der eine von ihnen gehört zu der gewöhnlichen braunen Art, der andere zu der weniger häufigen weißen. Da es aber zwischen beiden Färbungsformen alle Zwischenstufen gibt, also vom reinen Weiß bis zum gleichmäßigen Dunkelbraun, so ist eine Unterscheidung nach solchen Gesichtspunkten nicht gerechtfertigt.

Zu unserem Beobachtungsstande zurückkehrend, fragen wir uns, ob es wohl wirklich wahr ist, daß die beiden Bussarde ihre Zeit dort nur verdösen? Da dreht der eine den Kopf. Er hat nicht geschlafen. Wenn er auch dort so ruhig hockt, so hat er doch ge-

rade deshalb das huschende Mäuschen hinter sich noch rechtzeitig wahrgenommen. Jetzt breitet er seine mächtigen Flügel aus, und im Gleitflug tragen sie ihn zu der Stelle in der Wiese, wo das Mäuschen ahnungslos knappert. Da fahren ihm die spitzen Dolche des Bussards ins Leben, und nach wenigen Augenblicken hat es im Magen des Raubvogels sein Grab gefunden. Schon erhebt sich der „Mäuser“ wieder von der Erde und strebt im Ruderfluge dem Baume in der Wiese zu, um hier seine Anstandsjagd fortzusetzen, denn ein Mäuschen ist doch herzlich wenig für einen Vogel, der über zwei Pfund schwer wird. Man kann etwa dreißig Mäuse als täglichen Bedarf für ihn in Rechnung setzen, und die Mehrzahl davon muß er in den Morgenstunden fangen, da über Nacht sein Magen leer geworden ist. Ist es da ein Wunder, daß es immer erneut wissenschaftlicher Belege bedurfte, daß der Bussard solche Mengen von Nagern, die er zu seinem Lebensunterhalt bedarf, auch wirklich zu fangen vermag? Hunderte und aber Hunderte haben ihr Leben lassen müssen, damit einwandfrei der Nachweis erbracht werden konnte, daß der Bussard wirklich ein für die Landwirtschaft überaus nützlicher Vogel ist, und daß er sich an gesundem Wilde fast nie vergreift. Aus diesem letzten Grunde fällt er auch in schneereichen Wintern so leicht der Kälte und dem Hunger zum Opfer.

Die Anstandsjagd ist nicht die einzige Jagdform, die dem Bussard Erfolg verspricht. Er muß auch seine Jagdgründe, die Felder, Wiesen und Kahlschläge, abpirschen. Daher streicht er jetzt aus dem Baume heraus. Drei bis vier Schwingenschläge wechseln mit kurzem Schwebfluge ab, bis er die nötige Geschwindigkeit erreicht hat und zum schwebenden Kreisfluge übergeht (s. Abb.). So sucht er nun die weite Feldflur ab. Wo er ein Mäuschen erspäht hat, geht er in gemäßigtem Stoßfluge zur Erde hinab. Hat es aber das schützende Erdloch noch erreicht, bevor er zugreifen konnte, so hält er sich wohl auch schwerfällig flügel Schlagend über dieser Stelle in der Luft. Dieses „Rütteln“, das sein Jagdfreund, der Turmfalke, so gut versteht, läßt den Bussard recht unbeholfen erscheinen.

Doch die Mühsal der Nahrungsbeschaffung geht auch für einen Bussard vorüber, und wenn gegen Mittag die Sonne warm vom



Oek.-Rat Bruno Hartmann
Kammergut
Sedlitz und Pratzschwitz

Gratulationen

an Geburtstäger wären sicherlich viel auszusprechen. Der Kalender muß sich aber auf die beschränken, von denen er hört. Zunächst 70 Jahre alt geworden ist Geheimrat Dr. jur. Maximilian Mehnert aus Dresden und Krögis. Sein Bild und Sonstiges ist auf Seite 63 dieses Jahrganges zu finden. Das 75. Lebensjahr hat Oekonomierat Bruno Hartmann erreicht, durch Jahrzehnte hindurch Pächter der Kammergüter Sedlitz und Pratzschwitz, Mitglied des Landeskulturrates und der Landwirtschaftskammer und Ehrenvorsitzender des Landbundes zu Pirna usw. Auf 80 Jahre voll Arbeit, Erfolg, Ehren und Erleben blickt Geheimrat Dr. L. h. Otto Steiger auf Leutewitz bei Meissen, wohnhaft in Dresden. Gar 93 Jahre alt, das sog. biblische Alter kühn überschreitend, ist der Gutsbesitzer Friedrich Fürchtegott Göhler. Die Schilderung seines Lebenslaufes ist uns zugegangen und wird die Kalenderleser interessieren. Da heißt es: „Friedrich Fürchtegott Göhler wurde am 14. Februar 1839 als Sohn eines armen Waldarbeiters in Rechenberg im Erzgebirge geboren und erinnert sich heute noch seiner Geburtsstätte, eines Hüttleins so arm und klein. Seine Jugend hat er mit seinem Vater als Waldarbeiter unter karglichen Verhältnissen verlebt. Nicht immer sollte er das Raff, das er heute noch auf seinem Hausboden



Geheimrat Dr. Otto Steiger
Rgt. Leutewitz und Dresden

aufbewahrt, auf dem Buckel tragen, sondern er sollte auch noch Bauer werden. Sein Vater kaufte ihm im Jahre 1865 das Gut Ortsliste 48 in Röthenbach bei Frauenstein, 23 Hektar groß. Einen Ruhesitz hatte er damit nicht erworben, sondern Steinhausen auf Steinhausen hartnäckig auf Beseitigung von den Fluren, baufällige Gebäude mußten neu aufgerichtet werden, Flächen Oedland mußten in Wald oder Feld umgewandelt werden. Hier lernte er seine nunmehr schon vor 17 Jahren verstorbene Gattin im benachbarten Friedersdorf kennen, es entsprossen 7 Kinder aus dieser Ehe, wovon der älteste Sohn und die älteste Tochter der Mutter schon nachgefolgt sind.

12 Jahre lang hat man Göhler das Amt als Gemeindevorstand anvertraut, dann hat er viele Ehrenposten für Kirche und Schule, auch das Ortsrichteramt, innegehabt, wofür ihm als besondere



Friedrich Fürchtegott Göhler
Röthenbach b. Frauenstein (1929)

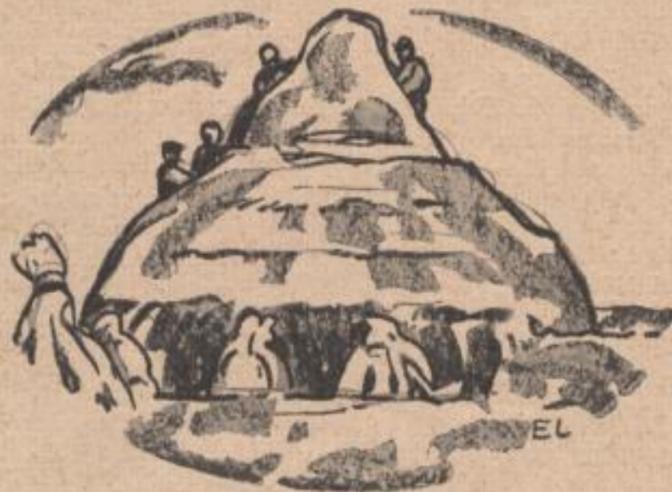
Anerkennung das goldene Ehrenkreuz ausgehändigt wurde. Im Jahre 1905 übergab er sein Gut an seinen dritten Sohn, welcher aber im Kriege den Heldentod fand und nicht wieder zurück in die Heimat kehren konnte. Als Nachfolger trat nun der jüngste Sohn des im Greisenalter Stehenden zur Weiterbewirtschaftung des Gutes ein. Wie sehr das frühe Interesse für den Wald bei Göhler in Fleisch und Blut übergegangen ist, beweist die Tatsache, daß er heute noch mit Hacke und Korb zum Wald spaziert und dort irgend ein verdorrtes Pflänzchen aufsucht und durch ein von ihm selbst gezogenes Pflänzchen ersetzt. Wenn auch die körperlichen Kräfte bei ihm etwas zurückgegangen sind, so verfügt er aber immer noch über recht gute geistige, und interessiert sich noch für sämtliche Begebenheiten, die die täglichen Zeitungen bringen.“

(Fortf. von „Der Mäusebussard“, Seite 94.)

Himmel herabstrahlt, dann wird es unserem Freunde leid, immer noch für den Magen zu sorgen. Seine Kreise werden höher, immer mehr schraubt er sich ins Blaue empor. Die Schwingen weit ausgebreitet und etwas nach vorn gestellt, läßt er sich vom Aufwind emportragen, bis er kaum noch zu erkennen ist. Sein miauendes „Hiäb“ tönt jetzt von verschiedenen Stellen aus der Höhe herab, denn auch andere seines Geschlechtes sind von ähnlichen Gefühlen befeelt und eilen herbei, um sich auszutoben im flutenden Lichte der Frühlingssonne. Es ist ja Paarungszeit, und solange das Weibchen die zwei bis vier braungefleckten Eier noch nicht zu bebrüten hat, kann man sich dem Paarungsflugspiel nach Herzenslust hingeben. Schließlich aber stürzen sich die Bussarde aus hoher Luft in den Hochwald hinab, wo sie die Mittagstunden in beschaulicher Ruhe der Verdauung widmen wollen. Der Jäger aber, der gesehen hat, mit welcher Eleganz sich diese Flugspiele vollziehen, glaubt sich wieder in seiner Meinung bestärkt, daß dieser

Vogel doch nicht so unbeholfen ist, wie er gewöhnlich aussieht, und daher doch wohl auch mit Erfolg auf Hasen und Geflügel jagen könnte; zumal wenn er Zeuge war, wie der Bussard sich bei seinen Kreisflügen gegen Krähen verteidigt, wobei er sich zuweilen auf den Rücken wirft und dem Angreifer die Fänge drohend entgegenstreckt. Und doch täuscht er sich wieder, denn solche Kraft und Gewandtheit, wie sie der Bussard in der Paarungszeit zeigt, bringt er sonst nicht auf. Es gibt allerdings einzelne temperamentvollere Bussarde, die sich sogar zu Spezialisten auf Haushühner ausbilden und dann in der Zeit, wo sie Junge zu versorgen haben, recht lästig fallen können. Sonst aber bleibt der Bussard, was er immer war: ein überaus nützlicher Mäusevertilger und ein prächtiger Kreisflieger, der uns besonders im Herbst erfreut, wenn er seine Jungen glücklich hochgebracht hat und dann mit ihnen jauchzend seine Kreise zieht.

*



Verzeichnis der Mitglieder der Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen

nach dem Stande vom 1. Juli 1931.

Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen.

Geschäftsstelle: Dresden-A., Sidonienstraße 14, Fernsprecher 25146.

I. Vorstand.

Präsident:

Rittergutsbesitzer Hermann Bogelsang, Rittergut Ebersbach, Döbeln-Land.

Vizepräsidenten:

1. Gutspächter Hellmut Körner, Piskowitz b. Zehren.
2. Rittergutsbes. Def.-Rat Adolf Richter, Rittergut Sautitz, Post Weiskenberg, Nh. Lössau.
3. Rittergutsbesitzer Richard Döring, Rüben, Post Röttha.

Direktor:

Hofrat Dr. Schöne, Dresden.

a) ordentliche Mitglieder.

1. Gutsbes. Paul Krahl, Kamenz i. Sa.
2. Rittergutsbesitzer Georg Bennewitz, Dresden-Lochwitz.
3. Gutsbes. Oswald Friedrich, Hirschfeld, Post Borsdorf, Bezirk Leipzig.
4. Gutspächter Hans Harter, Mittweida-Neudörfchen i. Sa.
5. Stadtgutsbes. Oswald Leopoldt, Treuen i. Vogtl.

b) beratende Mitglieder:

1. Vorwerksbes. Def.-Rat Oskar Welde, Oberhäslich, Dippoldiswalde-Land. Vorsitzender der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer Dresden.
2. Rittergutsbes. Alfred Schober, Schönau b. Chemnitz, Vorsitzender der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge.
3. Rittergutsbes. Heinrich Kasten, Rosenberg b. Weisklich i. B. Vorsitzender der Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Vogtland.

Stellvertreter für die ordentlichen Mitglieder:

1. Gutsbes. Max Rämisch, Georgewitz b. Lössau.
2. Gutsbes. Walter Erdmann, Streumen, Niesau-Land.
3. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Falke, Leipzig, Johannis-Allee 21.
4. Gutsbes. Arno Kunzmann, Lauter i. E.
5. Rittergutsbes. Heinrich Kasten, Rosenberg i. B.

II. Mitglieder. A. Gewählte Mitglieder.

1. Wahlkreis (Baugen)

1. Paul Krahl, Gutsbes. in Kamenz,
2. Max Rämisch, Gutsbes. in Georgewitz b. Lössau,
3. Reinhold Nöhle, Gutsbes. in Dürrenhennersdorf (Nh. Löss.),
4. Gustav Niedel, Gutspächter in Eckartsberg b. Zittau,
5. Paul Rüdiger, Gutsbes. in Schönau a. d. Eigen,
6. Richard Zieschang, Gutsbes. in Kleinpragga b. Göda,
7. Max Wager, Gutsbes. in Niedersteina b. Pulsnitz;

2. Wahlkreis (Dresden)

8. Alfred Reiche, Gutsbes. und Bürgermeister in Dorf Wehlen (S. Schweiz),
9. Alwin Wittig, Gutsbes. in Seebischütz b. Meissen,
10. Ernst Grenlich, Rittergutsbes. in Streumen b. Wülknitz,
11. Clemens Zimmermann, Gutsbes. in Zethau (Nh. Freib.),
12. Hans Fleischer, Rittergutsbes. in Kleinwolmsdorf, Radeberg-Land,
13. Hellmut Körner, Gutspächter in Piskowitz b. Zehren,
14. Walter Erdmann, Gutsbes. in Streumen b. Wülknitz,
15. Reinhold Kresschmar, Gutsbes. in Reinhardtsdorf (S. Sch.),
16. Georg Bennewitz, Rittergutsbesitzer in Dresden-Lochwitz,
17. Otto Wähle, Gutsbes. in Gonnernsdorf b. Dippoldiswalde,
18. Emil Zeller, Gutsbes. in Niederbobrighsch (Nh. Freiberg);

3. Wahlkreis (Leipzig)

19. Otto Pfundt, Gutsbes. und Bürgermeister in Zävertitz, (Nh. Oschatz),

20. Richard Döring, Rittergutsbesitzer in Rüben b. Röttha,
21. Bernhard Gahn, Gutspächter in Ragewitz b. Grimma,
22. Emil Heintze, Gutsbes. in Arenditz b. Röttha,
23. Fritz Mierisch, Gutsbes. in Präbschütz, Post Mochau,
24. Hermann Bogelsang, Rittergutsbes., Ebersbach b. Döb.,
25. Walter Schumann, Stadtgutsbes. in Wurzen,
26. Franz Woldemar Müller, Gutsbes. und Bürgermeister in Töllschütz, Döbeln-Land;

4. Wahlkreis (Chemnitz-Zwickau)

27. Fritz Barthold, Gutsbes. in Hartmannsdorf b. Chemnitz,
28. Richard Felix, Mühlengutsbes. in Niederhermersdorf,
29. Arno Hänischel, Lehngerichtsbes. in Leubsdorf (Zöbatal),
30. Hans Harter, Gutspächter in Mittweida-Neudörfchen,
31. Rudolf Köhler, Gutsbes. in Weisklich b. Zschopau,
32. Erwin Heyne, Gutsbes. in Geesewitz b. Rochlitz;

5. Wahlkreis (Erzgebirge)

33. Karl Neubert, Gutsbes. in Raschau i. Erzgeb.,
34. Paul Krauspe, Lehngutsbes. in Jahnisdorf i. Erzgeb.,
35. Arno Engert, Gutsbes. in Cranzahl i. Erzgeb.,
36. Arno Kunzmann, Gutsbes. in Lauter i. Erzgeb.;

6. Wahlkreis (Vogtland)

37. Max Reuhner, Gutsbes. in Dehles b. Reuth i. B.,
38. Heinrich Dieze, Rittergutsbes. in Rodersdorf b. Reuth,
39. Oswald Leopoldt, Stadtgutsbes. in Treuen i. B.,
40. Guido Rahnes, Gutsbes. in Langenbernsdorf (Nh. Weid.);

B. Die Vorsitzenden der fünf Kreisdirektionen der Landwirtschaftskammer (früher Landwirtschaftliche Kreisvereine):

41. Adolf Richter, Dekonomierat, Rittergutsbes. in Sautitz (Kreisdirektion Baugen),
42. Oskar Welde, Dekonomierat, Vorwerksbes. in Oberhäslich (Kreisdirektion Dresden),
43. Oswald Friedrich, Gutsbes. in Hirschfeld b. Borsdorf (Kreisdirektion Leipzig),
44. Alfred Schober, Rittergutsbes. in Schönau b. Chemnitz (Kreisdirektion Chemnitz),
45. Heinrich Kasten, Rittergutsbes. in Rosenberg i. Vogtl. (Kreisdirektion Plauen).

C. Vom Akad. Senat d. Universität Leipzig gewählte Vertreter.

a) der landwirtschaftlichen Wissenschaft:

46. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich Falke in Leipzig;

b) der Volkswirtschaftslehre:

47. Geh. Legitationsrat Prof. Dr. Wiedenfeld in Leipzig.

D. Von der Vereinigung der Direktoren und Lehrer an den landwirtschaftlichen Schulen Sachsens gewählter Vertreter:

48. Direktor Erich Rammelsberg, Oberlandw.-Rat, Wurzen;

E. Von den Direktoren der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalten gewählter Vertreter:

49. Prof. Dr. Hugo Neubauer in Dresden.

F. Der Geschäftsführer der Landwirtschaftskammer:

50. Direktor Hofrat Dr. Schöne in Dresden.

G. Abgeordnete der Fachkammern

a) für Gartenbau:

51. Theodor Simmgen, Stadtrat, Dekonomierat, Rosenschulenbesitzer in Dresden-Strehlen.

b) für Forstwirtschaft:

52. Friedrich Magnus Graf zu Solms-Bildensfels in Wildenfels.

Namen und Kopfbilder der Mitglieder der Landwirtschaftskammer

(nach dem Stande vom 1. Juli 1931)

und Bericht über die Tätigkeit der früheren Landwirtschaftskammer.



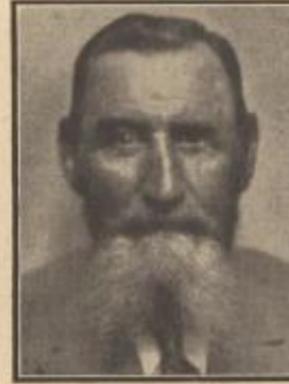
Paul Krahl
Gutsbesitzer in Kamenz



Max Rämisch
Gutsbesitzer in Georgewitz
bei Löbau



Reinhold Köhle
Gutsbesitzer
in Dürrennersdorf



Gustav Nibel
Gutsbesitzer in Eckartsberg
bei Zittau



Paul Rühler
Gutsbesitzer in Schönau
a. d. Eigen

Als auf Grund des Gesetzes vom 15. April 1925 die Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen in dem gleichen Jahre errichtet worden war, wurde hinsichtlich der Organisation und der Aufgaben der neuen berufsständischen Vertretungskörperschaft der sächsischen Landwirtschaft durch den Gesetzgeber im Wesentlichen eine Entwicklung sanktioniert, die sich im Laufe der Kriegs- und Nachkriegszeit schon unter dem Vorgänger der neuen Kammer, dem bereits im Jahre 1849 ins Leben gerufenen Landeskulturrat, allmählich herausgebildet und mehr oder weniger feste Formen angenommen hatte. Nachdem im Jahre 1921 die fünf landwirtschaftlichen Kreisvereine ihre Selbstständigkeit aufgeben mußten und gleichzeitig das landwirtschaftliche Schulwesen von dem damaligen Landeskulturrat übernommen worden war, unterschied sich schon dessen Aufgaben- und Arbeitsgebiet eigentlich in nichts mehr von dem der preußischen und übrigen deutschen Landwirtschaftskammern. Nur in zwei Punkten ging die Landwirtschaftskammer grundsätzlich neue Wege, nämlich in der Zusammensetzung ihrer Mitglieder, die unter dem Einfluß des im Jahre 1919 geschaffenen Reichstagswahlrechts nunmehr im Wege der Verhältniswahl durch allgemeine, unmittelbare und geheime Wahl von allen wahlberechtigten sächsischen Landwirten gewählt wurden, sowie in der Errichtung eines besonderen Ausschusses für Arbeitnehmerwesen und je einer Sachkammer für Forstwirtschaft und Gartenbau.

Wenn wir heute rückschauend einen Ueberblick gewinnen wollen über die Tätigkeit der Landwirtschaftskammer in der nunmehr abgelaufenen Wahlperiode von sechs Jahren, so stehen wir auch hier wie in allen im Deutschland der Gegenwart zu behandelnden Fragen unter den unmittelbaren politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit. Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft und ihre Wiedereingliederung in die Weltwirtschaft waren Aufgabe und Ziel, um die wir uns seit 1919 unablässig bemühten; und sie waren es wieder, als wir im Jahre 1924 nach Verlust unserer Währung auf allen diesen Gebieten mit

zum Teil neuen Zielen noch einmal von vorne anfangen mußten. Ueber die Größe und Schwere dieser Aufgaben konnte man lange keine Klarheit gewinnen, war doch erst in den letzten Jahren allgemein die Erkenntnis durchgedrungen, daß man bei allen diesen Bemühungen nicht dort wieder anknüpfen konnte, wo im Jahre 1914 der Faden plötzlich abgerissen war. Jedenfalls ergaben sich für die deutsche Landwirtschaft hieraus drei Aufgaben: eine agrarpolitische, eine agrartechnische und eine betriebswirtschaftliche. Eine agrarpolitische Aufgabe insofern, als es sich darum handelte, die Produktionshöhe der Vorkriegszeit wieder zu erreichen und darüber hinaus zum Ausgleich der abgetretenen agrarischen Ueberschußgebiete und zur Unterbindung entbehrlicher Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu steigern. Eine technische Aufgabe insofern, als die deutsche Landwirtschaft sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, ihren Produktionsapparat nach den inzwischen eingetretenen Fortschritten auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Technik und Wissenschaft umzugestalten. Und schließlich eine betriebswirtschaftliche Forderung mit dem Ziele der Wiedergewinnung einer privatwirtschaftlichen Rente des einzelnen Betriebes unter Anpassung an die ebenfalls sich seit dem Kriege vollzogenen Strukturwandlungen der eigenen Volkswirtschaft und der Weltwirtschaft. Bei der gegenseitigen Abhängigkeit und Bedingtheit dieser Probleme konnten und mußten sie eigentlich alle gleichzeitig in Angriff genommen werden, und wenn wir zur Zeit auf keinem der Gebiete das gesteckte Ziel erreicht haben, so müssen wir bei der Erkenntnis eigener und fremder Fehler und Irrwege uns auch immer die ausschlaggebende Tatsache vor Augen halten, daß das deutsche Volk bis heute noch nicht die politische Bewegungs- und Entschließungsfreiheit hat erreichen können, die die erste Voraussetzung zu einer befriedigenden Lösung aller dieser Probleme bildet.

Die Errichtung der neuen Kammer im Jahre 1925 fiel also in eine Zeit stärkster wirtschaftlicher und politischer Bewegung, und es war der ausgesprochene Wille des Gesetzgebers und auch der



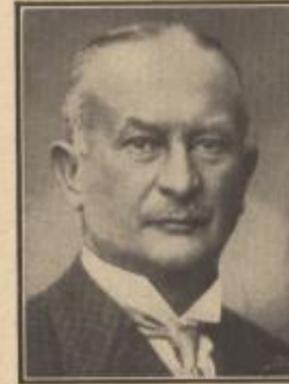
Richard Zieschang
Gutsbesitzer in Kleinpraga
bei Göda



Max Mager
Gutsbesitzer in Niedersteina
bei Pulsnitz



Alfred Reiche
Gutsbesitzer und Bürgermeister in
Dorf Wehlen (Sächs. Schweiz)



Alwin Wittig
Gutsbesitzer in Seebüh
bei Meissen



Ernst Greulich
Rittergutsbesitzer in Streu-
men bei Wälsnitz



Clemens Zimmermann
Gutsbesitzer in Zethau
(Ab. Freiberg)



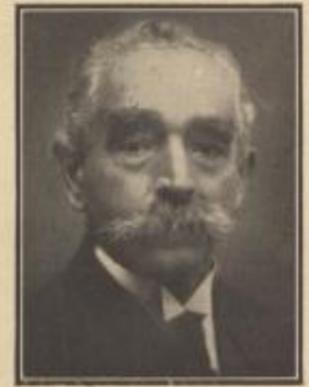
Hans Fleischer
Rittergutsbesitzer in Klein-
weimsdorf, Mädeberg-Land



Hellmut Körner
Gutspächter in Piskowitz
bei Zehren, Meissen-Land



Walter Erdmann
Gutsbesitzer in Streumen
bei Wülknitz



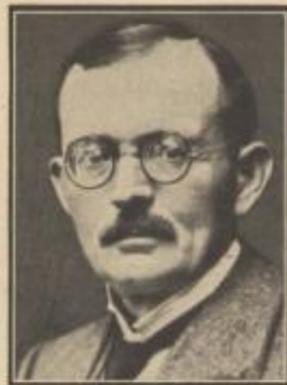
Reinhold Kresschmar
Gutsbesitzer in Reinhardt-
dorf (Sächs. Schweiz)

Wunsch vieler weitblickender Landwirte, die Kammer als die gesetzliche Berufsvertretung der sächsischen Landwirtschaft durch eine zentrale Zusammenfassung aller in ihr wirkenden Kräfte für die ihr bevorstehenden außergewöhnlichen Aufgaben nach jeder Richtung hin möglichst arbeitsfähig zu machen. Hinzu kam, daß nach Ueberwindung der Inflation und nach einem vorübergehenden konjunkturellen Aufstieg die wirtschaftliche Lage der deutschen Landwirtschaft sich fortschreitend verschlechterte und ihre Verknüpfung mit der zur gleichen Zeit einsetzenden Weltmarktkrisis immer offener wurde. In vieler Hinsicht waren die einer landwirtschafts-

die drei Hauptaufgaben, die der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege und der Inflation gestellt waren, Produktionssteigerung mit dem Ziele einer möglichst weitgehenden Selbstversorgung der eigenen Wirtschaft (Autarkie), technische Umgestaltung des Produktionsapparates (Rationalisierung) und Wiedergewinnung einer privatwirtschaftlichen Rentabilität, so können wir feststellen, daß alle bestehenden und neu geschaffenen Einrichtungen der Kammer mit in den Dienst dieser großen Aufgaben gestellt waren. Diesem Ziele dient unter anderem auf dem Gebiete des Ackerbaues die Vorprüfung neuer Sorten und Düngemittel, die Erprobung neuer



Georg Bennewitz
Rittergutspächter in
Dresden-Loschwitz



Otto Mühle
Gutsbesitzer in Cunnersdorf
bei Dippoldiswalde



Emil Zeller
Gutsbesitzer in Nieder-
bobritzsch (Ab. Freiberg)



Otto Pfundt
Gutsbesitzer und Bürgermeister
in Zäveritz (Ab. Oschatz)



Richard Döring
Rittergutspächter in Rüben
bei Röttha

lichen Berufsvertretung obliegenden Aufgaben und die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Lösung in der Zeit nach 1925 ungleich schwieriger als in den ersten Nachkriegsjahren.

Das Aufgabengebiet der Landwirtschaftskammer läßt sich nach zwei Hauptgesichtspunkten trennen in die wirtschaftliche und technische Förderung der Landwirtschaft im Allgemeinen und ihrer einzelnen Betriebszweige und in die Vertretung der Interessen des landwirtschaftlichen Berufsstandes gegenüber Gesetzgebung, Verwaltung und der gesamten übrigen Wirtschaft. Bleiben wir gleich bei dem ersten Teil und vergegenwärtigen wir uns noch einmal

Bodenbearbeitungsmethoden, die Förderung und Pflege der Grünlandwirtschaft und die Bekämpfung der zahlreichen Schädlinge unserer Kulturpflanzen. Auf dem Gebiete der Tierzucht handelte es sich um die Leistungssteigerung unserer Zucht- und Nutztiere durch weiteren Ausbau des Herdbuchs und Körwesens, die Erprobung und Einführung neuer Fütterungsmethoden, die Förderung der Aufzucht, und in Verbindung mit dem Veterinärwesen um die wirkungsvolle Bekämpfung der verlustbringenden Seuchen und Tierkrankheiten. Der Landeskultur erwachsen neue Aufgaben durch vielseitige Meliorationsarbeiten zur Erhöhung der natürlichen Er-



Bernhard Hahn
Gutspächter in Rogewitz
bei Grimma



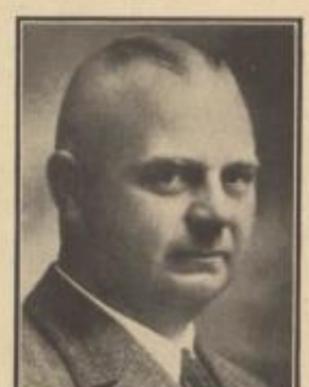
Emil Heinke
Gutsbesitzer in Kleudnitz
bei Röttha



Fritz Miersch
Gutsbesitzer in Präbschütz
Post Mochau



Hermann Vogelsang
Rittergutsbesitzer in Ebers-
bach bei Döbeln



Walter Schumann
Stadtgutsbesitzer in Wurzen



Franz Woldemar Müller
Gutbesitzer und Bürgermeister
in Töllschütz, Döbeln-Land



Fritz Barthold
Gutbesitzer in Hartmanns-
dorf bei Chemnitz



Richard Felix
Mühlengutbesitzer in Nieder-
hermersdorf



Arno Hänßchel
Lehngerichtbesitzer in Leubs-
dorf (Stöbatal)



Hans Harter
Gutspächter in Wittweida-
Neudörfchen

tragsfähigkeit von Äcker, Wiesen und Weiden. Auch die landwirt-
schaftlichen Nebenbetriebe, insonderheit der Obst- und Gemüsebau,
die Fischerei und die Geflügelzucht durften nicht vergessen werden;
bildeten sie doch in zweckmäßiger Weise und am richtigen Ort
durchgeführt eine nicht unwesentliche Einnahmequelle des Land-
wirts. Auch der sachgemäßen Beratung des Landwirts in Rechts-
fragen, im Bau- und Maschinenwesen wurde erhöhtes Augenmerk
zugewendet. Um aber alle diese Maßnahmen dem einzelnen land-
wirtschaftlichen Betriebsleiter näher zu bringen, mußte auf dessen
fachliche Schulung und Weiterbildung mehr noch als bisher Ein-

Zeitschrift", das Amtsblatt der Landwirtschaftskammer, jedem der
70 000 beitragspflichtigen Landwirte regelmäßig zugestellt und im
redaktionellen Teil wesentlich erweitert. Stand aber über allen
diesen Aufgaben als oberstes Gesetz ihre Wirtschaftlichkeit und die
Rente des einzelnen Betriebes, so mußte auch das landwirtschaft-
liche Buchführungs- und Rechnungswesen, das vor dem Kriege
nur zu sehr das Stiefkind des Landwirts gewesen war, eine
nachhaltige Förderung erfahren. Reich und Land widmeten allen
diesen Maßnahmen, die ebenso sehr auch den Interessen der ge-
samten Volkswirtschaft dienten, ihre besondere Aufmerksamkeit



Rudolf Lössch
Gutbesitzer in Weißbach
bei Zschopau



Erwin Heyne
Gutbesitzer in Ceesewitz
bei Rochlitz



Karl Neubert
Gutbesitzer in Raschau
im Erzgeb.



Paul Krauspe
Lehngutbesitzer in Jahns-
dorf im Erzgeb.



Arno Engert
Gutbesitzer in Cranzahl
im Erzgeb.

fluß genommen werden. Die zurückliegenden Jahre standen des-
halb auch mit unter dem Zeichen der Förderung des landwirtschaft-
lichen Fachschulwesens durch Gründung neuer und durch Ausbau
vorhandener Schulen für den männlichen und weiblichen Nach-
wuchs. Hand in Hand hiermit wurden auch die Wirtschafts-
beratung und das Versuchsringwesen weiter ausgebaut. Daneben
ließen sich die nach dem Kriege neu gegründeten Hausfrauen-
organisationen die berufliche Schulung der Landfrau als der
wichtigsten Helferin des Landwirts besonders angelegen sein. Aus
der gleichen Ueberlegung heraus wurde auch die „Sächsische Landw.

und förderten, ja veranlaßten sie vielfach erst durch Bereitstellung
erheblicher öffentlicher Mittel.

Diese Aufbauarbeiten erfuhren eine jähe Unterbrechung durch
den vom Weltmarkt her eintretenden Preissturz für fast alle
wichtigen Agrarerzeugnisse. Die agrare Ueberproduktion der ganzen
Welt hatte seit dem Jahr 1927 in Verbindung mit der gleich-
gerichteten industriellen Expansion zu einer Weltmarktkrise ge-
führt, die in diesem Ausmaße nicht vorauszusehen war. Heute,
wo der Landwirt nicht nur in Deutschland sondern in der ganzen
Welt unter dem Ansturm dieser Agrarkrise um seine nackte



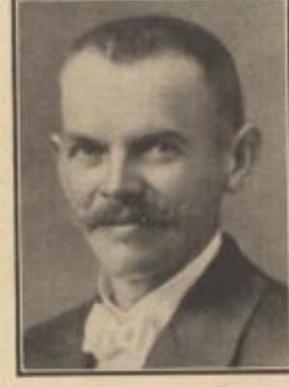
Arno Kunzmann
Gutbesitzer in Lauter
im Erzgeb.



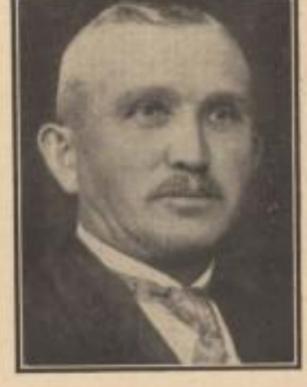
Max Reufner
Gutbesitzer in Dehles
bei Neuth im Vogtl.



Heinrich Diehe
Rittergutbesitzer in Roders-
dorf bei Neuth im Vogtl.



Oswald Leupoldt
Stadtgutbesitzer in Treuen
im Vogtl.



Guido Kahnes
Gutbesitzer in Langenberns-
dorf (Ab. Weiden)



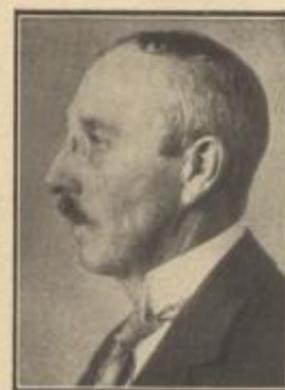
Adolf Richter
Oekonomierat, Rittergutsbesitzer
in Lausitz bei Löbau



Oskar Welde
Oekonomierat, Vorwerkbesitzer
in Oberhäslich



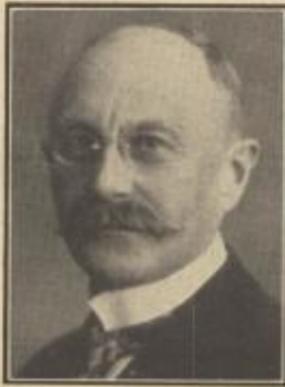
Oswald Friedrich
Gutsbesitzer in Hirschfeld
bei Borsdorf



Alfred Schober
Rittergutsbesitzer in Schönau
bei Chemnitz



Heinrich Kasten
Rittergutsbesitzer in Rosen-
berg im Vogt.



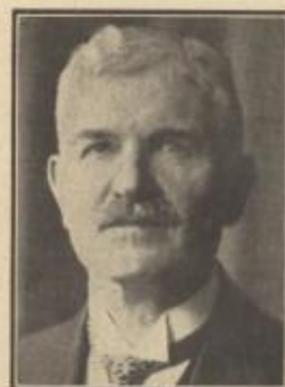
Prof. Dr. Friedrich Falke
Sch. Reg.-Rat in Leipzig



Prof. Dr. Wiedenfeld
Sch. Legationsrat in Leipzig



Dir. Erich Rammelsberg
Oberlandw.-Rat in Wurzen



Dr. Hugo Neubauer
Prof. in Dresden



Dir. Hofrat Dr. Schöne
in Dresden



Theodor Simmgen
Stadt-, Vet.-Rat, Kolonialschulen-
besitzer in Dresden-Strehlen

Existenz kämpft, ist es nur zu verständlich, daß für ihn die Auf-
gaben und Ziele einer aufbauenden Agrarwirtschaft und -technik
in den Hintergrund treten und die Sorgen um die Erhaltung seines
Besitzes sein ganzes Denken und Arbeiten ausfüllen. So standen
denn auch in der Tätigkeit der Landwirtschaftskammer während
der letzten drei Jahre die Fragen im Vordergrund, die die Er-
haltung des landwirtschaftlichen Berufs- und Besitzstandes unter
dem Gesichtspunkt der Wiedergewinnung eines rentablen Preises
zum Gegenstand hatten. Verbilligung der Produktion und bis
zu einem gewissen Grade auch Verbesserung der Qualität der auf
den Markt gebrachten Erzeugnisse, Zusammenschluß der Erzeuger
zur gemeinsamen Abwehr der auch weiterhin vom Weltmarkt
drohenden Preisstürze waren oder sind die Selbsthilfeaufgaben, die
gleichzeitig mit den handelspolitischen und marktwirtschaftlichen
Maßnahmen zum Schutze der einheimischen landwirtschaftlichen
Erzeugung eingesetzt werden mußten. Schutzzoll und Handelsver-
tragspolitik, innerwirtschaftlicher Verwendungszwang, Staatsmono-
pole und Produktionsumstellung, Einführung von Handelsschranken
und Steigerung des Absatzes, Zusammenschluß der Erzeuger und



Friedrich Magnus Graf
zu Solms-Wildenfels
in Wildenfels

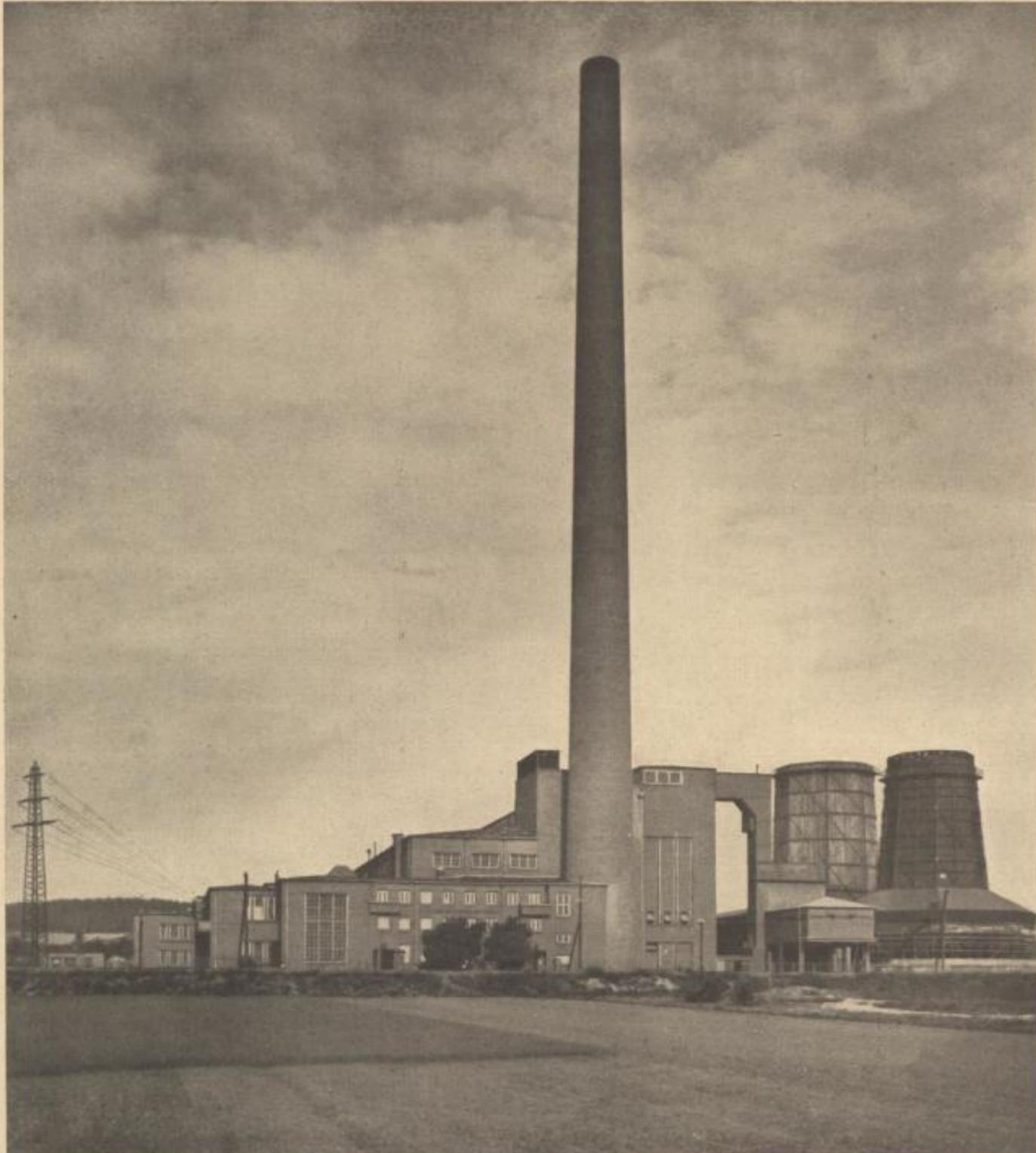
Stärkung des Genossenschaftswesens, Entschuldung und Besitz-
festigung und nicht zuletzt die für die Landwirtschaft wichtigen
Fragen der Besteuerung und der Sozialpolitik sowie der Innen-
kolonisation gehören heute zu den dringendsten Tagesfragen der
Agrarpolitik und -wirtschaft. Jedem dieser Worte und Begriffe schließt
eine Fülle von Einzelproblemen in sich ein, und doch muß jedes
einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden, wenn durch ein
Zusammenwirken aller die Voraussetzungen für den Wiederaufstieg
der deutschen Landwirtschaft geschaffen werden sollen. Und wer
vermag heute zu sagen, ob wir von der höheren Warte der
Weltwirtschaft und der Weltpolitik aus gesehen, bereits an dem
tiefsten Punkte der Agrarkrise angelangt sind! —

Wenn vorher gesagt wurde, daß die neu errichtete Landwirt-
schaftskammer im Jahre 1925 unter besonders schwierigen Ver-

hältnissen ihre Arbeit angetreten hat, so gilt dies noch in viel
höherem Maße für die Gegenwart. Fragen von bisher nie ge-
kanntem Ausmaße drängen in Politik und Wirtschaft zur Ent-
scheidung, und für die deutsche Landwirtschaft ist der Kampf um
die Erhaltung ihrer Existenz schwerer als zu irgendeinem Zeitpunkt
der Nachkriegszeit. Gewiß kann in solchen entscheidungsvollen
Zeiten die Tätigkeit einer einzelnen Berufsorganisation im großen
Geschehen nicht von ausschlaggebendem Einfluß sein, als Teil
eines Ganzen aber ist ihre Tätigkeit für den von ihr vertretenen
Berufsstand um so unentbehrlicher. Mögen sich deshalb in der
neugewählten Kammer Männer finden, die über den Streit der
Tagesmeinungen hinaus als ziel- und verantwortungsbewußte
Führer das Höchste an Leistung und Erfolg für ihren Berufs-
stand herauszuholen verstehen!

Dr. Lenhard in Dresden.





Kraftwerk Plessa

(Zu umstehendem Aufsatz von Alwin Wittig „20 Jahre Elektrizitätsverband Gröbba von 1910 bis 1930“.)

Plessa liegt bei Elsterwerda in der Provinz Sachsen, dicht an der sächsischen Landesgrenze. Hier wird aus dem nahegelegenen Braunkohlentagbau durch Förderungsanlagen das Heizmaterial für die vier Dampfkessel (drei je zu 700, einer zu 1000 qm Heizfläche) bequem herangeholt. Die mächtigen zwei Holzbauten rechts sind Kühltürme zur Rückgewinnung des für die Turbinenanlage benötigten Kühlwassers. Höhe des Schornsteins ist 115 Meter. Es sind drei Dampfturbinen mit Drehstrom-Generatoren von 8000, 10 000 und 16 000 KW (= Kilowatt) gekuppelt.

20 Jahre Elektrizitätsverband Gröba von 1910 bis 1930



Monteurstation Schwednitz bei Mügeln



Umspannwerk Deutschborna bei Rössen



Umspannwerk Ottendorf bei Hainichen

Von Gutsbesitzer Alwin Wittig in Seebischütz,
Mitglied des Aufsichtsrates

Wenn wir heutzutage abends nach vollbrachtem Tagewerk in unserer Wohnstube sitzen und bei schönem hellen Licht lesen und schreiben, wenn wir in unserem Gehöft selbst in dem entlegensten Kämmerchen oder Schuppen oder Keller elektrisches Licht haben, wenn wir in unserer Wirtschaft große und kleine Elektromotoren als unsere treuesten und zuverlässigsten Gehilfen schätzen und wenn nun noch in unserer Küche als die sauberste und zuverlässigste Köchin, still und sitzsam wie ein wohlgezogenes kleines Mädchen mit roten Bäckchen und hellen Augen, die Elektrizität ihren Einzug hält, so freuen wir uns wohl, daß die Zeit der „Defunzeln“ und der Handarbeit beim Separieren, Buttern, Wasserpumpen usw. vorüber ist. Wir bedenken aber nicht, daß vor noch nicht langer Zeit nur die Einwohner größerer Städte den Vorzug hatten, sich der Elektrizität zu bedienen. — Erst mit der Erfindung des Drehstromes vor etwa 25 Jahren setzte die Ueberlandversorgung in größerem Umfange ein. Freilich hat die Technik ungeheure Schwierigkeiten überwinden müssen, bis es deutschem Erfindergeist und ernster, unermüdlicher Laboratoriumsarbeit endlich gelang, der Elektrizität zu so einem Siegeszug zu verhelfen.

Wenn dasjenige gut und beständig ist in der Welt, was durch Mühe und geistigen Kampf geschaffen worden ist, so ist unser E. V. Gröba sicher eines der besten Werke. Zwei Männer ragen aus der schweren Gründungszeit empor: Georg von Altrock auf Gröba und Geh. Rat Dr. Uhlemann, Amtshauptmann in Großenhain. Ende Juni 1910 war endlich der Weg frei, und es konnte mit dem Bau des Ueberlandwerkes begonnen werden. Kaum waren die ersten Kinderkrankheiten überwunden, so kamen neue Schwierigkeiten: Unstimmigkeiten und schwere Kämpfe und die ungeheure Belastungsprobe durch den Weltkrieg.

Für unsere Landwirtschaft brachte die Elektrizität eine Kriegsbereitschaft im besten Sinne des Wortes. Als uns unsere Pferde genommen wurden, da konnten

Direktor Korff
K ö s s e n b r o d a



wir die Elektrizität vor unsere Dreschmaschinen spannen, als unsere Leute ins Feld ziehen mußten, da stellten wir den Elektromotor in den Dienst, und als wir dann später als Landwehr oder Landsturm zu den Waffen greifen mußten und unsere Frauen daheim, schwere Arbeit in den Händen und schwere Sorge, ja wohl oft tiefstes Leid im Herzen, die Last der Wirtschaft allein tragen mußten, da wußten wir, daß die Elektrizität in schwerer Not manche Erleichterung bringen würde.

Wir ahnten nicht, daß damals auch in Gröba die Wogen der Sorgen hoch gingen; mehr als einmal drohte unser Werk in seinem Fortbestand gefährdet zu sein. Da wurde Mitte Juni 1915 Herr Korff als neuer, alleiniger Direktor angestellt und damit begann für den Elektrizitätsverband Gröba (kurz E. V. Gröba genannt) eine Periode von so seltener geistiger Klarheit, von so rastloser Tätigkeit, von so großen Erfolgen, daß wir heute an die Zeit des Aufstieges nur mit Freude und Genugtuung denken können.

Mit zwingender Notwendigkeit ergab es sich für Direktion und Vorstand, daß nur dann unser Werk lebensfähig sein könne, wenn es gelänge, die Stromversorgung der Industrie in größtem Maße zu gewinnen und damit einen gleichmäßigen Stromverbrauch während des ganzen Jahres zu erreichen.

In allem, was er unternahm, hatte unser E. V. großes Glück, denken wir aber an das alte, wahre Sprichwort, daß Fleiß des Glückes Vater ist.

Als ein Großkraftwerk mit gewaltigen Ausmaßen stellt sich unser E. V. Gröba heute dar, und weit über Städte und Dörfer unseres Sachsenlandes zieht sich das Netz der Ueberlandzentrale.

Gebe Gott, daß uns und unsern Kindern das schöne Werk erhalten bleibt.

Wir aber wollen es jederzeit hoch halten, und jeder von uns möge an seinem Teile dazu beitragen, durch immer stärkere Benutzung der Elektrizität in seinem Betriebe dem Strom für Licht und Kraft immer mehr Annehmlichkeit und Verbilligung zu bringen.

Welche Entwicklung der E. V. Gröba eben infolge seiner günstigen Tarifgestaltung genommen hat, zeigt der bisherige Stromabsatz, beginnend mit dem ersten Betriebsjahre 1914 bis 1. Januar 1930 (Stichproben):

1914 . . .	7,8	Millionen	Kilowattstunden
1915 . . .	9,0	"	"
1918 . . .	23,0	"	"
1920 . . .	31,0	"	"
1924 . . .	64,5	"	"
1925 . . .	78,3	"	"
1927 . . .	98,9	"	"
1928 . . .	115,0	"	"
1929 . . .	143,0	"	"

Das Personal ist dagegen seit 1914 nur von 82 auf 162 gestiegen, ein Beweis guter Organisation, und schließlich zeigen auch die Bilanzergebnisse die gesunde Entwicklung des Verbandsunternehmens.

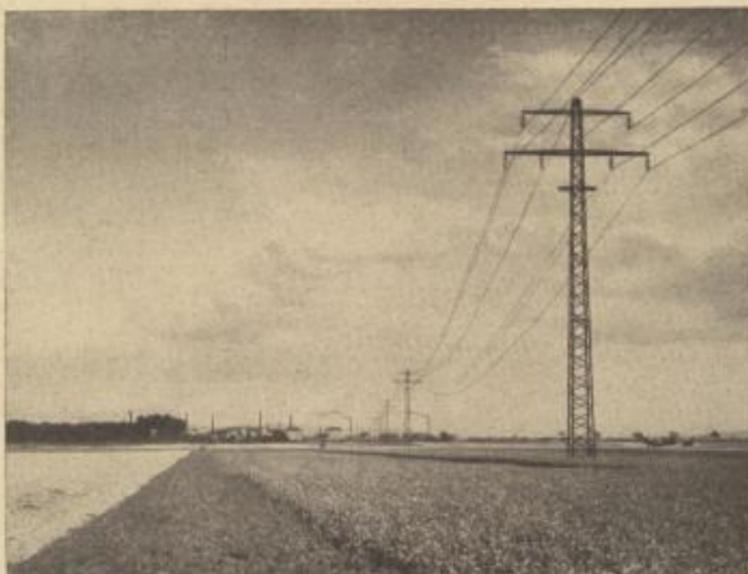


Umspannwerk Königsbrück, 15000/3000 Volt

Jahr	Anlagekapital (Wert der Anlagen z. Anschaff.-Preis) RM.	Erneuerungsstock in Millionen RM.	Stromeinnahmen in Millionen RM.
1914	13,5	—	1,0
1915	14,2	—	1,1
1916	13,9	—	1,6
1917	14,7	0,4	2,1
1918	15,9	0,8	2,8
1919	17,4	1,2	5,8
1920 bis 1923 Inflationsjahre			
1924	18,8	8,7	5,8
1925	22,2	9,6	6,0
1926	28,2	10,6	5,7
1927	35,1	11,8	6,8
1928	37,8	13,3	7,8
1929	39,9	15,0	8,7

Vorstehende Ausführungen haben den Beweis erbracht, daß ein Kommunalwerk, wenn es in solchem Sinne geleitet wird, die gleichen Erfolge erzielen kann wie ein Privatunternehmen.

Die vorstehende Entwicklungsgeschichte unseres Verbandsunternehmens lieft sich natürlich sehr schön. Welche inneren und äußeren Schwierigkeiten mit den Arbeiten verbunden waren, ahnen die Wenigsten. Es waren nicht nur schwierige technische Probleme zu lösen, sondern auch wirtschaftliche. Nur mit einem gut vorgebildeten Personal, welches die Lösung der Probleme mit Liebe zur Sache ansah, waren die Aufgaben zu bewältigen. Unser aller Ziel war einzig und allein größte Wirtschaftlichkeit, verbunden mit äußerster Sparsamkeit zum Wohle der Allgemeinheit.



Neueste Bauart einer 100000-Volt-Leitung

Die „Idee der Technik“ ist die „Idee der Sparsamkeit“. Die Technik folgt dem Prinzip der Ökonomie, dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, des kürzesten Weges und der kleinsten Zeit — es gilt „der energetische Imperativ“: „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“ R.

Nach meinen Erfahrungen leistet der erfindende Ingenieur eine schöpferische Geistesarbeit, die sich der Tätigkeit des schaffenden Künstlers ohne weiteres an die Seite stellen läßt. Er sieht die Dinge, die dem beabsichtigten Zweck dienen können, in einer glücklichen Sekunde instinktiv vor seinem geistigen Auge. Heinrich Ehrhardt („Hammerschläge“, 70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder).

Technik ist alles, was dem menschlichen Willen eine körperliche Form gibt. Und da das menschliche Willen mit dem menschlichen Geist fast zusammenfällt und dieser eine Unendlichkeit von Lebensmöglichkeiten und Lebensführungen einschließt, so hat auch die Technik trotz ihres Gebundenseins an die stoffliche Welt etwas von der Grenzenlosigkeit des reinen Geisteslebens überkommen. Max von Eyth.



Oskar Thürmers Weingut „Zur Alten Deutschen Bofel“ bei Meissen.

In den Spaarbergen, rechtselbisch vor Meissen, gibt es noch einige intime Winkel, die die Neuzeit mit ihrer Hetz und Qual noch nicht verdorben hat. Dazu gehört Oskar Thürmers Weingut. Der Weg dahin führt von der verkehrsreichen Straße an der Elbe durch einen schluchtartigen Einschnitt aufwärts, und nach 10 Minuten Anstieg steht man plötzlich vor dem stattlichen Wohngebäude (siehe Jahrgang 1922, Seite 41). Es füllt, quergestellt, eine untere Talhälfte aus. Damit es nicht sozusagen hinabrutscht, hat es der Baumeister mit einem soliden Stemmenschaft an der dem Tälchen zugewandten Ecke versehen. Im Hofe überschaut man rasch all das an totem und lebendem Inventar, was zu der 25 Acker großen Landwirtschaft gehört, die ein gut Teil Weinberge in sich begreift.

Das ganze Gebäude macht einen herrschaftlichen Eindruck. Nach seinem korbbogigen Haustor stammt es aus dem Jahre 1600. Um 1700 hat es der Oberlandjägermeister Wolf Georg von Schönberg besessen, später (von 1766 ab) der Sohn Sigismund des Meißner Rechtskonsulenten und Kurfürstlichen Hofrates Karl Ernst von Ernst. Sigismund von Ernst weilte längere Zeit in England und heiratete dort eine Verwandte des berühmten Gelehrten Isaac Newton, der die Differenzialrechnung erfand und das Gesetz der Gravitation (= der Schwere) entdeckte.

Im nahen Obstgarten, der offensichtlich einst Ziergarten war, hat Sigismund von Ernst, bestimmt nach 1793, ein Denkmal aus Sandstein errichtet. Es misst fast 3,5 Meter Höhe und ist oben mit einer Urne gekrönt. Geweiht ist das Mal dem Andenken seiner Frau, seines Sohnes und einer treuen Dienerin des Hauses. Die Inschriften auf der Urne und den drei Seiten des Sockels verkünden

das, so schwer leserlich sie auch bereits sind. Die oberen Ecken des Sockels sind mit wirklichkeitsgroßen, feingemeißelten Widderköpfen (siehe Schluß-„Vignette“) geziert. Was zu lesen steht, erzählt von Lebensschicksalen, traurig wie die meisten. Zunächst die Urne selbst ist der früh heimgegangenen Frau gewidmet. „Zur Erinnerung an Johanne Ernst, geboren zu Shrewsbury. Ihr Vater war der General William Newton, Vetter von Sir Isaac Newton. Sie starb zu Meissen im Oktober 1754 im Alter von 32 Jahren und ließ einen einzigen Sohn als kleines Kind zurück. Ihr Gatte Sigismund Ernst, dessen Tränen ihre Bahre benetzen, errichtete diesen Stein.“

Die eine Seite des Sockels sagt weiter: „Zur Erinnerung an Karl Ernst, einen Mann mit vortrefflichsten Gaben, geboren zu London am 30. August 1753. Er war Sekretär Seiner Britischen Majestät in Kopenhagen während der denkwürdigen Katastrophe von 1772 und danach in Wien, woselbst er in der Blüte seines Lebens am 14. Oktober 1780 starb.“ Das Ereignis, das der Vater erwähnt und übertreibend „Katastrophe“ nennt, bezieht sich auf die Hinrichtung des allgewaltigen, aus Deutschland stammenden „Geheimen Kabinettsministers“ Struensee. Er hatte deutschem Einfluß an Stelle von russischem Geltung zu verschaffen gesucht und war Liebhaber und Günstling der Königin. Das waren die Gründe seines Sturzes.

Auf der Platte der zweiten Seite ist, kaum noch leserlich, in rührender Weise einer Dienerin des Hauses mit folgenden Worten gedacht: „Zur Erinnerung an Margary Sprig... gebürtig aus Bant... Sie starb in Meissen am 1. Juni 1793 im Alter von 67 Jahren. Sigismund Ernst, dem sie 40 Jahre lang treu gedient

hat, und dessen Sohn Karl sie in seiner Kindheit und während der letzten Zeit in Wien gepflegt hat, errichtete diesen Stein voll Dankbarkeit gegen eine treue Freundin und Dienerin."

Die dritte Sockelseite endlich bezieht sich auf alle drei Hingeshiedenen und lautet: „Anglia nos genuit; Germania favit; habet nunc Misna, Vienna; lapis nomina cara tenet.“ Zu Deutsch: England gebar uns; Deutschland nahm uns freundlich auf; jetzt bergen uns (als Tote) Meissen und Wien, während dieser Gedenkstein die teueren Namen enthält.

Die übrigen vorerwähnten Inschriften sind in englischer Sprache abgefaßt. Der deutsche Name Ernst ist in „Ernest“ verenglischt, was zu beweisen scheint, daß Sigismund Ernst von seiner englischen Frau und Verwandtschaft verengländert worden ist (womit er sich übrigens als echter Deutscher erwiesen hat). —

Während der Kalendermaler Wessner-Collenbey auf meinen Wunsch den Denkstein zeichnete, saß ich in naher Gartenlaube bei einem

Glas Wein, den Oskar Thürmer so vorzüglich und naturrein zu kelteren versteht. Ich spann meine Gedanken um das Schicksal der vier Menschen, die wohl nur noch in diesem Stein fortleben, bis auch er, vollends verwittert, vergeht. Ich könnte mir denken, daß ein Romanschriftsteller insbesondere unter Benutzung des Hintergrundes der „Katastrophe“ in Dänemark den sterbenden Stein noch mehr sprechen lassen könnte.

Der alte Thürmer setzt sich dann noch zu uns, nachdem der Maler seine Zeichnung vollendet hat. Er bringt uns eine besonders gute Flasche 1929er Eigenbau, an der sich auch ein Rheingauer delectiert hätte. Im Wechselgespräch kommt heraus, daß Oskar Thürmer trotz seiner 77 Jahre noch tüchtig bei der diesjährigen Haferernte mitgeholfen hat. Der Wein, insbesondere selbstgebaute, hält ja jung. Mag der wackere Mann noch lange die Sense schwingen, ehe der mächtige Sensemann, dem Niemand entrinnt, seinen Weg zur „Alten Deutschen Bofel“ findet. S. S.



Im Weihnachtskleid.

In Winterarmut stand der Wald,
mit Nebeldunst umhangen.
Da kam im lichten Weihnachtschein
das Christkindlein gegangen,
legt seine liebe Kinderhand
auf jeden Ast im Dunkeln.
Es webt ein weißes Wunderkleid,
daß Raubreifzweige funkeln.

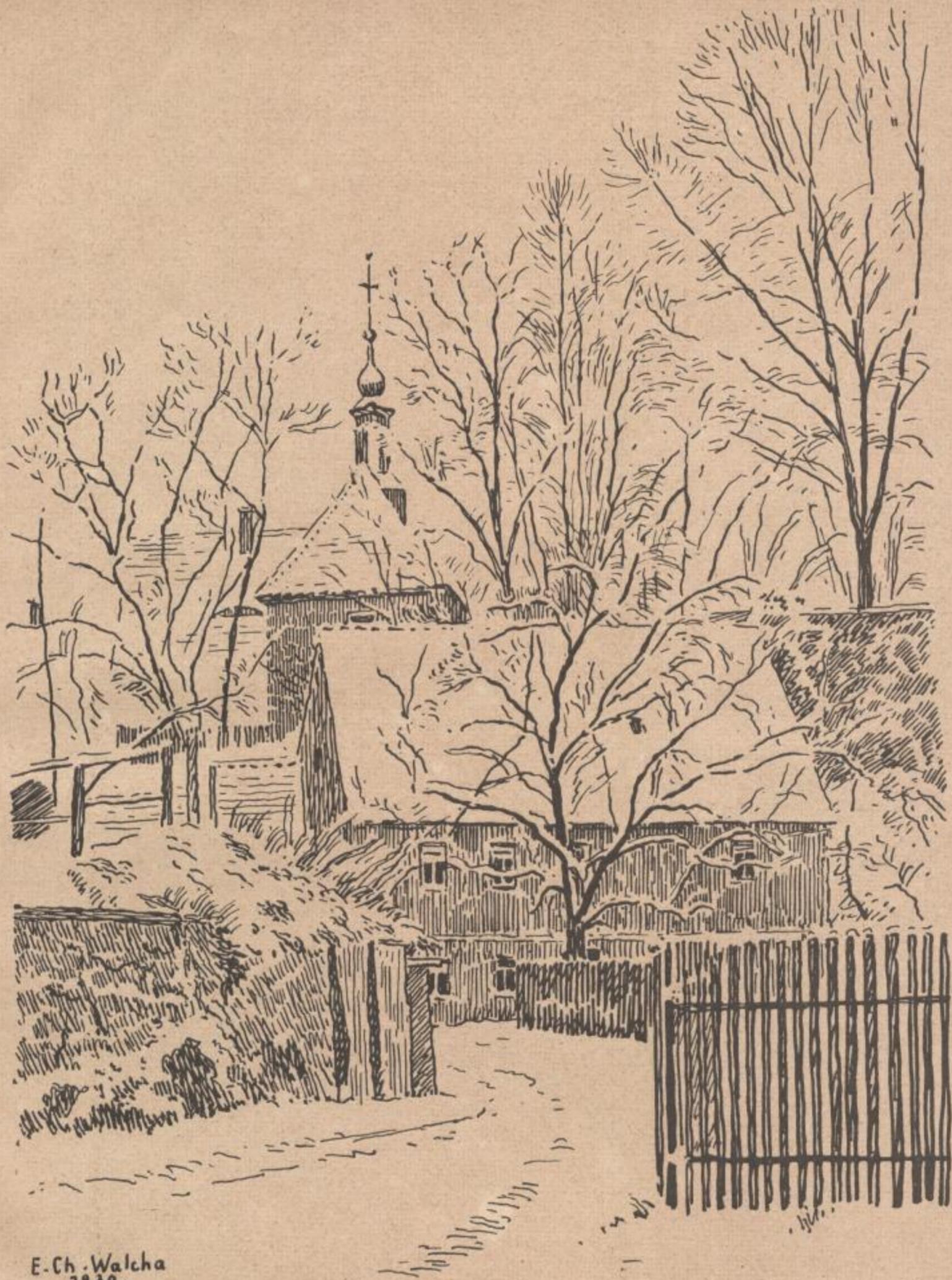
Mein Christkind, komm doch auch zu mir!
Ich muß in Armut stehen,
wirfst du zur heil'gen Weihnachtszeit
an mir vorübergehen.
Ach, leg' doch deine Hände lind
auf alle Schuld und Fehle
und schenk' ein weißes Weihnachtskleid
auch meiner armen Seele.

Emilie-Charlotte Leich.

Wintermondnacht.

Der Mond tritt über die Eichen
und wandelt die Aecker im Schnee
mit seinem geisterbleichen
Schimmer in einen weiten See.
Tiefdunkle Wälder säumen
den regungslosen ein,
und hoch aus blassen Räumen
tropft Sternensilberschein.

Christian Morgenstern.



E. Ch. Walcha
1930.

Wintermotiv aus Mutzschen.

Mutzschen ist ein Städtchen von etwa 1500 Einwohnern, an der Kleinbahn gelegen, die von Nerchau an der Mulde ostwärts, am Horstsee bei Wermsdorf vorbei, nach Mügeln (Bez. Leipzig) fährt, fast ausschließlich an Bachwiesen entlang. Die Stadt ist im 17. Jahrhundert zweimal von Bränden heimgesucht worden, die eigentlich bloß die Kirche verschonten. Dieser altherwürdige Bau war früher Klosterkirche des Ordens der Marienknichte.

Das Schloß ist 1703 erbaut und vor etwa 60 Jahren erneuert worden. — Mutzschen liegt noch auf tiefgründigem Lößboden, der dann nach Norden zu in lößähnlichen Lehm übergeht, der aber mit Kies und Steinen stellenweise allzu reichlich bedacht ist. Man treibt in der Stadt auch Landwirtschaft. Unter den Stadtgütern ist eins am Markte das größte; es gehören 50 Hektar Land zu ihm. 5.

Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frisst, alle guten Säfte aufzehrend und erstickend.

Goethe.

Inhaltsverzeichnis.

für umfangreichere Texte und für Vollbilder (V. = Vollbild, G. = Gedicht).

	Seite		Seite
Gelcitwort	1	Zum Gedächtnis (v. Hübel, Merbach, v. Kömer, Löbnis)	72—73
Kalendarium mit 12 Vollbildern	2—25	Abenteuer im Kirschbaum (Zuggenberger)	74—76
Gedichte (Sindeisen, Schüler)	26	Einbundert Millionen Mark (Waternann)	76
Schulz-Lupitz	27	Gedenkstein für Dr. André (Bild)	77
Waldbauernsiedlung Hinterhermsdorf (Langer)	28—30	Grimbart der Dachs (Braes)	78—79
Dr. Karl Bücher	31	Verzeichnis der landw. Hausfrauenvereine	80, 81
Aus Büchers „Erinnerungen“	32	2 Gedichte (Zuggenberger, v. Strauß und Torney)	81
Stolpen (Höfer)	33	Teichfischen bei Oberau (Höfer)	82—83
Reuning-Steiger-Preise 1930 (Schanz)	34—37	Chronik der sächs. Landwirtschaft (Döring)	84—85
Die Jahna entlang (Platz)	38—45	Jahr des Landwirts (Reuter)	86
Kirche zu Hschaig (V.)	39	Rittergut Sybra bei Geithain (v. Einsiedel)	87—88
Schloß Hof (V.)	43	Pelztierzucht in Sachsen	88
Hohenwussen (V.)	44	Gesetz vom 17. März 1832	89
2 Gedichte (Morgenstern)	45	Landwirtschaft und menschliche Ernährungsweise (Kastner)	90
Vom Lorenzmarkt (Trebst)	46—47	Ein Zehntel Tagewerk (Müller)	91—92
3 Gedichte (Umland, Zuggenberger)	48	Wasserkraftwerk Kloster Buch (V.)	93
Gutsbesitzer Goethe (Höfer)	49—53	Der Mäusebussard (Demandt)	94—95
Gut Mebner in Gleisberg	54	Gratulationen (Mebner, Hartmann, Steiger, Göbler)	95
Schulmeisternöte und wüste Güter (Göbler)	55—58	Die Mitglieder der Landwirtschaftskammer	96
Landes-Fahr- und Reitschule Leisnig	59—60	Dieselben in 52 Abbildungen und Tätigkeit der früheren Landwirtschaftskammer (Lenhard)	97—100
Der Mond hat einen Hof (Taegler)	61	Elektrizitätsverband Gröba 1910—1930 (Wittig)	101—104
Ueber die Mebnerts	62—64	Thürmers Weingut zur „Bosel“ (Höfer)	105—106
Dorf Krögis (Bild)	65	2 Gedichte (Leich, Morgenstern)	106
Walddatastrophen (Escherich)	66—68	Wintermotiv aus Mugschen (V.)	107
Zahlen vom deutschen Walde	68	Inhaltsverzeichnis	108
50 Jahre Landw. Schule Annaberg (Wilsdorf)	69—70		
Tierpark der Weltpost (V.)	71		



Berichtigung: Auf der letzten Zeile der Unterschrift zu „Dorf Krögis“, Seite 65, muß es statt „Kegerbach“ heißen „Käbschüßbach“.

Sächsische Landwirtschaftsbank

Aktiengesellschaft

Dresden-A., Prager Straße 27

Fernsprecher: Ortsverkehr 28420 und 28461, Fernverkehr 27525

Die Bank des sächsischen Landvolkes

Zweigstellen in:

Bautzen, Moltkestraße 29. **Chemnitz**, Bahnhofstraße 7.
Döbeln, Zwingerstraße 13. **Großenhain**, Bahnhofstraße.
Leipzig, Blücherplatz 1. **Meißen**, Markt 3.
Pirna, Schmiedestraße 32. **Plauen i. V.**, Obere Endestraße 1.
Zittau, Markt 23.

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte / Stahlkammern
Zentralkasse der landwirtschaftlichen
Genossenschaften Sachsens

Das Nachtgespenst.

Eine Detektivgeschichte von Fritz Meinhold.



Was tun? Aufstehen und das Haus alarmieren?

Als die Uhr zur Nachtzeit 12 geschlagen hatte — alle Gespenstergeschichten spielen bekanntlich um diese Zeit — wurde es Karl Hammerschmidt unheimlich zumute. Hörte er nicht deutlich im Zimmer über ihm leise, schlürfende und scharrende Schritte? Haus und Hof lagen in tiefster Finsternis, alles schlief, nur ihn hatten Sorgen gepackt, die ihm keine Ruhe ließen. Wie sollte es auch anders sein, wenn die Erträge aus seiner Landwirtschaft immer mehr zurückgingen, die Preise sanken und er in immer weitere Verschuldung geriet.

Aber die schlürfenden Schritte waren eine unerwartete Beigabe zu all den Sorgen. Was tun? Aufstehen und das Haus alarmieren? Wie aber, wenn man nachher nichts fand und er noch zu allem Schaden den Spott zu ertragen hätte? Vielleicht kamen die bösen Gedanken heute auch davon, daß er sich im Wirtshaus so geärgert hatte. Hatte sich doch der Karl Schröder an seinen Tisch gesetzt, von dem er wußte, daß er ein Auge auf seine Tochter Klara geworfen hatte, den er aber als Schwiegerohn nicht gebrauchen konnte. Schröder besaß ein paar Morgen Land weit draußen am Ufer des Sees, wo im losen Sandboden nichts, aber auch gar nichts gedieh. Was sollte die Klara mit dem Hunger-

Bitte den reichhaltigen Anzeigenteil beachten!

leider anfangen? Wenn sein eigener Verdienst schon von Jahr zu Jahr zurückging, wie mußte es dann erst bei Karl aussehen? Aber er würde ihn schon zurückweisen, wenn er es wagen sollte, um Klaras Hand anzuhalten, ob diese auch selber anders über den Fall denken mochte. Die jungen Leute waren eben verliebt. Mit solchen Gedanken verging die Nacht, und erst gegen Morgen fand er Schlaf.

Gesehen hat niemand das Nachtgespenst, aber gehört haben es die andern Hausgenossen auch und sogar noch öfters. Man war sich darüber einig, daß es in dem Zimmer des Professors Huber haufen mußte, eines gelehrten Herrn aus der Stadt, der seine Ferien im Sommer bei Hammerschmidts zu verleben pflegte, und für den das Zimmer immer bereitgehalten wurde, ausgestattet mit dem Hausrat, den ein Professor immer anbringt — mit vielen Büchern.

Auf dieses Zimmer mußte es das Gespenst abgesehen haben. Aber, wie kam es da hinein? Und was machte es da? Landjäger sind nicht immer die besten Detektive, jedenfalls Landjäger Stommel wußte den Fall nicht zu enträtseln, und er wäre auch für alle Zeiten ungelöst geblieben, wenn nicht zwei Ereignisse eingetreten wären, die das Dorf geradezu auf den Kopf stellten.

Das erste war, daß Karl Schröder, der Hungerleider, diesmal eine Riesenernte einbrachte und Früchte von einer Güte, wie man sie noch nicht in der Gegend gesehen hatte. Und das zweite

war, daß er daraufhin um Klärchens Hand angehalten hatte, und daß eine frohe Hochzeit gefeiert wurde.

Der alte Hammerschmidt hatte also ohne weiteres seine Zustimmung gegeben, fragt der Leser? Nein, aber er hatte es getan, als in dem Brief, mit dem Karl um Klärchens Hand anhielt, folgendes gestanden hatte: ... das ganze Dorf wundert sich über meine große Ernte und darüber, daß ich meine Erzeugnisse in der Stadt so gut losgeworden bin. Ja, das liegt an der Qualität der Ernte. Die Güte macht es! Und das Rezept dafür, das will ich Dir geben. Aber da muß ich zuvor noch ein Geständnis machen. In Professor Hubers unbewohntem Zimmer liegen viele kleine Schriften, die sich mit der Landwirtschaft befassen, und darin steht immer wieder zu lesen, daß es auf die richtige Düngung ankommt. Stickstoff und Phosphorsäure genügen nicht: Kali ist das Entscheidende. Ohne Kali keine Körner, keine Früchte! Da habe ich denn danach gehandelt, gab Kali, und der Erfolg ist überraschend groß. Diese Büchlein aber habe ich mir, eins nach dem anderen, zur Nachtzeit geholt und das nächste Mal wieder zurückgebracht, und Klärchen hat dem „Nachtgespenst“ die Tür geöffnet.

Und im nächsten Monat soll Hochzeit sein ...

Da hatte Papa Hammerschmidt nicht nur „ja“ gesagt, sondern er hatte schnellstens zugehört, und die Methode, durch richtige Kali-Düngung Höchsternten zu erzielen, die er vom „Nachtgespenst“ sich abguckte, gab ihm Frohsinn und auch den gesunden Schlaf zurück.

Hederichvernichtung

Als bestbewährtes und billigstes Mittel liefere ich seit 30 Jahren

DUVE'S Hederichvernichtungs- pulver 70/75 %



Fabrikmarke „TAUBE“

zum Ausstreuen mit der Hand oder der Düngerstreumaschine. Das Präparat ist vom Deutschen Pflanzenschutzdienst amtlich erprobt, anerkannt und in das Pflanzenschutzmittelverzeichnis eingetragen. Lieferung erfolgt unter Gehaltsgarantie.

Zur Herstellung von Lösungen wird

Eisenvitriol in Kristallen

ebenfalls preiswert geliefert.

G. F. Duve Sohn, Osterwieck (Harz) 20

Chemische Werke / Fernruf 339

Telegr.-Adresse: Chemische Werke

Norddeutsche Hagelversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit zu Berlin W 50

Passauer Str. 4 (i. eign. Geschäftshaus) Gegr. 1869

Schon seit dem 9. Geschäftsjahr die bei weitem größte Hagel-Versicherungs-Gesellschaft

Verträge mit Staatsregierungen, Provinzialverwaltung, Reichslandbund, Reichsgrundbesitzerverband, Bauernvereinen u. anderen landwirtschaftlichen Körperschaften.

Versicherungsbestand 1931
rd. 1/4 Million Mitglieder mit
rd. 840 Millionen RM. Versicherungssumme.

Im letzten Jahrzehnt (1926—1930) sind in Form von Schadenersatzleistungen über 88 Millionen RM. an die Mitglieder gezahlt worden. / Unbedingte Sicherheit für volle bedingungsmaßige Ersatzleistung auch in hagelreichsten Jahren. / Selbstverwaltung durch die Mitglieder durch alljährliche Bezirksversammlungen.

Wahl der Schätzer durch die Mitglieder.

Alle näheren Auskünfte durch die Geschäftsstelle für Sachsen:

Generalagentur Dresden-A., Sidonienstr. 28

Fernruf 27660

Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung

Dresden-A., Sidonienstraße 11, Drahtanschrift: Zentrale
Fernsprech-Sammelnummer 25 786

Bankverbindung: Reichsbank-Giro-Konto Dresden, Sächsische Landwirtschaftsbank A.-G., Dresden, Postsparkasse Dresden 4135, Stadtbank Dresden 60263.

Die Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft liefert sächsischen Landwirten über ihre örtliche Genossenschaft zu günstigen Preisen
Dünge- und Futtermittel, Kohlen und Briketts, Sämereien, Oele, Fette und andere landw. Bedarfsartikel
und erwirbt in gleicher Weise sämtliche landwirtschaftlichen Erzeugnisse als: **Getreide, Rüben, Heu, Stroh usw.**

Zweigniederlassungen und Vertretungen in:

Kdorf i. Vogtl.	Fernruf 90	Freiberg	Fernruf 2639	Lengenfeld i. V.	Fernruf 153	Sobland am Rosten	Fernruf 288
Annaberg	" 3727	Großenhain	" 251	Neustadt i. Sa.	" 337	Amt Reichenbach/D.L.	
Bischofswerda	" 63	Lausitz	" 103	Plauen i. V.	" 4502	Weischlitz	" 40
Dippoldiswalde (Kornhaus)	Fernruf 241	Amt Königsbrunn		Kobenstein, Amt Chemnitz	" 38544	Wilsenbrand	" 235
						Amt Hohenstein-Ernstthal	

Bei allen bezogenen Waren wird volle Gewähr für gesunde Beschaffenheit und garantierten Gehalt geleistet.



Holzbearbeitungs- maschinen

Spezialität:

**Riemenlose Elektro-Hoch-
leistungsmaschinen für
Gleich- und Drehstrom**

Verlangen Sie kostenlose Zu-
sendung unseres Katalogs H.

**Zwickauer
Maschinenfabrik A.-G.
Niederschlema Sa.**



Ziege mit Jungem von J. J. Kaendler

Staatliche
Porzellanmanufaktur Meissen

Qualitätserzeugnisse von Weltruf
Zu beziehen durch alle führenden Spezialgeschäfte

Eigene Niederlagen:

MEISSEN
mit weltberühmter
Schauhalle.

DRESDEN-A. 1
Schloßstraße 36

LEIPZIG C. 1
Goethestraße 6

Verlangen Sie Abbildungen und Preislisten

Landständische Bank

des ehemaligen Sächsischen Markgraftums Oberlausitz
Bautzen

Filialen in Dresden und Zittau

Vareinlagen bei der Bank und Anlagen in deren Lausitzer Gold-
pfand- und Kreditbriefen sind mündelsicher

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte
Ausreichung von Darlehen - An- und Verkauf von Wertpapieren
Annahme offener Depots zur Verwahrung und Verwaltung
Vermietung von Stabfächern unter Mitverschluß des Mieters
Annahme von Spareinlagen



Belohnung

für Raubtierfang, auch an Anfänger. **Massen-
fang-Geheimnisse** für Fuchs, Marder, Iltis,
Maulwurf, Fischfang, gänzlich kostenlos. Sie
werden staunen. Postkarte genügt.

E. Kieferle, Randegg 962 / Baden

Landwirte versichert gegen Hagelschäden bei **Leipziger Hagel-Versicherung**

Landwirte
Sachsen

der über 100 Jahre bestehenden dem ältesten gemeinnützigen Hagelversicherungsinstitut für Mittel- und Norddeutschland Mitglied des Verbandes der landwirtschaftlichen Genossenschaften im vormaligen Königreich Sachsen zu Dresden

Sie bietet als Gegenseitigkeits-Gesellschaft unbedingte Sicherheit, welche durch ihre bedeutenden Rücklagen (1930: 1230000 Reichsmark) noch erhöht wird, erhebt mäßige Beiträge (Nachschuß 1930: 55 Prozent), gewährt bis zu 50 Prozent Schadenfreiheitsnachlaß, sowie Nachlaß bei mehrjähriger Versicherungsnahme, leistet Hagelentschädigung ohne jeden Abzug. Schätzung unter Zuziehung von Mitgliedern.

Auskunfterteilt

Die Direktion der Gesellschaft zu gegenseitiger Hagelschädenvergütung in Leipzig, Promenadenstr. 14, 1 sowie alle Vertreter. Vertreter werden noch eingestellt.

Der Erbländische Ritterschaftliche Creditverein in Sachsen gewährt

Goldmark-Pfandbrief-Darlehen

auf landwirtschaftlichen Grundbesitz im vorm. Königreich Sachsen zu vorteilhaften Bedingungen. Anträge und Anfragen wegen der Darlehen sowie wegen Abgabe von Pfandbriefen bitten wir an unsere Kanzlei Leipzig, Blücherplatz 1, zu richten.



HORAL tötet Mäuse und Ratten
EKLATIN vernichtet Erdflöhe
ALLIZOL gegen Ameisen
SALVINOL gegen Schnaken

Auskunft unentgeltlich durch:
GEORG DREYER & CO.
G. M. B. H., FRANKFURT A. M.



EUGEN HÜLSMANN
sonst Karl & Gustav Harkort
Fabrik Altenbach b. Wurzen i. Sa.

Bahnhof Bennewitz
(Linie Leipzig-Dresden)
Fernsprecher Nr. 25
63 und 423 Wurzen

empfehlen in bester Qualität:
Eisenklinker zur Pflasterung von Stallungen, Höfen, Kellereien usw., sowie zur Verbländung, Rinnsteine, Viehtröge, Drainierrohre, Tondachsteine, Tonklinker, Rohbausteine, Mauersteine, usw.
Die Stallungen in der Gruppe „Landwirtschaft“ sind mit meinen Eisenklinkern belegt



DIE FRAU

Ein neuzeitliches Gesundheitsbuch von Dr. med. Paull. Mit 76 Abbildungen. Inhalt: Der weibliche Körper, Periode, Ehe und Geschlechtstrieb, Schwangerschaft, Verhütung und Unterbrechung derselben, Geburt, Wochenbett, Prostitution, Geschlechtskrankheiten, Wechseljahre usw. Kart. RM. 4.—, Halbl. RM. 5.—. Porto extra.

Versand Hellas, Berlin-Tempelhof 312.

Kropf

Dickhals
Basedow
Schilddrüse

Sie werden vom Ältesten Leiden auf natürlichem, unschädlichem Wege unter **Garantie geheilt, sonst Geld zurück.** Aerztlich empfohlen. Erfolge gerichtlich anerkannt. Kostenl. Auskunft bei **E. Günther, Chemnitz 221, Gustav-Freytag-Str. 3**

„Eine Belohnung für Fuchs, Marders, Iltis, Maulwurf, Fischfänger. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte an die Firma Kieferle, Randegg 962, in Baden. Sie erhalten dort geheime Fanglehren und Fängerkniffe völlig kostenlos und unverbindlich. Auch für Anfänger äußerst wertvoll, alles staunt.“

Jauchefässer

aller Größen aus bestgetrocknetem Hochgebirgs-Kiefern- od. Fichtenholz mit starker Bereifung sofort ab Lager lieferbar. Preisliste franko.

Mechanische Böttcherei, Paul Großlaub
Neustädte! i. Erzgeb.

Wo ist die Heimat der Musikinstrumente?

Was für Porzellan — Meissen, für Uhren — Glashütte, ist für Musikinstrumente aller Art Klingenthal und seine Umgebung. Nirgends auf der Welt gibt es eine gleiche bodenständige Industrie. Rund 10000 Arbeiter finden hier in der Musikindustrie ihr Brot. Wollen Sie nun **billig** kaufen, so kann Ihnen nicht dringend genug geraten werden, sich direkt an die **Fabrik Meinel & Herold, Klingenthal Nr. 789a**, das größte Unternehmen seiner Art, zu wenden. Diese Firma versendet die von ihr hergestellten Musik-Instrumente, Sprechapparate, Harmonikas direkt an die Spieler und schaltet alle Vermittler und Zwischenverdiener in Gestalt von Grossisten, Ladenhändlern etc. aus. Deren Verdienste fallen dem Käufer zu. Jährlich 100000 verkaufte Instrumente, sowie 20000 amtl. begl. Dank-schreiben bezeugen ihre besondere Leistungsfähigkeit. **Fordern Sie daher sofort von dieser Firma einen Hauptkatalog, der an Jedermann kostenlos verschickt wird.**

Rs: 11
1932

Qualitätsware tut not!

Die Erzeugung von Qualitätsware ist zurzeit eines der vor-dringlichsten Gebote für Landwirtschaft und Gartenbau. Ein Mittel hierzu ist in der reichlichen Anwendung eines unserer wert-vollsten Naturprodukte, der Kalisalze, gegeben. So werden z. B. beim Getreide durch Kali volle und schwere Körner mit hohem Hektolitergehalt erzielt. Die Futter- und Zuckerrüben zeigen höheren Trockensubstanz- bzw. Zuckergehalt. Bei den Kartoffeln werden durch zweckentsprechende Kalidüngung Aussehen, Geschmack und Kochfähigkeit verbessert, wie die in letzter Zeit von der Kartoffel-baugesellschaft, der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und dem Reichsverband landw. Hausfrauenvereine vorgenommenen Ge-schmacks- und Kochprüfungen ergeben haben. Auch Wiesen und Weiden liefern nach einer Kalidüngung ein nährkräftigeres Futter, Gesundheitsförderndes und wohlschmeckendes Obst und Gemüse erzielt man nur mit Kali. Demnach gilt es, den Pflanzen ge-nügende Kalimengen zuzuführen, wenn man gute und begehrte Ernten erzielen will. Hierauf aber muß heute alles Streben ge-richtet sein!

„Edelpelztiere!“ Wissen Sie, daß die Zucht und Haltung der edlen Pelzträger äußerst einfach, aber sehr gewinnbringend ist? Wenn nicht, so fordern Sie illustrierte Broschüre (gegen Rückporto) von der „Edelpelztierfarm Heinrichs-hall“, Post Bad Köstritz 41.

2. 40 280 11x

25. 01. 77

1 09. 73

27. Jan. 1984

11. 11. 84

22 Jan 1987

1 9 Dez 1989

1

SLUB DRESDEN



3 2619848